



herausgegeben von:
Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld

4. Jahrgang/Nr. 3 (2014)

BEITRÄGE ZUM BIELEFELDER GLEICHSTELLUNGSPREIS

Christiane Kaufmann

Masculine Generics and Gender-aware Alternatives in Spanish

Lisa Krall

Das Paradigma der Natur – Zum Umgang mit Naturalisierungen und Dualismen
in der Geschlechterforschung

Anne Warmuth

Schreibende Familienmänner – Narrative Konstruktion von Vaterschaft in der
Gegenwartsliteratur

Annette von Alemann

Die Gleichstellungsrelevanz von Deutungsmustern deutscher
Wirtschaftsführungskräfte

BERICHTE AUS UNIVERSITÄT UND FACHHOCHSCHULE

BERICHTE AUS DEM IFF

VERANSTALTUNGEN

NEUERSCHEINUNGEN

VERSCHIEDENES

Impressum

IFFOnZeit

Onlinezeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)

4. Jg., Nr. 3, 2014

Website: www.IFFOnZeit.de

ISSN: 1868-7156

Redaktion: Lisa Krall und Dr. Birgitta Wrede

Layout: Alexander Elli und Anke Kubitz

Email: iffonzeit@uni-bielefeld.de

Haftungsausschluss (Disclaimer)

Haftung für Inhalte: Die Inhalte dieser Onlinezeitschrift sind mit größter Sorgfalt erstellt. Für die Richtigkeit, Vollständigkeit und Aktualität der Inhalte übernimmt die Redaktion jedoch keine Gewähr. Gem. §§ 5 und 6 Mediendienstestaatsvertrag und gem. § 8 Telemediengesetz sind wir für eigene Inhalte auf diesen Seiten nach den allgemeinen Gesetzen verantwortlich. Diensteanbieter sind jedoch nicht verpflichtet, die von ihnen übermittelten oder gespeicherten fremden Informationen zu überwachen oder nach Umständen zu forschen, die auf eine rechtswidrige Tätigkeit hinweisen. Verpflichtungen zur Entfernung oder Sperrung der Nutzung von Informationen nach den allgemeinen Gesetzen bleiben hiervon unberührt. Eine diesbezügliche Haftung ist jedoch erst ab dem Zeitpunkt der Kenntnis einer konkreten Rechtsverletzung möglich. Sollten irgendwelche Rechtsverletzungen zur Kenntnis gelangen, werden wir diese entsprechenden Inhalte umgehend von dieser Webseite entfernen.

Haftung für Links: Diese Webseite enthält Links zu externen Webseiten Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Gewähr übernehmen. Für die Inhalte der verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Die verlinkten Seiten wurden zum Zeitpunkt der Verlinkung auf mögliche Rechtsverstöße überprüft. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine permanente inhaltliche Kontrolle der verlinkten Seiten ist jedoch ohne konkrete Anhaltspunkte einer Rechtsverletzung nicht zumutbar. Sollten irgendwelche Rechtsverletzungen zur Kenntnis gelangen, werden wir die entsprechenden Links umgehend von dieser Webseite entfernen.

Urheberrecht

Die Redaktion dieser Onlinezeitschrift ist bemüht, stets die Urheberrechte anderer zu beachten bzw. auf selbst erstellte sowie lizenzfreie Werke zurückzugreifen. Inhalte und Werke auf diesen Seiten unterliegen dem deutschen Urheberrecht. Beiträge Dritter sind als solche entsprechend gekennzeichnet. Die Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und jede Art der Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtes bedürfen der schriftlichen Zustimmung des jeweiligen Autors bzw. der Redaktion. Downloads und Kopien dieser Seite sind nur für den nicht kommerziellen Gebrauch gestattet.

Datenschutz

Soweit in dieser Onlinezeitschrift personenbezogene Daten (Name, Anschrift oder E-Mail-Adressen) erhoben werden, erfolgt dies auf freiwilliger Basis.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Ansicht der Redaktion wieder.

Editorial

IFFOnZeit Nr.3

Liebe Leser_innen,

wir freuen uns Ihnen eine neue Ausgabe der IFFOnZeit mit vielen interessanten Beiträgen und Berichten aus der Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld präsentieren zu dürfen. Den thematischen Schwerpunkt dieser Ausgabe bilden die 2013 mit dem Bielefelder Gleichstellungspreis ausgezeichneten Qualifikationsarbeiten. In der Kategorie „Genderforschung“ wurden insgesamt vier Abschlussarbeiten unterschiedlicher Qualifikationsstufen ausgezeichnet. Die Exzerpte zu den Ergebnissen dieser Forschungsarbeiten sind im ersten Teil dieser Ausgabe veröffentlicht und geben Einblicke in das breite Feld der Genderforschung.

Der Überblick über Forschungsprojekte am Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) spiegelt ebenfalls die Heterogenität und Vielfalt an Themen in der Geschlechterforschung wieder. So wird über geschlechtersensible Forschungen zur Lebenssituation von Menschen mit Behinderungen berichtet, über Projekte zur Arbeitsmarktvermittlung von Alleinerziehenden sowie über Diversity. Mit einem ebenso breiten Spektrum schließen weitere Beiträge aus der Universität und der Fachhochschule Bielefeld an.

Zudem freuen wir uns neben Hinweisen auf ausgewählte Neuveröffentlichungen und Veranstaltungen drei neu berufende Professorinnen mit Arbeitsschwerpunkten in der Geschlechterforschung an der Universität Bielefeld vorstellen zu können. Mit Valerie Kastrup, Helga Kelle und Tomke König wurden an den Fakultäten für Psychologie und Sportwissenschaft, Erziehungswissenschaft und Soziologie Wissenschaftler_innen berufen, die die Forschung und Lehre in der Geschlechterforschung an der Universität erweitern werden.

Genau wie die Themenvielfalt in der Geschlechterforschung zeichnet sich auch der Umgang mit Sprache durch heterogene Vorgehensweisen aus. Daher sei zuletzt darauf hingewiesen, dass die Autor_innen der Aufsätze verschiedene Formen geschlechtergerechter Sprache nutzen und wir uns bewusst gegen eine Vereinheitlichung entschieden haben.

Allen Autor_innen sei herzlich für ihre interessanten, spannenden und informativen Beiträge gedankt. Nun wünschen wir Ihnen viel Spaß beim Lesen, interessante Einblicke und gute Anregungen!

Lisa Krall & Birgitta Wrede
Redaktion
Bielefeld, im Mai 2014

EDITORIAL

BEITRÄGE

Gleichstellungspreis der Universität Bielefeld	6
Christiane Kaufmann & Gerd Bohner Masculine Generics and Gender-aware Alternatives in Spanish	8
Lisa Krall Das Paradigma der Natur – Zum Umgang mit Naturalisierung und Dualismen in der Geschlechterforschung	18
Anne Warmuth Schreibende Familienmänner – Narrative Konstruktion von Vaterschaft in der Gegenwartsliteratur	32
Annette von Alemann Die Gleichstellungsrelevanz von Deutungsmustern deutscher Wirtschaftsführungskräfte	49

BERICHTE AUS UNIVERSITÄT UND FACHHOCHSCHULE

Neuberufung von Professorinnen mit Forschungsschwerpunkten in der Geschlechterforschung	65
Petra Bollweg, Susanne Gottuck & Ulrike Graff Ringvorlesung „Differenz, Ungleichheit, Diskriminierung & Diversity? Wege zu einer gerechten Hochschule?“	67
Nikolas Johann Ethnographische Forschung zu Pädagogik und Geschlecht	72
Susan Banihaschemi & Susanne Richter Aufaktworkshop zu Genderkompetenz der AG „G.i.L. – Gender in die Lehre“	74
Gabriele Klärs Promovieren – Ja? Nein? Vielleicht? Karrierevorstellungen von Studierenden der Gesundheitswissenschaften aus Geschlechterperspektive	77
Susanne Richter Re-Akkreditierung und Weiterentwicklung des Masterstudiengangs Gender Studies	83
Melanie Plößer & Christiane Micus-Loos AN(N)O 2015. Aktuelle Normative Orientierungen, Geschlechteridentitäten und Berufswahlentscheidungen junger Frauen	85
Ulrike Struwe Rollenbilder in der Studien- und Berufswahl. Frauen für MINT gewinnen	90

BERICHTE AUS DEM IFF

Birgitta Wrede & Ilona Pache Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum (KEG) 2014	95
Sandra Glammeier & Kathrin Vogt Wissenschaftliche Begleitung einer Maßnahme zur Erwerbsintegration Alleinerziehender	100
Claudia Hornberg, Helga Nolte, Kathrin Vogt & Ivonne Wattenberg Vorstudie für eine Repräsentativ-Befragung zur Teilhabe von Menschen mit Behinderungen	105
Edelgard Kutzner Gender und Diversity – einige kritisch konstruktive Überlegungen	107
Christiane Ernst, Ulrike Janz, Barbara Möhrke, Petra Kolip, Marion Steffens, Andrea Stolte & Claudia Hornberg Betrifft Frauengesundheit: Das Kompetenzzentrum Frauen- und Gesundheit NRW	110
Helga Nolte, Olga Elli, Lutz Worms, Gerti Puhe & Claudia Hornberg Gewalt gegen Jungen. Pilotprojekt der Universität Bielefeld und Bethel.regional	116

VERANSTALTUNGEN	120
------------------------	-----

NEUERSCHEINUNGEN	123
-------------------------	-----

VERSCHIEDENES	129
----------------------	-----

Levke Harders, Bettina Brockmeyer & Martina Kessel Geschlecht, Migration und Arbeit (1800–1945). Studententag des Arbeitskreises Historische Frauen- und Geschlechterforschung NRW	131
Elaine Lauwaert Aktionstage „Gesellschaft Macht Geschlecht. Für geschlechtliche und sexuelle Selbstbestimmung“	132
Levke Harders Postdoc-Projekt in der Geschichtswissenschaft: Arbeitsmigration in Europa im 19. Jahrhundert	134

Gleichstellungspreis der Universität Bielefeld

Der thematische Schwerpunkt dieser Ausgabe der IFFOnZeit ist den mit dem Bielefelder Gleichstellungspreis ausgezeichneten Qualifikationsarbeiten gewidmet. Diesen Preis hat das Rektorat der Universität Bielefeld erstmalig beim Jahresempfang 2013 verliehen, um die Wichtigkeit der Gleichstellungspläne und deren kontinuierliche Fortschreibung hervorzuheben. Zudem soll der Preis dazu beitragen, die Rolle der Fakultäten und Einrichtungen sowie von Einzelpersonen bei der Umsetzung des Gleichstellungskonzeptes der Universität Bielefeld zu betonen und die Genderforschung stärker sichtbar zu machen.

Fortschritte bei der Herstellung von Chancengleichheit von Frauen und Männern wurden der Universität vielfach attestiert, kürzlich durch die Anerkennung als herausragendes Vorbild für chancengerechte Hochschulen im Rahmen der Bewerbung um das Professorinnenprogramm II. Trotz zahlreicher Erfolge sollte die Frauenquote im Wissenschaftsbereich, insbesondere bei den Professuren, wesentlich und deutlich schneller gesteigert werden. Nicht zuletzt soll die langjährige Tradition der Universität in der Geschlechterforschung gewürdigt werden. Hier setzt der Bielefelder Gleichstellungspreis in drei Kategorien an.

In der personellen Kategorie „quantitative Erfolge bei der Professorinnengewinnung“ wurde die Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft für die Erfüllung der Ziele des Gleichstellungsplans im professoralen Bereich ausgezeichnet, in der strukturellen Kategorie „qualitative Maßnahmen“ die Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie für die Entwicklung und Umsetzung von Maßnahmen zur Erfüllung der Gleichstellungsziele.

Der Genderforschungspreis ist für qualitativ herausragende Qualifikationsarbeiten, die ein für die Geschlechterforschung relevantes Thema bearbeiten und damit Erkenntnisgewinne für die universitären Gleichstellungsbemühungen liefern, gedacht. Hier gab es auf den Vorschlag einer Jury hin vier Preisträgerinnen auf unterschiedlichen Qualifizierungsstufen:

- BA - Arbeiten: *Christiane Kaufmann*: Effects of Gender-(un)aware Language in Chilean Spanish
- MA - Arbeiten: *Lisa Krall*: Das Paradigma der Natur – Zum Umgang mit Naturalisierung und Dualismen in der Geschlechterforschung und *Anne Warmuth*: Schreibende Familienmänner. Narrative Konstruktionen von Vaterschaft in der Gegenwartsliteratur bei Peter Handke, Hanns-Josef Ortheil und Dirk von Petersdorff
- Dissertationen: *Annette von Alemann*: Zwischen gesellschaftlicher Verantwortung und ökonomischer Handlungslogik – Selbstpositionierungen und Deutungsmuster von Führungskräften der deutschen Wirtschaft

Christiane Kaufmann widmet sich in ihrer Bachelorarbeit im Bereich Psychologie der Nutzung des generischen Maskulinums und (feministischen) Alternativen in der spanischen Sprache. Die Arbeit basiert auf einer Untersuchung, die im Rahmen eines Aufenthaltes an der Pontificia Universidad Católica in Chile stattfand und wurde von Prof. Dr. Gerd Bohner betreut. Von den zwei prämierten Masterarbeiten beschäftigt sich die von *Lisa Krall* mit einer theoretischen Bestandsaufnahme der Thematisierung von Naturalisierung und Dualisierung von Geschlecht innerhalb der Geschlechterforschung. Krall ist Absolventin des interdisziplinären Masters Gender Studies, der an der Fakultät für Soziologie angesiedelt ist und wurde in ihrer Abschlussarbeit von Prof. Dr. Tomke König und Prof. Dr. Sigrid Schmitz (Universität Wien) betreut. Die zweite ausgezeichnete Masterarbeit stammt aus der Literaturwissenschaft: *Anne Warmuth* thematisiert darin schreibende Familienväter und Vaterschaft in der Gegenwartsliteratur am Beispiel dreier Autoren. Ihre Arbeit wurde von Prof. Dr. Walter Erhart betreut. Mit der Arbeit von *Annette von Alemann* wurde eine Dissertation ausgezeichnet, die 2013 an der Fakultät

für Soziologie eingereicht wurde. Hier thematisiert Alemann den Zusammenhang von gesellschaftlicher Verantwortung, Geschlechterarrangements und Führungskräften der deutschen Wirtschaft. Die Dissertation erscheint in diesem Jahr bei VS/Springer. Die Exzerpte zu den exzellenten und aufschlussreichen Ergebnissen dieser Forschungsarbeiten geben Einblicke in die an der Universität Bielefeld betriebene Genderforschung. Darüber hinaus spiegeln sie ihr hohes Niveau und die fachliche und thematische Bandbreite dieser Forschungsrichtung wieder.

Der Bielefelder Gleichstellungspreis wird alle drei Jahre verliehen, also wieder in 2016. Alle mit der Geschlechterforschung befassten Lehrenden und Studierende können sich dieses Datum schon mal vormerken, um sich um diesen Preis zu bewerben bzw. entsprechende Arbeiten für den Preis vorzuschlagen.



Der Gleichstellungspreis wurde erstmals verliehen (v.l.): Gleichstellungsbeauftragte Uschi Baaken, Prof. Dr. Angelika Epple (Dekanin Geschichte) und Prof. Dr. Kai Kaufmann (Dekan Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft), Anne Warmuth, Annette von Aleman und Lisa Krall.

Masculine Generics and Gender-aware Alternatives in Spanish¹

Feminist linguistics have established that the use of masculine generics (MG), i.e. linguistic forms that are used sex-specifically in reference to men and generically in reference to mixed groups, leads perceivers to over-represent the men in their mental representation of people. We review empirical research on MG and summarize an experiment we conducted on effects of MG in Spanish. In that experiment, 195 participants read short stories in which groups of people were referred to with either MG or one of two gender-aware alternative forms. Then participants gave names to the stories' protagonists, which we used as indicators of their mental gender representation. Analyses showed that MG evoked a male bias in this task, and that the alternative forms alleviated this bias. More implicit gender associations, which we additionally assessed with a word-fragment completion task, showed no clear effect of language form. Ambivalent sexism and attitudes toward gender-aware language did not affect any of the dependent variables. In discussing the results, we present recommendations for gender-fair language use and develop ideas for further research.

Masculine Generics and Gender-aware Alternatives in Spanish

Gender inequality is a phenomenon that can be observed in societies throughout the world. The Global Gender Gap Index 2013 of the World Economic Forum (Hausmann, Tyson, Bekhouche, & Zahidi, 2013) quantifies the magnitude of gender-based disparities in political, economical, educational, and health-related criteria, and none of the 136 countries examined reached gender equality. According to the World Health Organisation (WHO), being a woman is a main health risk factor worldwide (García-Moreno, Jansen, Ellsberg, Heise, & Watts, 2005). How these disparities are caused and how they can be tackled are complex questions that touch upon many different aspects of human history, culture, politics, and more. One causal factor may be the constitutive role of language. Feminist writers have conceptualized language as a principal element for the stabilization of social conditions as well as an active means for emancipatory transformation and change (for a review and discussion, see Butler, 1990, especially chapter 1.VI). Concerning gender, this means that, on the one hand, language may represent, reproduce, and reinforce the status quo of gender relations in society, but, on the other hand, may also be used as an instrument of conscientization and change.

Representation of Gender in Language

In order to talk about the representation of gender in languages, we first need to clarify some terms. According to the Merriam-Webster dictionary, "gender" refers to the cultural and social traits typically associated with one sex, whereas the term "sex" refers to biological aspects. We consider both sex and gender to be social constructs and neither determined nor determining categories (for a detailed argumentation, see Voß, 2010). In this text, we only employ the term "gender", because we are interested in social roles and not in biological parts. For the same reason, when talking about "women" and "men" as well as "female" and "male," we also refer to gender, not to sex.

1 The reported research was facilitated by the International Office of the University of Bielefeld with a travel grant within the PROMOS project of the German Academic Exchange Service (DAAD), and by the laboratory of social psychology of the Pontificia Universidad Católica de Chile by providing a workplace and material to the first author. The authors would like to thank Roberto González Gutiérrez for his support and cooperation, Pietro Montagna Letelier and Pablo Torres Irribarra for their help in data collection, Viviana Sagredo Ormazabal for her help and advice, and Benjamin Liersch for providing the software to generate experimental stimuli

In all language systems, the genders are represented somehow. According to Stahlberg, Braun, Irmen, and Sczesny (2007), the variation of structural differences between languages concerning their representation of the genders can be distinguished into three main language types: Grammatical gender languages, natural gender languages and genderless languages. In the grammatical gender languages (GGL), such as German, Spanish, Russian, Hebrew, and others, gender is coded as a grammatical category: Every noun is either feminine or masculine (or neuter in some languages), and nearly all personal nouns, adjectives, and pronouns carry gender markers, so that reference to gender is very frequent. (An example in Spanish: “Una trabajadora francesa fue la mas simpática del grupo de voluntarios.”) In natural gender languages (NGL) like English or Scandinavian languages there is no grammatical marking of gender in nouns, and most personal nouns refer to both genders (e.g., English: “student”, “neighbour”, “doctor”), whereas personal pronouns reflect the gender of human beings (e.g., English: “Every student wants to give **his/her** best.”). There are also languages without grammatical gender at all, neither in the noun system nor in personal pronouns. Gender is only expressed by lexical means (e.g., in words like Turkish “erkek” = “man, male” or “kız” = “girl”). These languages are called genderless languages (GL) and include Turkish, Finnish, Iranian, Chinese, Swahili, and others. In spite of these structural differences, it is not the language type that makes a language more or less sexist or egalitarian. As Stahlberg et al. (2007) point out: “However, expressing or concealing sex in language is not in itself sexist or non-sexist. The decisive question is whether references to sex are *symmetrical* (...)” (p. 167, emphasis ours), which means that the genders are treated linguistically equally. In fact, asymmetries regarding gender references are found in all three language types.

An example for these asymmetries is the markedness of female/feminine forms. As we see, for example, in the German words for male teachers “Lehrer” and female teachers “Lehrerinnen”, the female form has an additional suffix to the male form, is longer and more complex. This kind of suffixes, which can be found in each language type, mark femaleness as a deviation from a male norm. There are many other forms of asymmetries in language structure. Probably the most systematic type of asymmetries are masculine generics (MG). In the words of Stahlberg et al. (2007), MG are “linguistic forms with a double function: They are used sex-specifically in reference to male persons and generically in reference to mixed groups and to people whose sex is unknown or irrelevant” (p. 169). Examples from the three language types would be, for Spanish (GGL): “los estudiantes” = the students, referring to groups of men as well as to mixed groups; for English (NGL): “Everyone should take responsibility for his life”; and for Turkish (GL): “adam” means both “man” and “human being”). Forms of MG can also be found in each language type, but GGLs have the highest frequency of MG as they have the most gender-referring forms. The use, impact, and reform of MG have always been a main issue of feminist language critique and its opponents.

Debate on Feminist Language Critique

Already in 1895, Elizabeth Cady Stanton criticized the use of masculine generic pronouns as a symbol of oppression of women and recommended using the neutral pronoun “they” to prevent misunderstandings. Since then, linguists, sociologists, psychologists, and political activists have joined the debate with many different opinions and explications. Altogether, two main argumentation lines can be identified. Feminist language critique claims that the use of MG makes women and women’s rights, interests, and achievements

invisible, and supports a fundamentally androcentrist view of the world, in which the male is depicted as the norm and the female as deviant. Representatives of this point of view are Luise Pusch (1980) and Senta Trömel-Plötz (1982) regarding the German language, and Robin Lakoff (1973) regarding US English. The opponent position argues that MG forms are unrelated to gender and purely grammatical. Existing disparities are regarded as caused by social conditions and impervious to being influenced or changed by language. This position is described in Martyna (1980) and Blaubergs (1980) for English, and in Burkhardt (1985) for German. A brief but enlightening outline of the positions and their representatives is given in Stahlberg et al. (2007).

There is less literature on this topic for Spanish, but the opponent positions are basically the same. Jiménez, Román, and Traverso (2011) see language as representing and constructing social realities and as an important element on the way to gender equality, whereas the Real Academia Española (RAE) – the highest authority in language questions in the Spanish-speaking world – states that MG are purely arbitrary and grammatical, and that innovative forms are unnecessary and even ridiculous (RAE, 2006). We took this situation as the starting point for studying empirically the effects of MG and alternative language forms in Spanish. Before describing our own research, we briefly review existing research on other languages.

Empirical Research on Masculine Generics

Along with the theoretical debate on MG and sexist language there has also been some empirical research, mostly supporting the MG-critical position. In most of the experiments on the effects of MG, generic sentences or texts were presented in several versions: one version using MG and one or more versions using alternative language forms (e.g., masculine/feminine slash forms or innovative forms like the feminine form with uppercase “I” in German plural nouns). Then, different methods were used to capture participants’ mental representations of gender concerning the persons the texts referred to. Heise (2000), for example, asked German-speaking participants to write a short story based on the sentences presented before, and to give names to the protagonists, under the pretext of conducting a study on creativity. Results showed that the MG personal nouns (e.g., “Vegetarier”) evoked significantly more male names than female ones, whereas a male/female splitting form (e.g., “Vegetarier/innen”) led participants to produce a balanced number of male and female names. There was also a condition with gender-neutral nouns (e.g., “Kinder”), which evoked a male bias comparable to the MG form. The uppercase “I” (e.g., “VegetarierInnen”) evoked a female bias in the names that participants produced.

In other studies, participants were asked to draw or select pictures of the protagonists in the texts (Sniezek & Jazwinski, 1986), complete sentences (Scheele & Gauler, 1993), or guess the ratio of women in a group (Braun, Gottburgsen, Sczesny, & Stahlberg, 1998). More recently, researchers have also used more implicit measures like reaction times for answering questions, reading texts or other types of processing. For example, Irmen and Roßberg (2004) presented sentences in MG form and measured reading times for the following sentence, in which the gender of the persons referred to either did or did not match the grammatical gender of the preceding sentence. An implicit influence was found with reading times being higher when the protagonists of a text did not match the grammatical gender than when they did.

Findings were quite consistent in showing that MG evoke a male bias in the

cognitive representation of the genders, and that this bias may be weakened by the use of gender-aware linguistic forms. In some studies, neutralizing forms (like the pronoun “they”, “individual”, etc.) showed similar effects to MG (e.g., Heise, 2000), in others they weakened the male bias in a similar way as did other gender-aware forms (e.g., Stahlberg & Sczesny, 2001, Experiment 1; Gastil, 1990). It has been argued that the effect of neutral forms may be especially context-sensitive (Stahlberg et al., 2007). In many studies, a main effect of participant’s gender could be found, in that women generally formed more female associations than men did (Hamilton, 1988; Stahlberg et al., 2001; among others).

Most of the empirical research on the influence of MG language versus gender-aware alternative forms examined English or German-speaking samples. There are very few studies on French (Gygax & Gabriel, 2008; Gygax et al., 2012), some that include data on Dutch (Backer, De Maarten, Cuypere, & Ludovic, 2012), on Norwegian (Gabriel & Gygax, 2008), and some comparing several languages (Gygax, Gabriel, Sarasin, Oakhill, & Garnham, 2008; Gygax, Gabriel, Sarasin, & Oakhill, 2009), most of them supporting the findings of studies on German and English. However, checking international publication databases we could not find any empirical study on the effects of gender-aware versus -unaware language forms in Spanish.

It was plausible to expect that the general pattern of findings obtained with other GGL would also apply to Spanish. Like the uppercase “I”, which is specific to German, the Spanish language also has specific forms to avoid MG. One innovative and rather unconventional form is the @-form (e.g. “l@s estudiantes”). The @ is supposed to visually combine the letters o (indicating masculinity) and a (indicating femininity). However, it is probably more easily read as an “a”, so this form may be similar to the German uppercase “I” in that it emphasizes the feminine. A disadvantage of the @-form is that it is not applicable in some grammatical cases. For example, the MG form of “the Spanish” is “los españoles”, the feminine form is “las españolas”, so it would not be logical to use “l@s español@s” in this case. Apart from that, this form is not applicable in spoken language, because there is no practical way to pronounce the “@”.

Another innovative form, which is less used and known, is the X-form (e.g. “lxs estudiantes”, “lxs españolxs”). This form is not pronounceable either, but consistently applicable in written language. The X-form is mostly found in left-wing feminist political contexts, representing a more radical form than the slash form, and also symbolizes a rejection of the normative binary sex and gender system of society (for more theoretical background to this critique, see Butler, 1990). The recommended form in formal guidelines on gender-fair language (Bernal Castro, 2007) is the slash form (e.g. “los/las estudiantes”).

Our Research on Gender(-un)-aware Language in Spanish

In a recent experiment with a Chilean sample, we compared effects of the X-form and the slash form both to each other and to those of the conventional MG form, using Heise’s short-story-paradigm. 195 Chilean university students (83 women, 112 men) with a mean age of 20 years read the beginnings of two short stories about a group of people that were written either in MG form, slash form or X-form (e.g. “El grupo de tres amigxs se encuentra en su bar favorito.” = “The group of three friends meets in their favourite bar.”). They were asked to write a continuation of two to three sentences for each story and to give names to the protagonists. These chosen names’ gender distribution was used as a

measure of participants' gender associations concerning the protagonists.

We expected that the MG form would evoke a male bias in the names' gender distribution by evoking more than 50% male names. We further expected that the alternative language forms would evoke fewer male names than would the MG form. In reference to the findings of Heise (2000), the slash form was expected to evoke roughly 50% male and 50% female names.

Mental Representation of Gender – Main Findings

Our results showed that MG language does evoke a male bias in gender representation, and that the alternative language forms slash and X both do alleviate this bias. An even stronger influence on the gender representation was evoked by participant's own gender, in the way that men generally had a stronger male bias than women. Hamilton (1988) suggested that this could be an effect of a projection of self into the stimulus sentences. However, Silveira (1980) had proposed the hypothesis of a "people = male bias" for both men and women. It claimed that a man is more likely perceived as a person than is a woman, and a person is more likely believed to be a man than a woman. Hamilton (1991) provided clear evidence for this hypothesis with several experiments. He showed, for example, that participants would be more likely to use gender non-specific terms like "person" or "individual" when referring back to a man than when referring back to a woman. Silveira (1980) argued that men's greater bias derives from having learnt as a boy that "the words which refer to himself and which exclude his opposites also refer to people in general", so generic "he" would rather be male than female, whereas girls learn that "words that refer to [their] opposites, [their] not-selves, also refer to people in general" (p. 175). She assumes that girls, in order to compensate for this dissonance, develop strategies to suppress male imagery from MG, whereas boys do not.

Regarding the effects of alternative language forms, our results show that the slash form was closest to 50% male and female names, at least among women. In the male subsample, the slash form also raised the number of female names that participants produced, but did not evoke a 50% equality. Apparently, the gender effect described above is stronger than the effect of the slash form in the male subsample.

Interestingly, the X-form had no significant effect on men, but evoked 50% female names in the female subsample, almost like the slash form. This is not just explicable by the gender effect. From a purely formal perspective, "X" is a neutral letter, neither in its shape nor in its sound does it resemble the masculine-marking "O" or of the feminine-marking "A" (unlike, for example, the "@", which reminds readers of the feminine word form in shape and sound, and might evoke a female bias). Silveira (1980) argues that women, having developed strategies to suppress male imagery from MG, tend to have less people=male bias and less people=self bias than men, so that could be a reason why they interpret the X-form truly generically, whereas male participants, having a stronger people = male bias and people=self bias, tend toward male imagery. The slash form, however, succeeds in weakening this bias even for male readers because it makes the feminine form explicit. Another consideration is that the X has a slightly aggressive character because it questions gender quite offensively. Wherever gender concepts are critically questioned, the male privileges in a patriarchal system are threatened. The X-form could therefore provoke reactance in male readers, leading them to reject this language form, and to react by (consciously or unconsciously) choosing fewer female names than in the slash condition.

Implicit Aspects of Gender Representation

In most of the research on the effects of language form done so far, rather explicit measures were used to capture participants' cognitive representations: Writing stories, answering questions, drawing pictures, etc. are conscious processes, and it is possible that participants answer in a socially or politically reflected way. It would thus be of interest to use more implicit measures in order to find out about the effects of language forms on a less conscious level. In a different context, Böhner et al. (1998) had used ambiguous word fragments that could be completed either in a gender-related or in a neutral fashion, to detect the cognitive accessibility of the gender concept.

According to feminist language critique, MG represent a socially dominating male norm. Alternative language forms break with this norm and point out the dissonance between the usual MG word form and the actual gender of the persons referred to. It is probable that this draws attention to gender ratio and gender in general. If that is the case, we may assume that alternative language forms increase the cognitive accessibility of the gender concept compared to the MG form. More specifically, these forms may increase the relative accessibility of the concept of femininity (vs. masculinity). Based on these considerations, we also employed an implicit measure of construct accessibility by using ambiguous word fragments in the above-mentioned experiment in Chile. After having read sentences in MG form, slash form or X-form, respectively, participants were asked to complete, as quickly as possible, word fragments that had more than one possible solution. For example, the fragment "H__J__" could be completed as HIJO (son), HIJA (daughter), or HOJA (leaf). The completions made by participants were later classified as "masculine", "feminine", or "neutral" completions. A higher number of "feminine" or "masculine" completions was supposed to indicate a higher instantaneous accessibility of the concept of gender.

Unfortunately, our analyses showed that the word fragment measure did not fulfil conventional standards of reliability. Although we did find a small effect of participant's gender, with female participants producing more feminine word completions than male participants, there was no clear effect of language form.

Despite this, we are confident that the method of word completions could work as an implicit measure in future research. In the case of this first study, the method may just not have been sensitive enough. This may be because we used a relatively small number of stimuli and did not control for the frequency of use of the possible solutions. Although it is difficult to construct word fragments with gender-specific and neutral solutions that are equally frequent, this aspect should be explicitly addressed in the construction of future implicit measures. Furthermore, in future analyses the word completions should be weighted according to their word frequency.

Another idea is to use fragments of names that can be completed both to a male and to a female name, instead of (or in addition to) abstract terms or objects. Thus, the possible completions would probably be more equally frequent, and they might reflect more closely the cognitive representations of people. With this method it would not be possible to capture a general concept of gender, but more specific representations of femininity and masculinity. In any case, we believe that further research on the impact of language form on an implicit level would be of great interest, and other implicit measures, such as ambivalent pictures or eye-tracking experiments, could be useful. For an overview on implicit measures, their underlying theoretical rationales and advice on implementation in research, see Wittenbrink and Schwarz (2007).

The Influence of Sexist Attitudes

Finally, one could assume that participants' level of sexism as well as their attitudes toward MG and alternative language forms could affect the results. There are different measures of sexism. An internationally validated measure based on a theoretically profound concept is the Ambivalent Sexism Inventory by Glick and Fiske (1996). Having recognized that a uni-dimensional approach to sexism cannot capture its subtle and complex different aspects, they constructed a measure with two positively correlated subscales: hostile sexism (HS), representing an antipathy against women (and especially those women who do not conform to traditional roles), and benevolent sexism (BS), capturing more subtle, and seemingly positive, stereotypical attitudes toward women, which are nonetheless sexist because they restrict women to certain roles and images, and contribute to keeping women subordinated. Both aspects of sexism go together and the two subscales HS and BS form a general measure of ambivalent sexism (AS). Attitudes toward gender-aware language (AL) are a less commonly used measure, quantifying a person's liking for innovative language forms regarding gender-relations and their consciousness for gender inequalities in language.

In the Chilean experiment, both AS and AL were reliably assessed, but none of them was associated with the representation of female and male protagonists, nor did it moderate the effects of gender(-un)-aware language on those representations. It therefore seems that the effect of language form may be quite independent of people's personal attitudes. This could be interpreted as being in line with the position of feminist language critique that the male bias evoked by MG emerges because MG are often interpreted in a sex-specific way, in spite of people knowing that they are generic (for further evidence, see Gyga et al., 2009).

Conclusion

Our recent experiment on Chilean Spanish replicates previous findings that MG language evokes a male bias in gender representation, and that alternative language forms weaken this bias. A strong gender effect was found, too. On the implicit measure, participant's gender evoked a small effect, whereas language form did not. However, the operationalization of this measure was not sufficiently reliable to draw firm conclusions yet. Sexism and language-related attitudes, despite being measured reliably, did neither directly affect our gender representation measures, nor did they moderate any of the observed effects.

Based on these results and the preceding studies on other languages, we would strongly recommend the conscious and consistent use of gender-aware language in every possible context. In Spanish, the slash form seems to be the form that comes closest to an equal representation of the genders, so it is the recommendable form in most cases. The X-form had evoked similar effects, but only in the female subsample. According to Silveira's (1980) argumentation (see above, "Mental Representation of Gender - Main Findings"), women interpret the X-form truly generically, because they have less of a people=male bias and less of a people=self bias than men do. It would be interesting to find out if people who are generally more aware of the issue of gender representation in language and reflect their own position in the gender-system more consciously would show smaller people=male and people=self biases than average. If so, the X-form might be more appropriate in those contexts.

Concerning further research questions, we would like to point out that there is very little research on effects of MG other than on cognitive representations. Two experiments by Vervecken and Hannover (2012) showed that speakers who used gender-balanced forms in German were perceived to be more competent and less sexist by others. A couple of studies have examined the impact of language form in the labor context, such as Bem and Bem (1973) and Stericker (1981), who showed that women reacted less to job adverts presented in MG than in alternative language forms. Hamilton, Hunter, and Stuart-Smith (1992) examined the legal context and found that participants acknowledged less often that a fictive woman accused of murder could claim self-defense, after they had read a definition of self-defense in MG language than in alternative language forms. We are convinced that gender (un-)-aware language has an impact on many more aspects of everyday life. For example, there is no research to date on how language form may affect speakers' or listeners' affect. We think that it would be especially interesting to examine if MG has an effect on self-related attitudes and feelings like self-esteem or striving for autonomy. It is possible that effects on this more affective level only appear after a longer time of confrontation with alternative language forms, which could only be observed by longitudinal designs.

Obviously, the conclusion from the present study, in the context of previous research, is that *language matters*. However, it is also obvious that language forms and rules alone will not change a system of male dominance that has a history of thousands of years. If there is no woman in a ministry, a supreme court, or a management board, speaking of "los/las ministros/as" (the ministers), "los/las jueces" (the judges), or "los/las gerentes" (the managers) will not miraculously make one appear there. But it will call attention onto this disparity, it can denounce inequalities and inspire people to dare the change. And for this purpose it is absolutely justifiable and even useful that gender-aware language may be unfamiliar to our ears and eyes, sometimes complicated and annoying, or provoking controversies. As long as we face inequalities, discrimination and oppression, we need to stand up against them, we need to reflect our own privileges and practices, we need controversies. And we need language to talk about it.

References

- Bernal, G. 2007. Manual para la comunicación no sexista [Manual for non-sexist communication]. Santiago, Chile: Comisión Ministerial de Género MOP.
- Blaubecks, M. 1980. An analysis of classic arguments against changing sexist language. In: *Women's Studies International Quarter*. 3. 135-147.
- Bohner, G., Siebler, F., Sturm, S., Effler, D., Litters, M., Reinhard, M.-A. and S. Rutz. 1998. Rape myth acceptance and accessibility of the gender category. In: *Group Processes and Intergroup Relations*. 1. 67-79.
- Braun, F., Gottburgsen, A., Sczesny, S. and D. Stahlberg. 1998. Können Geophysiker Frauen sein? Generische Personenbezeichnung im Deutschen [Generic terms for persons in German]. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*. 26. 265-283.
- Burkhardt, A. 1985. Frauenlinguistik [Women's linguistic]. In: *Muttersprache*. 95. 309-310.
- Butler, J. 1990. *Gender Trouble*. New York: Routledge.
- De Backer, M. and L. De Cuypere. 2012. The interpretation of masculine personal nouns in German and Dutch: a comparative experimental study. In: *Language Sciences*. 34. 253-268.

- Gabriel, U., and P. Gyga. 2008. Can societal language amendments change gender representation? The case of Norway. In: *Scandinavian Journal of Psychology*, 49. 451-457.
- García-Moreno, C., Jansen, H., Ellsberg, M., Heise, L., and C. Watts, C. 2005. WHO Multi-country Study on Women's Health and Domestic Violence against Women: Initial results on prevalence, health outcomes and women's responses. Geneva: WHO Press.
- Gastil, J. 1990. Generic pronouns and sexist language: The oxymoronic character of masculine generics. In: *Sex Roles*. 23. 629-643.
- Gender. 2012. In: Merriam-Webster.com. Retrieved from <http://www.merriam-webster.com/dictionary/gender>.
- Gyga, P., and U. Gabriel. 2008. Can a group of musicians be composed of women? Generic interpretation of French masculine role names in the absence and presence of feminine forms. In: *Swiss Journal of Psychology*. 67. 143-151.
- Gyga, P., Gabriel, U., Lévy, A., Pool, E., Grivel, M. and E. Pedrazzini. 2012. The masculine form and its competing interpretations in French: When linking grammatically masculine role names to female referents is difficult. In: *Journal of Cognitive Psychology*. 24. 395-408.
- Gyga, P., Gabriel, U., Sarasin, O. and J. Oakhill. 2009. Some grammatical rules are more difficult than others: The case of the generic interpretation of the masculine. In: *European Journal of Psychology of Education*. 24. 235-246.
- Gyga, P., Gabriel, U., Sarasin, O., Oakhill, J., and A. Garnham. 2008. Generically intended, but specifically interpreted: When beauticians, musicians, and mechanics are all men. In: *Language and Cognitive Processes*. 23. 464-485.
- Hamilton, M. C. 1988. Using masculine generics: Does generic he increase male bias in the user's imagery? In: *Sex Roles*. 19. 785-799.
- Hamilton, M. C. 1991. Masculine bias in the attribution of personhood: people = male, male = people. In: *Psychology of Women Quarterly*. 15. 393-402.
- Hausmann, R., Tyson, L., Bekhouche, Y. and S. Zahidi. 2013. The Global Gender Gap Index 2013. In: World Economic Forum (Ed.). *The Global Gender Gap Report 2013*. Geneva: World Economic Forum. 3-38.
- Heise, E. 2000. Sind Frauen mitgemeint? Eine empirische Untersuchung zum Verständnis des generischen Maskulinums und seiner Alternativen [Are women included? An empirical study of the generic masculine and its alternatives]. In: *Sprache und Kognition*. 19. 3-13.
- Irmen, L. and N. Roßberg. 2004. Gender markedness of language: The impact of grammatical and nonlinguistic information on the mental representation of person information. In: *Journal of Language and Social Psychology*. 23. 272-307.
- Jiménez-Rodrigo, M. L., Román-Onsalo, M. and J. Traverso-Cortes. 2011. Lenguaje no sexista y barreras a su utilización. Un estudio en el ámbito universitario [Non-sexist language and its limits. A study on an academic sample]. In: *Revista de Investigación en Educación*. 9. 174-183.
- Lakoff, R. 1973. Language and woman's place. In: *Language in Society*, 2. 45-79.
- Martyna, W. 1980. Beyond the 'he/man' approach: The case for nonsexist language. In: *Signs*. 5. 482-493.

- Pusch, L. F. 1980. Das Deutsche als Männersprache - Diagnose und Therapievorschlge [German as men's language – diagnosis and therapy proposals]. In: Linguistische Berichte. 69. 59-74.
- Real Academia Española de la Lengua. 2006. Informe emitido por la Real Academia Española de la Lengua relativo al uso genrico del masculino gramatical y al desdoblamiento de los sustantivos [Report of the Real Academia Española de la Lengua concerning the use of masculine generics and the doubling of substantives]. In: Revista Española de la Funci3n Consultiva. 6. 307-309.
- Scheele, B. and E. Gauler. 1993. Whlen Wissenschaftler ihre Probleme anders aus als WissenschaftlerInnen? Das Genus-Sexus-Problem als paradigmatischer Fall der linguistischen Relativittsthese [Is there a difference in choice of research problems between men and women scientists? The problem of gender-sex-bias as a paradigmatic example of linguistic relativity]. In: Sprache und Kognition. 12. 59-72.
- Silveira, J. 1980. Generic masculine words and thinking. In: Women's Studies International Quarterly. 3. 165-178.
- Snizek, J. A. and C.H. Jazwinski. 1986. Gender bias in English: In search of fair language. In: Journal of Applied Social Psychology. 16. 642-662.
- Stahlberg, D. and S. Sczesny. 2001. Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen [Effect of the generic use of the masculine pronoun and alternative forms of speech on the cognitive visibility of women]. In: Psychologische Rundschau. 52. 131-140.
- Stahlberg, D., Braun, F., Irmen, L. and S. Sczesny. 2007. Representation of the sexes in language. In: K. Fiedler (Ed.). Social Communication. New York: Psychology Press. 163-187.
- Stanton, E. C. 1895. The Woman's Bible. New York: European.
- Tr3mel-Pl3tz, S. 1982. Frauensprache. Sprache der Veränderung [Women's language. Language of change]. Frankfurt a.M.: Fischer.
- V3, H.-J. 2010. Making Sex Revisited: Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive [Making sex revisited: Deconstruction of sex from a biological-medicinal perspective]. Bielefeld: transcript.
- Wittenbrink, B. and N. Schwarz, N. (Ed.). 2007. Implicit measures of attitudes. New York: Guilford Press.

Christiane Kaufmann

Fakultät f3r Psychologie und Sportwissenschaft

Universität Bielefeld

christiane.kaufmann@uni-bielefeld.de

Das Paradigma der Natur – Zum Umgang mit Naturalisierung und Dualismen in der Geschlechterforschung

In westlichen Gesellschaften¹ hält sich ein Zweigeschlechtermodell aufrecht, durch das Menschen in männlich oder weiblich kategorisiert werden. Die feste Zuteilung zu einer Geschlechtergruppe findet zumeist schon vor der Geburt statt, in dem zum Beispiel mit Hilfe einer Ultraschallabbildung die Genitalien des Fötus bestimmt werden. Bereits während der Schwangerschaft spielt es oft für die Schwangeren und ihre Angehörigen eine große Rolle, ob ein Mädchen oder ein Junge erwartet wird. Verfügt das Kind über ‚eindeutige‘ Geschlechtsmerkmale,² wird es spätestens ab dem Tag der Geburt als Mädchen oder Junge angesprochen und erfährt, welche Verhaltens- und Umgangsweisen als passend für ihn_sie gelten. Geschlecht dient somit als vermeintliches Kriterium für spezifische Fähigkeiten oder Verhaltensweisen.

Entsprechend dieser binären Ordnung werden Menschen eines Geschlechts zudem oft vereinheitlicht. Für die Geschlechtergruppen eröffnen sich dann je spezifische Lebenskonzepte und Möglichkeiten, die für die je andere aufgrund gesellschaftlicher Normen weniger oder gar nicht zugänglich sind. Hiermit sind Homogenisierungen von Menschen innerhalb eines Geschlechts sowie Diskriminierungen und Ausschlüsse von Menschen verbunden, die nicht in der ihnen von Geburt an zugeschriebenen Rolle und/oder jenseits von vorherrschenden Stereotypen, Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität leben wollen beziehungsweise können (vgl. Voss 2011: 9). Dies beruht vor allem auf Argumentationen, welche auf der Vorstellung von angeborener, natürlicher³ Zweigeschlechtlichkeit basieren. Meines Erachtens ist der Rekurs auf die Natürlichkeit binärer Geschlechterordnung ausschlaggebendes Kriterium für ihre Wirkmächtigkeit und die Zurückweisung eines naturalistischen Verständnisses von Geschlecht deshalb erforderlich.

Viele Arbeiten aus der Geschlechterforschung⁴ setzen sich mit Naturalisierung von Geschlecht auseinander.⁵ Innerhalb dieser Positionen werden die oben erwähnten Homogenisierungen, Zuschreibungen und Ausschlüsse problematisiert, die produziert werden, wenn Natur als Legitimation für Geschlechterrollen dient. Zum Beispiel wird in feministischer (Natur-)Wissenschaftsforschung darauf hingewiesen, dass Natur-

1 Wenn ich im Folgenden über westliche Gesellschaften spreche, möchte ich nicht sagen, dass es in anderen Teilen der Welt immer explizit anders ist, als in den von mir vorgestellten Darstellungen, doch soll andererseits auch nicht der Eindruck entstehen, ich würde Anspruch auf universelle Gültigkeit meiner Aussagen erheben.

2 Hier soll mitgedacht werden, dass nicht alle Menschen mit Geschlechtsmerkmalen auf die Welt kommen, die als eindeutig männlich oder weiblich gelten. Tiefergehend wird das Thema Intersexualität hier nicht behandelt.

3 Ich verwende Begriffe wie naturgegeben, natürlich, weiblich, männlich, Mann und Frau und andere gemäß ihrem üblichen Gebrauch. Die Herausforderung, die von mir problematisierten Begriffe und Dualismen damit nicht zu reproduzieren, habe ich in meiner Masterarbeit ausführlich thematisiert. Der besseren Lesbarkeit halber setze ich sie nicht in Anführungszeichen, durch die die Konstruiertheit der Begriffe kenntlich gemacht werden kann. Wie Judith Butler postuliert, führt die Nicht-Verwendung von Begriffen nicht dazu, dass sie ihre Bedeutungen für uns verlieren; es sei dennoch möglich, Abstand von ihrem Status als „unhinterfragte Prämisse“ (Butler 2011: 288) zu nehmen.

4 Es gibt nicht die eine Geschlechterforschung, handelt es sich hierbei doch um ein interdisziplinäres und sehr heterogenes Forschungsfeld. Ich spreche der Einfachheit halbe dennoch oft von (der) Geschlechterforschung und benutze auch die Begriffe Feminismus und feministische Theorie ohne sie voneinander abzugrenzen.

5 Naturalistische und essentialistische Argumentationen sind auch in Bezug auf andere Kategorien problematisch und können zum Beispiel ebenfalls rassistische oder klassistische Annahmen stützen. Ich behandle hier ausschließlich die Kategorie Geschlecht, obwohl durch die Beachtung weiterer Merkmale eine umfassendere Analyse möglich ist und so aufgezeigt werden kann, wie diese ineinander greifen.

wissenschaften großen Einfluss auf die Vorstellung von Geschlecht als natürliche Kategorie haben. Ausgewählte Positionen dazu werden im Folgenden thematisiert.

Gemäß dieser Trennung etablierte sich in den 1970er Jahren innerhalb der Geschlechterforschung die Unterscheidung von sex und gender, um Naturalisierung von Geschlecht zu kritisieren und (sozio-)kulturelle Faktoren stärker zu berücksichtigen. Diese Differenzierung stellte sich jedoch als zweifelhaft heraus, denn sex wurde als natürlich aufgefasst und mit gender kulturelle und soziale Einflüsse verbunden. Jene Trennung entspricht dem Dualismus⁶ von Natur und Kultur, an den sich weitere Begriffspaare anschließen.

Geschlechterforscher_innen haben darauf hingewiesen, dass durch Dualismen Zweigeschlechtlichkeit (re)produziert und Geschlechterverhältnisse binär und hierarchisch strukturiert sind. Wie ich aufzeige, sind sowohl Naturalisierung als auch Dualismen Gegenstand feministischer Analysen, doch bleiben kritische Untersuchungen nicht frei von problematischen Reproduktionen: Astrid Deuber-Mankowsky merkt an, dass in der Geschlechterforschung die Kategorie Geschlecht als Konstrukt verstanden und Kritik an Naturalisierung von Geschlecht sowie an dualistischen Strukturen formuliert werden. In kritischen Analysen des Natürlichkeitsparadigmas würde aber weiterhin Natur als Gegensatz zu Kultur verstanden. Somit würden problematisierte binäre Vorstellungen reproduziert (vgl. Deuber-Mankowsky 2004: 68). Das bedeutet, dass in kritischen Auseinandersetzungen mit dem Rekurs auf Natürlichkeit von Geschlecht eben jene Begriffsverständnisse unter Umständen wiederholt werden, von denen man sich distanzieren wollte.

Dieser Artikel basiert auf der Rekonstruktion bereits erarbeiteter Standpunkte, positioniert sich aber auch: Meine *erste* Annahme ist, dass ein heteronormatives Konzept von zwei Geschlechtern, die sich gegenseitig ausschließen und gegengeschlechtlich begehren, als natürlich und normal gilt und naturalisiert wird.⁷ Mit Verweis auf die Natur von Zweigeschlechtlichkeit wird ihre Unbeeinflussbarkeit postuliert und damit verbundene Zuordnungen und Ausschlüsse legitimiert. *Zweitens* prüfe ich die Annahme, ob Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit deshalb als natürlich erscheinen, weil Naturalisierung auf dem Dualismus von Natur und Kultur basiert. Außerdem gilt es zu klären, inwiefern sich weitere Dualismen an die Dichotomie von Natur und Kultur anschließen und diese Geschlechterverhältnisse strukturieren sowie Hierarchien begründen. Auch dies wird hier anhand ausgewählter Positionen aus der Geschlechterforschung geprüft. Diese Annahmen sind nicht neu in der Geschlechterforschung und hängen eng miteinander zusammen. Sie werden in diesem Beitrag zunächst getrennt voneinander erarbeitet sowie verschiedene feministische Positionen dazu rekonstruiert, um einen Zugang zur Komplexität der Thematik zu bekommen. Der Fokus liegt danach auf der Analyse ausgewählter Arbeiten von Judith Butler und Donna Haraway, um Antworten zu den aufgeworfenen Fragen und Aspekten zu erhalten und die Annahmen zu prüfen.

6 Die Begriffe Dualismus, Dichotomie und Binarität werden zum Teil unterschiedlich gebraucht. Aufgrund ihrer inhaltlichen Übereinstimmung verwende ich sie aber synonym.

7 Ich problematisiere im Folgenden den Rekurs auf Natürlichkeit von binären Geschlechterunterschieden und somit auch Heteronormativität. Damit wird die Normierung von Zweigeschlechtlichkeit und gegengeschlechtlichem Begehren bezeichnet. Begehren und Sexualität werden hier jedoch ausschließlich in Zusammenhang mit Arbeiten Judith Butlers thematisiert.

Natur als Konstrukt

Im deutschsprachigen Raum ist Natur etwa seit den 1990er Jahren Gegenstand der Geschlechterforschung.⁸ Dort geht es darum, die Natur nicht mehr als unveränderbares Schicksal, sondern als soziales Konstrukt aufzufassen und ihre „biologischen, physikalischen und sozialen Folgen“ (Scheich, Wagens 2011: 17) zu untersuchen. Als Einstieg in die Auseinandersetzung mit dem Begriff der Natur kann ein Blick auf Naturbegriffe verschiedener Disziplinen dienen. Dabei wird deutlich, dass Natur oftmals als unbeeinflusst von Menschen und als urtümlicher Teil des Lebens begriffen wird. Jene tradierten Konzepte von Natur werden in der Geschlechterforschung kritisch hinterfragt und zum Beispiel als Konstruktion verstanden, „die aus dem Wechselverhältnis von wissenschaftlicher Tätigkeit und gesellschaftlich und kulturell bedingten Normen, Zielvorstellungen und Vorannahmen entstanden sei“ (Fox-Keller 1985 in Deuber-Mankowsky 2009: 225). Natur gilt hier nicht als Äußeres, unabhängig von der Gesellschaft Entstandenes, sondern als Bestandteil und Produkt derselben. Paula-Irene Villa weist darauf hin, dass schon die „Verwendung des Naturbegriffs (zumindest wenn ohne Anführungszeichen)“ (Villa 2001: 163) problematisch scheint.

So teilen die meisten Ansätze innerhalb der Geschlechterforschung, trotz ihrer Divergenzen, eine grundlegende Kritik: Zuschreibungen von vermeintlich geschlechtsspezifischen Merkmalen und Geschlechterverhältnissen mit Rückbezug auf natürliche, angeborene Geschlechterunterschiede und eine binäre Ordnung seien problematisch, da sie damit als vorbestimmt und unveränderlich postuliert würden (vgl. Ebeling et al. 2006: 347). Auf Grundlage des tradierten Naturverständnisses wurden und werden menschliche Charakterzüge wie zum Beispiel Fürsorglichkeit, Intelligenz oder Hysterie als angeboren aufgefasst und zugleich als naturgegeben, unveränderlich und normal. Zudem werden sie oft nur einer Geschlechtergruppe zugeschrieben und Menschen eines Geschlechts homogenisiert. Der Rekurs auf Natur als ahistorische Norm und damit verbundene Festschreibungen von Eigenschaften werden insofern negativ aufgefasst, als das Natur als Rechtfertigung dienen kann, die aufgrund ihres zugeschriebenen Wahrheitsgehalts sehr stark ist und mögliche Gegenrede erschwert.

Diese Erkenntnisse sind Teil der Geschlechterforschung, in der problematisiert wird, soziale Phänomene, Eigenschaften oder Verhaltensweisen als natürliche Gegebenheiten einer Geschlechtergruppe zu verstehen und Menschen einer Gruppe somit stark zu vereinheitlichen.⁹ Das wird als Naturalisierung oder Essentialisierung bezeichnet und weist auf den produktiven Charakter vermeintlich naturgebener und unveränderbarer Merkmale hin: „Von Naturalisierung wird gesprochen, wenn ein gesellschaftliches Phänomen [...] fälschlicherweise als überhistorische und überkulturelle Kategorie dargestellt“ (Ebeling et. al 2006: 352) wird. Durch einen natürlichen Anschein und Rekurs auf Natur und Biologie des Menschen wirken Gegebenheiten als richtig, werden nicht hinterfragt und scheinen daher keiner Rechtfertigung mehr zu bedürfen. Naturalisierung fungiert somit als Legitimierung vorherrschender Zweigeschlechtlichkeit, welche einen überhistorischen und unveränderlichen Anschein macht: Soziale Phänomene

8 Die Auseinandersetzung mit naturalisierenden Annahmen und Zuschreibungen fand bereits vorher in der Frauenforschung statt.

9 Auch hier gilt, dass es nicht eine einheitliche Meinung innerhalb von Geschlechterforschung gibt, sondern verschiedene Ansätze. Einige hielten und halten an Natürlichkeit fest, um ihre Argumente und Ziele zu stärken, zum Beispiel in ökofeministischen Strömungen oder in einigen frühen Arbeiten zur Homosexualität. Bei letzteren wurde anfangs versucht mit der Behauptung, Homosexualität sei eine natürliche Veranlagung, gegen Bestrafung dieser zu argumentieren (vgl. Voss 2013: 11ff und 66ff).

werden als Natur benannt und erfordern dann aufgrund des stabilen, gewohnten und objektiven Anscheins keiner Erklärung mehr (vgl. Scheich, Wagels 2011: 22).

Durch Analysen in der Geschlechterforschung werden Naturalisierungen sichtbar gemacht und das, was als normal gilt, problematisiert. Exemplarisch kann am Feld der Hirnforschung, speziell der Intelligenzforschung, aufgezeigt werden, wie Ausschlüsse und Hierarchisierung über Intelligenz *in der Vergangenheit* funktioniert haben und wie sie *heute* das Paradigma der natürlichen Zweigeschlechtlichkeit aufrechterhalten. Bereits ein knapper historischer Einblick in einige Arbeiten vergangener Intelligenzforschung macht deutlich, dass Wissenschaftler aufgrund vermeintlich biologischer Unterschiede im Gehirn für die Ungleichbehandlung der Geschlechtergruppen und die Benachteiligung von Frauen argumentierten. Zudem wird ersichtlich, dass immer wieder neue Merkmale gesucht und gefunden wurden und als natürlicher Beweis für binäre Geschlechterdifferenzen gelten sollten: Wurde Intelligenz zunächst an der Größe des Gehirns festgemacht, später am Verhältnis von Schädel- zu Gesichtsknochen oder Strukturunterschieden in Volumen, Form und Ausmaß von Hirnarealen, so galten diese Faktoren immer nur so lange, bis demnach Frauen intelligenter als (europäische) Männer gewesen wären (vgl. Fausto-Sterling 1985: 63). Daran wird deutlich, wie wissenschaftliche Forschung zur Aufrechterhaltung geschlechtlicher Hierarchie diene: Verschiedene Hirnstrukturen wurden mit angeblich (geschlechts-)spezifischen Funktionen verbunden und somit zu Erklärungen von spezifischer Intelligenz oder Befähigung genutzt, nicht selten mit Rekurs auf die Evolution.

Ein historischer Einblick in Hirnforschung deutet auf eine breite Varianz an Forschungsergebnissen hin, die auf die Vielfalt und den Wandel hinweist, der auch in jüngerer und aktueller Forschung zu beobachten ist. Die sogenannte Hemisphärentrennung hatte ursprünglich keinen geschlechtsspezifischen Ansatz, diente aber bald zur Erklärung geschlechtsspezifischer Fähigkeiten (vgl. ebd.: 76, 77): Roger Sperrys Theorie des „split-brain“ war zentral für Aussagen über Lateralität, das heißt der Annahme, dass die Hirnhälften verschiedene Befähigungen steuern. In den 1970er Jahren verlor die Suche nach biologischen Ursachen von Intelligenz an Aufmerksamkeit und die Funktionen einzelner Areale sowie die Verbindung dessen mit sprachlichen, räumlichen und mathematischen Kompetenzen, wurden wichtig. Seine Schülerin Jeri Levy brachte die beiden Gehirnhälften mit Geschlechtsunterschieden in Verbindung und postulierte, Frauen seien eher bilateral und daher mehr sprachlich als räumlich begabt. Somit vollzieht sich heute weniger eine vollständige Abwertung der weiblichen Intelligenz. Diese wurde durch die Zuschreibung geschlechtsspezifischer Fähigkeiten ersetzt, doch bleiben „die biologistisch-essentialistischen Argumentationen (materielle Unterschiede im Gehirn begründeten die Verhaltensunterschiede) und der evolutionäre Begründungszusammenhang“ bestehen (Schmitz 2006a: 70).¹⁰

Jener Wechsel von der Legitimation gesellschaftlicher Ungleichbehandlung von Frauen aufgrund vermeintlicher Unterschiede im Gehirn zu geschlechtsspezifischen Eigenschaften könnte als positive Entwicklung gesehen werden. Es finden jedoch nach wie vor Homogenisierungen von Menschen eines Geschlechts statt und der Anschein natürlicher Zweigeschlechtlichkeit bleibt bestehen. Die Suche nach Unterschieden im Gehirn wird bis heute fortgesetzt und dient der Aufrechterhaltung binärer, geschlechtlich differenzierter Aufgaben, Sphären und Zuständigkeiten. An aktuellen Veröffentlichungen

¹⁰ Seit den 1980er Jahren beherrschen außerdem sogenannte bildgebende Verfahren sowie die Theorie der Hirnplastizität die Debatten.

lässt sich zeigen, dass (populär-)wissenschaftliche Diskurse die binäre Geschlechterdifferenz naturalisieren und Argumentation mittels evolutionsbiologischer Ursachen weiterhin genutzt werden (vgl. dazu Purtschert 2008: 63). Das Interesse an der Erforschung biologischer Unterschiede im Gehirn (und natürlich auch in anderen Bereichen) ebbt nicht ab und populärwissenschaftliche und öffentliche Debatten vermitteln, dass diese ständig auf neue Weise bewiesen werden. Viele halten Naturwissenschaften für die wissenschaftliche „Fundierung gesellschaftlicher Geschlechterordnung durch die Ordnung der Natur“ (Palm 2010: 25), die jene weitverbreitete Annahme bestätigen, Männer und Frauen seien verschieden. Dass naturwissenschaftliche Untersuchungen aber keinesfalls Sprachrohr einer ‚wahrhaftigen‘ Natur sind, sondern eingebunden in gesellschaftliche Konzepte von Zweigeschlechtlichkeit ihre Forschungsinteressen und Methoden einordnen sollten, wird sowohl anhand eines historischen Einblicks als auch anhand aktueller Hirnforschung sichtbar.¹¹

Die von mir aufgestellte *erste* Annahme, die binäre Geschlechterordnung gelte als naturgegeben, sei deshalb beständig und fungiere als Legitimierungsgrundlage, kann also bestätigt werden. In der Beschäftigung mit dem Naturbegriff wurde zudem deutlich, dass sich dieser im klassischen Verständnis in der Abgrenzung zu Kultur oder Gesellschaft konstituiert. Im folgenden Teil geht es daher um die Verbindung des Paradigmas der Natur mit dem Dualismus von Natur und Kultur.

Natur versus Kultur?

Wie bei der Naturalisierung von Geschlecht, handelt es sich auch bei Dichotomien um kaum bemerkbare aber gewohnte Aspekte. Das Wahrnehmen in der Welt beschreiben einige Geschlechterforscher_innen als grundlegend von binären Strukturen durchzogen: Durch alltägliches und gewohnheitsmäßiges Denken in Dualismen, so Becker-Schmidt, sind Hierarchisierungen nicht sichtbar und ihre gegenseitige Verbindung wird verdeckt (vgl. Becker-Schmidt 1998: 86). Menschen, Merkmale, Verhaltensweisen aber auch Konzepte und Theorien sind dichotom aufgebaut. Schmitz stellt drei Charakteristika von Dualismen heraus: Wie lang eine Auflistung von Begriffspaaren auch fortgeführt würde, die Gegensatzteile der einen Hälfte stehen *erstens* jeweils untereinander in einem Zusammenhang und sind analog (vgl. Schmitz 2006b: 334). Aus der Dichotomie von Natur und Kultur leiten sich zahlreiche kontradiktorische Pole ab, die zudem geschlechtlich kodiert sind und jeweils in einem Über-/ Unterordnungsverhältnis stehen. Das *zweite* und *dritte* daraus folgende Merkmal ist somit, dass in jedem beliebigen Begriffspaar eine Hierarchie immanent und diese geschlechtlich konnotiert ist: Die männlich assoziierte Seite steht dabei traditionellerweise über der weiblichen.

Anhand von Begriffspaaren wie Subjekt-Objekt, Subjektivität-Objektivität oder privat-öffentlich und anderer Beispiele wird deutlich, dass die Zweigeschlechtlichkeit „keine beliebige Ordnungskategorie des Denkens [ist, d.A.]. Sie ist vielmehr eine Strukturkategorie moderner Gesellschaften, die untrennbar mit der modernen Natur-Kultur-Unterscheidung verbunden ist.“ (Schultz, Hummel, Hayn 2006: 227). Evelyn Fox Keller beschreibt es daher als eine „intensive Erforschung der geschlechtsspezifischen Markierungen, die in vielen Grundannahmen der traditionellen akademischen

¹¹ Als aktuelles Beispiel aus der Hirnforschung habe ich die Studie Sex differences in the functional organization of the brain for language von Shaywitz et al., der 1995 in der NATURE erschienen ist (vgl. Shaywitz [u.a.] 1995), in meiner Masterarbeit genauer untersucht und ihre Problematik in Bezug auf Geschlechterkonstruktionen ausführlich dargestellt. Dies wird hier aus Platzgründen nicht dargestellt.

Disziplinen evident sind.“ (Fox Keller 1995: 67). An das geschlechtliche Antonym anknüpfend folgen in Wissenschaften weitere Gegensatzpaare; zentral ist hier der Dualismus von Objektivität und Subjektivität. Dieser bezieht sich auf die Vorstellung von Wissenschaften als objektive, das heißt sachliche, neutrale und wertfreie Prozesse, und der Abneigung gegenüber subjektiven, im Sinne von gesellschaftlich beeinflussten und emotional geprägten Einstellungen. Gemäß der Analogie und der Tatsache, dass Wissenschaft lange fast ausschließlich von Männern betrieben wurde, ist Objektivität mit Männlichkeit verbunden. Daran schließen sich auch Werte wie Rationalität oder öffentliches Interesse an. Im Gegensatz dazu steht Subjektivität, ein Tabu für die meisten Wissenschaften, die mit Emotionalität und Weiblichkeit assoziiert ist:

„Geist im Gegensatz zu Natur und Körperlichkeit, Vernunft im Gegensatz zu Emotionalität und sozialer Verpflichtung, Subjekt und Objektivität, das Abstrakt-Allgemeine im Gegensatz zum Konkrete-Besonderen – immer geht es darum, daß das erstere das letztere beherrschen muß, damit das menschliche Leben nicht irrationalen und fremden Mächten ausgeliefert wird, die in der Wissenschaft als das ‚Weibliche‘ symbolisiert werden.“ (Harding 1991: 133).

Eine Folge dieser Vorstellung war der weitgehende Ausschluss von Frauen aus Bildung und Wissenschaft, da argumentiert wurde, ihnen fehle natürlicherweise der Verstand. Daran wird deutlich, dass die binäre Ordnung innerhalb der Wissenschaften mit denen der Geschlechter stark übereinstimmt und diese sich gegenseitig stabilisieren (vgl. Wahrig 2006: 135). Die Parallele zwischen den Polen wissenschaftlich – objektiv – männlich bildet laut Fox Keller einen Mythos mit großer verborgener Macht, die das Denken unbemerkt beeinflusst, und daher noch weiterer kritischer Analysen bedarf (vgl. Fox Keller 1986: 80, 81). Es scheint sich auch hierbei um weitverbreitete selbstverständliche Trennungen zu handeln, die unbewusst vorausgesetzt werden und somit ungestört das binäre Geschlechtermodell stützen.

Auch in den Analysen naturwissenschaftlicher Grundannahmen und Forschungsprozesse spielt Objektivität eine große Rolle, gelten doch besonders diese wissenschaftlichen Bereiche als vorurteilslos und allgemeingültig. Der Dualismus von forschendem Subjekt und beforschtem Objekt ist hier ebenfalls konstitutiv. Das sich darin widerspiegelnde Verhältnis lässt sich auch auf die Kategorie Geschlecht übertragen: „Ebenso wie der Wissenschaftler Natur lediglich als materielles Objekt wahrnimmt, werden Frauen im Patriarchat in erster Linie über ihre stofflich-körperlichen Eigenschaften definiert und zu passiven Objekten degradiert.“ (Katz [u.a.] 2001: 175). Im Forschungsprozess bestimmt der die Forscher_in, was zum Untersuchungsgegenstand wird: Gemäß der Vorstellung passiver Natur wird diese untersucht sowie zur Fakten- und Theoriebildung genutzt. Hier gibt es eine klare Trennung zwischen aktiv-forschendem Subjekt und passivem Objekt, welches als Abbildung oder Bestandteil der Natur gilt.

Bisher habe ich argumentiert, dass Naturalisierung auf einem tradierten Naturverständnis basiert, in dem Natur als Gegensatz zu Kultur und als passiv, gestaltbar und weiblich gilt. Auch die Verbindung von Frau und Natur wurde von Geschlechterforscher_innen kritisiert, denn sie stehen auf einer Seite binärer Teilungen und werden innerhalb dualistischer Ordnungen abgewertet. Daran schließt sich die Gegenüberstellung von Körper und Geist an, wobei der Körper mit Natur und Weiblichkeit in Zusammenhang gebracht wird. Da Körper aufgrund des Bezugs zur Natur mit Weiblichkeit assoziiert werden, wurde auch dieser Bestandteil meiner Analyse. Nach Mary Meller werden mit Rekurs auf Körper und reproduktive Fähigkeiten von Frauen ihre Mütter- und Hausfrauenrollen als naturgegeben postuliert und die als weiblich

kodierten Aufgaben seit der griechischen Antike diskreditiert (vgl. Meller 2001: 132). Daher erklärt sich, warum „most feminist theory has worked to disentangle ‘woman’ from ‘nature’“ (Alaimo 2008: 239). Geht man also davon aus, dass die Notwendigkeit besteht, Körper zu theoretisieren und dabei die materielle Existenz weder zu leugnen noch zu essentialisieren, bleibt eine zentrale Frage, wie das möglich ist und ob ein Weg zwischen diesen beiden Extremen gefunden werden kann. Eine Option, den Körper jenseits des tradierten Dualismus von Natur und Kultur zu thematisieren, bietet das Embodiment-Konzept, das über eine dualistische Logik hinausgeht, indem der Körper *gleichermaßen* als kulturell und natürlich verstanden wird. Die Idee des Zusammenspiels von zwei vermeintlich gegensätzlichen Einflüssen wird ersetzt durch den Gedanken der Hybridität. Dabei geht es um die körperliche Materialität und Einschreibung gesellschaftlicher und kultureller Normen und Bedeutungen (vgl. Schmitz, Wolfrum 2006: 111). Gefordert wird das Denken in Binaritäten aufzugeben und deutlich zu machen, dass Körper und Kultur sowie sex und gender sich gegenseitig bedingen, ineinander verwoben und nicht eindeutig voneinander unterscheidbar sind. Dabei besteht jedoch die Herausforderung, mit der Betonung ‚beider‘ Einflussfaktoren die Binarität nicht erneut zu reproduzieren. An diesem Einwand zeigt sich vermutlich genau jene Schwierigkeit, sich hybride Konzepte vorzustellen und die gewohnten bipolaren Figurationen zu überwinden.

An der Verflochtenheit von Naturalisierung und Dualismen kann erneut verdeutlicht werden, dass die Geschlechterordnung nur wirkmächtig ist, wenn sie als natürlich gilt. Das ist nur dann der Fall, wenn die binäre Logik dieser ebenfalls als naturgegeben feststeht. Demzufolge bedingen sich die Prozesse der Naturalisierung und das System von Dualismen gegenseitig, meine zweite Annahme sehe ich also bis hierhin als bestätigt, doch eine zu lösende Frage für Geschlechterforschung ist, ob in der Kritik nicht selbst in dieser Logik verblieben wird. Um es zu verdeutlichen und einen zentralen Punkt stark zu machen: Die Verwendung des Begriffs ‚Naturalisierung‘ in kritischen Arbeiten muss reflektiert werden. Ebeling et al. merken dazu an, dass der Gebrauch des Wortes problematisch ist, wenn das zugrunde liegende Konzept dahinter Natur bloß als Gegensatz zu Kultur definiert und damit den Dualismus von Natur und Kultur aufrecht erhält (vgl. Ebeling et. al 2006: 352, 353). So würde in kritischen Analysen von Naturalisierung das tradierte Naturkonzept aufrechterhalten. Auch meine eigene Darstellung dieser Problematik auf den letzten Seiten reproduziert und verfestigt sie ihrerseits. Ich nehme ebenfalls an, dass es notwendig ist, die Dualismen zu überwinden, um den natürlichen Anschein von Zweigeschlechtlichkeit zu unterbrechen. Dabei bleibt aber eine ungelöste Aufgabe, wie es möglich ist, jenseits binärer Strukturen zu agieren, wahrzunehmen oder zu denken.¹²

Zum Umgang mit Naturalisierung und Dualismen

Ausgangspunkt dieses Aufsatzes war die Tatsache, dass in westlichen Gesellschaften Menschen entweder als Mann oder als Frau klassifiziert und naturalisiert werden und damit homogenisierende Zuschreibungen, Ausschlüsse und Diskriminierungen verbunden sind. Innerhalb dieser kritischen Perspektiven ergibt sich die Herausforderung, die vorgenommenen Kritikpunkte nicht selbst zu reproduzieren und im gleichen Kategoriensystem zu verharren. Antworten auf die Frage nach dem Umgang und sich daraus ergebende Schwierigkeiten können anhand ausgewählter Texte von Judith Butler

¹² Eine weitere Perspektive eröffnet die Frage, ob Dualismen ohne Hierarchie und geschlechtliche Kodierung denkbar sind; diese ist jedoch nicht Gegenstand dieses Aufsatzes.

und von Donna Haraway gefunden werden. Ich differenziere dabei zwei Ebenen, um die thematisierten Schwierigkeiten sowohl auf *gesellschaftsrelevanter* als auch auf *methodischer* Ebene anzusprechen: Naturalisierung und Dualismen sind Merkmale gesellschaftlichen Lebens und ihre Folgen zeigen sich dort alltäglich. Ein Aspekt der folgenden Analyse ist somit, wie Naturalisierung basierend auf binären Strukturen unterbrochen werden kann. Das kritische Schreiben über sie erfordert jedoch zusätzlich einen Weg, sie nicht gemäß ihrer problematischen Logik zu reproduzieren und somit methodisches Geschick. Entsprechend dieser Unterscheidung zeige ich einerseits, welche *inhaltlichen* Positionen in Butlers und Haraways Arbeiten vertreten werden, warum Geschlecht als natürlich erscheint und Dualismen konstitutiv dafür sind. Wo und warum stellen die Autor_innen Natürlichkeit in Frage und welche Schwierigkeiten sehen sie in der Aufrechterhaltung dichotomer Strukturen? Andererseits orientiere ich mich zur Analyse ihres *methodischen* Vorgehens an den Fragen, wie Naturalisierung von Geschlechtlichkeit kritisiert und Körperlichkeit thematisiert werden, ohne in Dualismen zu verfallen oder ob das gar nicht gelingt. Außerdem wird untersucht, wie die Autor_innen mit der Notwendigkeit nach Auflösung von Dichotomien umgehen und welche Strategien sie verfolgen.

In Judith Butlers Arbeiten wird deutlich, dass es nicht möglich ist eine Position außerhalb des heteronormativen Zweigeschlechtersystems einzunehmen. Daher arbeitet sie vor allem an der Aufdeckung der Funktionsweisen vorherrschender Ordnung. Sie macht plausibel, dass das Geschlechtermodell zwar regulierende und wirkmächtige Form ist, aber auch Ergebnis bestimmter Normen und Hierarchien und nicht naturgegeben, vordiskursiv und unveränderbar: Nur das Modell vom weiblichem oder männlichem Geschlecht ist vorstellbar und gilt als normal und naturgegeben, da „bestimmte kulturelle Konfigurationen der Geschlechtsidentität die Stelle des ‚Wirklichen‘ eingenommen haben und durch diese geglückte Selbst-Naturalisierung ihre Hegemonie festigen und ausdehnen“ (Butler 1991: 60).

Zur Aufrechterhaltung des heteronormativen Geschlechtersystems als Abbild der Natur ist nach Butler ein sogenanntes ‚konstitutive Außen‘ nötig. Das konstitutive Außen kann als das verstanden werden, was den fortwährenden Rekurs auf Natürlichkeit plausibel macht. Naturalisierung funktioniert nicht in Abgrenzung zu etwas als kulturell oder sozial Bezeichnetem, sondern in Kontrast zu dem, was nicht als natürlich oder ‚normal‘ gilt. Um nur männliche oder weibliche Geschlechter als Maßstab zu setzen ist es nötig, alles davon ‚Abweichende‘ auszuschließen. Wenn etwas als natürlich und normal postuliert wird, dann distanziert man sich dabei von dem, was nicht unter diesen Status fällt: „Was von den Grenzen des ‚biologischen Geschlechts‘ eingeschlossen oder nicht eingeschlossen sein wird, wird also durch eine mehr oder weniger stillschweigende Ausschlußoperation festgesetzt.“ (Butler 1997: 35). Was damit ausgegrenzt und nicht lebensfähig gemacht wird, sind nach Butler Möglichkeiten jenseits von Zweigeschlechtlichkeit und heterosexuellem Begehren. Butler stärkt in ihren Texten das Ausgegrenzte, um aufzuzeigen, wie sich das vorherrschende Konzept von Geschlecht „vermittels der Naturalisierung einer ausschließenden heterosexuellen Morphologie konstituiert“ (ebd.: 133). Um sex und gender zu entnaturalisieren, analysiert sie die heteronormativen Strukturen und Bedingungen und stellt die alternativen Konzepte als Möglichkeit in den Fokus. Am Beispiel von „drag“¹³ zeigt sie die Gefahr der Reessentialisierung von Zweigeschlechtlichkeit auf und warnt davor, die „gleiche Logik

13 Mit „drag“ ist das Annehmen und Performen als ein anderes als das bei Geburt zugeschrieben Geschlecht gemeint.

der Verwerfung, die die Annahme des biologischen Geschlechts in diesem Schema regiert und destabilisiert“ (ebd.: 160) zu reproduzieren. Hier zentriert sich jedoch auch die Möglichkeit der Veränderung, gegen die Logik des Ausschlusses und der Binarität zu handeln. Systemimmanenter Widerstand sei möglich und drag dann subversiv und eine Chance zur Irritation dominierender Strukturen, wenn es die „Imitationsstrukturen widerspiegelt, von der das hegemoniale Geschlecht produziert wird, und in dem es den Anspruch der Heterosexualität auf Natürlichkeit und Ursprünglichkeit bestreitet.“ (ebd.: 178). Butlers Vorgehen zeichnet sich insgesamt dadurch aus, Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit und heteronormative Strukturen als normierend zu beschreiben und ihren produktiven Einfluss aufzuzeigen. Durch Butlers Texte wird ermöglicht, die unbemerkte, aber permanente Wiederholung der heteronormativen Geschlechterordnung bewusst zu machen. Dies scheint mir (eine) Voraussetzung dafür, die Wiederholungen regulierender Normen zu stören, welche Zweigeschlechtlichkeit naturalisieren und aufrechterhalten.

Donna Haraway fokussiert weniger eine explizite Kritik am tradierten Naturverständnis oder an Dualismen, sondern nutzt ihre kritische Analysen viel mehr zum Entwurf alternativer Konzepte. Um Wissenschaft und ihre Konstruktion von Natur zu kritisieren, sieht Haraway die Notwendigkeit, sich von einem Glauben an Kultur und Gesellschaft zu entfernen, der von einer dualistischen „Ideologie der Aufklärung geblendet“ (Haraway 2006: 186, Endnote 6) ist. Haraways Positionen gehen zwar mit den bekannten Kritikpunkten konform, sie schließt aber, dass entgegen der Annahmen feministischer Analysen die tradierten Dualismen nicht mehr gültig sind, sondern veraltet, „technologisch verdaut“ und „ideologisch ausgehöhlt“ (Haraway 1995: 51). Zentral sind zwei Aspekte: Ihre Analysen bewegen sich im Bereich von Natur- und Technikwissenschaftsforschung und zeichnen sich gleichzeitig durch metaphorische Erzählelemente in Anlehnung an das Science-Fiction Genre aus. Besonders prägnant ist es im Cyborg Manifest (Haraway 1995), in der sie eine utopische Welt voll Cyborgs entwirft und nicht ganz eindeutig ist, was Fiktion und was ‚reale‘ Welt ist. Genau mit dem Versuch, das auseinander zu halten, spielt sie meiner Meinung nach. Die Beschreibung der Cyborg selbst strotzt jedem Versuch binärer Unterscheidung, denn sie ist Wirklichkeit, Erfahrung und Fiktion zugleich. Schmitz schreibt in Bezug auf diesen Essay: „Der technowissenschaftliche Genderdiskurs debattiert seit 15 Jahren die Frage, ob diese Vision der Geschlechterdekonstruktion verwirklicht ist.“ (Schmitz 2010: 120).

Die bildhafte Sprache Haraways fordert die Leser_innen auf, gewohnte Strukturen und Vorstellungen zu verlassen und macht ihre Texte stellenweise schwer zugänglich. Haraway selbst schreibt, dass sie Metaphern wenig bewusst nutzt und gar nicht umher kommt, sie einzusetzen. Figuren sind wichtig für sie, „because figures are immediately complex and nonliteral“ (Haraway 2001: 83). Damit will sie ausdrücken, dass etwas gleichzeitig Fakt und Fiktion ist und Wörter eine physische Dimension haben. Sie visualisiert und theoretisiert durch den Einsatz von Wörtern und Syntax und spielt in ihren Texten mit ironischen Elementen (vgl. ebd.: 84, 85). Insgesamt fordert die Lektüre ihrer Arbeiten bekannte Denkstrukturen heraus und regt zu neuen Perspektiven und Einstellungen an. Es bleibt zu klären, wie groß die Möglichkeiten zu weitreichenden Umdeutungen sind und inwieweit von einem Veränderungspotential ausgegangen werden kann. Dies ist unter anderem davon abhängig, wer Zugang zu Haraways Texten und Ideen hat und offen ist, die dort vorgeschlagenen Blickpunkte einzunehmen.

Butler gelingt es, in der Dekonstruktion die Logik tradierter Dualismen

nachzuzeichnen sowie damit verbundene Machtformationen. Die bloße Vorstellung, es gäbe zwei biologische Geschlechter, deutet sie als Folge und als Auslöser binärer Ordnung. Nach Butler verläuft die ‚Produktion der Natur‘ in Übereinstimmung zur Zwangsheterosexualität und solange Zweigeschlechtlichkeit als natürlich und normal gilt, dominiert Heteronormativität die geschlechtliche Ordnung. Der Glaube an die Natürlichkeit von Geschlecht funktioniert aufgrund der kontinuierlichen wiederholenden Anrufungen von Menschen als entweder männlich oder weiblich. Zudem ist der Glaube so dauerhaft, weil Zweigeschlechtlichkeit sich in körperlicher Form zu zeigen scheint. Doch Butler dekonstruiert ebenfalls den Rekurs auf die Körperlichkeit von Geschlecht: Sex wird materialisiert und materialisiert selbst damit verbundene Normen. Sie hinterfragt Naturalisierung von Geschlechtskörpern und sucht nach den Machtformationen, durch die sie als selbstverständlich binär erscheinen. Zentral ist, dass es keinen naturgegebenen und unbeeinflussten Teil von Geschlecht gibt, beziehungsweise man nach Butler nicht über einen vordiskursiven Zustand sprechen kann. Mit der Dekonstruktion versucht sie tradierte Konzepte neu denkbar zu machen, erwähnt aber auch, dass sich auch eine kritische Analyse innerhalb symbolischer Ordnung bewegt.

Mit Haraway kann ebenfalls nicht von der Existenz des Vordiskursiven oder einer präexistierenden Natur ausgegangen werden. In ihrer Kritik am westlichen traditionellen Naturverständnis veranschaulicht sie, dass Natur hier als Rohmaterial und Ressource für Kultur gilt und somit zum ‚Anderen‘ degradiert und herabgesetzt wird. Haraway entwirft neue Konzepte von Natur und Dualismen, die alte hierarchisierende Ideen überwinden und Naturalisierung verhindern sollen. Mit Hilfe von Metaphern gestaltet sie ein anderes Bild von Natur, die gleichzeitig Artefakt, Fiktion und Faktum und nicht mehr anhand der veralteten Dichotomien denkbar ist. Sie betont das Netzwerk aus verschiedenen Akteur_innen, die Natur kollektiv herstellen und in keiner Hierarchie zueinander stehen. In ihren Texten strebt sie neue politische und analytische Möglichkeiten an und hofft auf eine Neupositionierung der Welt. Haraway gelingt es, bestehende Normen und tradierte Konzepte durcheinander zu bringen und neue Perspektiven zu schaffen.

Nach der Lektüre Butlers und Haraways lässt sich in Bezug auf die vorangestellten beiden Annahmen meine erste Annahme bekräftigen: Der Rekurs auf ein *tradiertes* Naturverständnis ist problematisch, da dadurch die Konstruktion von Geschlecht als binär und Heterosexualität als Norm gesetzt wird. Es bleibt jedoch weiterhin offen, wie das gesamtgesellschaftlich plausibel gemacht werden kann, damit diese Kritik von vielen geteilt wird und sich ein alternatives Verständnis durchsetzt. Nicht bestätigt werden kann nach der Lektüre dagegen meine *zweite* Annahme, dass das Paradigma der Natürlichkeit nur mit einem sich von Kultur abgrenzenden Naturverständnis funktioniert. Diese Aussage kann präzisiert werden: Butler veranschaulicht, dass ein konstitutives Außen den Rekurs auf Natürlichkeit plausibel macht und *Natur* nicht in Abgrenzung zu *Kultur* funktioniert, sondern im Kontrast zu dem, was als *nicht-natürlich* und als *nicht normal* gilt. So stehen männlich und weiblich als naturgegebene und selbstverständliche Kategorien fest, Intergeschlechtlichkeit zum Beispiel als Abweichung und Krankheit. Mit Butler kann festgehalten werden, dass Naturalisierung nicht einfach durch den Dualismus von Natur und Kultur funktioniert, sondern durch die Abgrenzung zu Vorstellungen außerhalb binärer Normen und der ständigen Wiederholung dieser. Diese Annahme ist auch dahingehend überzeugend, als das mit einer solchen Perspektive die tradierten und fraglichen Vorstellungen durch kritische Analysen nicht reproduziert werden. Durch sie gelingt es, das alte Verständnis von Natur als Gegenstück zu Kultur zu vermeiden und die

Wirkmächtigkeit von Natürlichkeit als Abgrenzung zu Nicht-Natürlichem zu begreifen. Natürlichkeit ist dabei das höhere Gut und dient zur Aufrechterhaltung geschlechtlicher Normen und sollte aus jener Perspektive kritisch analysiert werden.

Auch anhand des *methodischen* Vorgehens beider Autor_innen konnte veranschaulicht werden, inwiefern die tradierten Dualismen in Analysen überwunden werden können. Beide zielen auf die Umdeutung und Neukonzeption von Dichotomien, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Haraways Strategie ist es, neue Konzepte zu entwerfen. Natur ist in ihren Texten Artefakt und nicht das Gegenstück zu Kultur. Die Beziehung zwischen entgegengesetzten Polen fasst sie kategorial neu, das heißt sie sind nicht mehr über-/untergeordnet und als sich ausschließend zu verstehen. Stattdessen weist sie auf die komplexe und vielfache Bezogenheit hin und spricht von mehreren Akteur_innen. Haraway formuliert die Hoffnung, dank der Grenzverwischungen die tradierten Dualismen und Geschlechterzuschreibungen als unsinnig aufzudecken und ermutigt, ihre Bedeutungen zu verändern. Mit Metaphern wie Vision oder Cyborg will sie in ihren Essays Dichotomien überwinden und anregen, den Zusammenbruch zu nutzen. Ihr gelingt es, die gewohnten Strukturen ihrer Leser_innen herauszufordern und eröffnet somit Perspektiven und Möglichkeiten. Es stellt sich die Frage, welcher Nutzen daraus gezogen werden kann, eine Utopie zu entwerfen. Ich interpretiere Haraway dahingehend so, dass, würden viele ihrer utopischen Welt gedanklich folgen, die tradierten Strukturen in Vergessenheit geraten könnten und die Vorteile einer alternativen Welt sichtbar würden. Dies setzt jedoch bereits eine offene Einstellung und den Wunsch zur Auflösung heterosexistischer, rassistischer und hierarchischer Verhältnisse voraus.

Butler zeigt mit der Dekonstruktion von Dualismen, dass die Kontrastierung von Polen einer bestimmten heteronormativen Logik folgt, aber auch anders gedeutet werden könnte. Die Trennung von sex und gender deckt sie als logisch falsch auf und distanziert sich von dieser. Sie versteht Geschlecht als konstruiert und materiell; anhand eines neuen Verständnisses von Materialität versucht sie dualistisches Denken zu überwinden: Sex wird durch heteronormative Anrufungen materialisiert und materialisiert selbst die Normen. Butler kann den Dualismus von Natur und Kultur überwinden, da sie aufzeigt, wie und warum der Rekurs auf Natur funktioniert. Die Aufdeckung der vorherrschenden Ordnung ist für sie zentral; damit hofft sie auf neue Perspektiven, schließlich ist Zweigeschlechtlichkeit nicht naturgegeben und unumstößlich.

Insgesamt verfolgen Butler und Haraway das Ziel patriarchale, rassistische und andere problematische Bedeutungen zu transformieren und in einer feministischen, anti-heteronormativen und anti-rassistischen Perspektive neu zu konzeptualisieren. Damit wäre der methodischen Herausforderung entgegnet, dass zwar nicht aus der bestehenden Struktur hinauszugelangen ist, aber das Gegebene umgedeutet wird. Es stellt sich jedoch die Frage, wie umfassend die Umdeutungen von Konzepten wie Natur und Kultur möglich sind. Mir scheint plausibel anzunehmen, dass es nicht möglich ist, sich gedanklich und physisch außerhalb der existierenden Normen und Ordnungen zu bewegen, da es das Vorstellungsvermögen übersteigt, und die einzige Chance daher ist, mit dem Vorhandenen zu arbeiten und es auf andere Weise zu deuten. Die Möglichkeit dieser Veränderungen bleibt jedoch insofern unklar, als dass vorherrschende Werte und Normen in ihrem jeweiligen Bedeutungszusammenhang gesellschaftlich sehr beständig sind. Die Umdeutung etablierter Bedeutungen erfordert das Auflösen vorherrschender tradierter Vorstellungen und es ist fraglich, inwiefern es sich als einen aktiven und bewussten Prozess ausführen lässt. Kann diese Umdeutung gesteuert werden und wenn ja, wo? Bei Butler

und Haraway findet sie innerhalb wissenschaftlicher Texte statt und erreicht zunächst ihre Leser_innen. Ob darüber hinaus an anderen ‚Orten‘ eine Umgestaltung möglich ist und wie, bleibt zu klären.

Meines Erachtens ist mit den Analysen beider Autor_innen jedoch insofern bereits viel erreicht, als dass sie in ihren Texten Selbstverständliches dekonstruieren und gezeigt wird, dass die vorherrschenden Konzepte von Geschlecht und Natur Resultat eines bestimmten Entwurfes sind und nicht naturgegeben oder unveränderbar. Selbstverständliche Annahmen, die auf vermeintlich naturgegebener Zweigeschlechtlichkeit beruhen, müssen als solche sichtbar gemacht werden. Sie liefern andere Interpretationsmöglichkeiten und weisen auf den normativen Gehalt von Naturkonzepten und tradierten Dualismen in Bezug auf Geschlecht (und andere Kategorien) hin.

Fazit und Ausblick

Ausgangspunkt war die Annahme, dass die Naturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit konstitutiv für die heteronormative Geschlechterordnung westlicher Gesellschaften ist. Da das damit verbundene essentialistische Verständnis von Geschlecht zurückgewiesen werden sollte, war es in diesem Beitrag ein Anliegen, mich auf theoretischer Ebene mit Naturalisierung von Geschlecht zu beschäftigen. Dabei habe ich von vorneherein den Zusammenhang von Naturalisierung mit dem Dualismus von Natur und Kultur angenommen und ihn ebenfalls thematisiert. Es wurden gleichzeitig Antworten auf die Frage gefunden, wie mit den methodischen Schwierigkeiten kritischer Analysen, nicht erneut zu essentialisieren und hierarchische Dualismen zu reproduzieren, umgegangen werden kann: Es ist möglich sich von den tradierten Vorstellungen von Natur als Gegenstück zu Kultur zu distanzieren und die Idee der Natur als eine produktive Norm und kollektiv hergestelltes Konstrukt aufzufassen. Auf diese Weise kann Naturalisierung kritisch analysiert werden, ohne das problematisierte Verständnis zu reproduzieren. Zudem wurde vorgeschlagen, binär gesetzte Pole nicht als sich ausschließend zu verstehen, sondern als mehrfach aufeinander bezogen. So können auch Geschlechtskörper thematisiert werden, ohne sie zu essentialisieren. Durch die Analyse ausgewählter Texte Butlers und Haraways habe ich meine *erste* Annahme bestätigen und die *zweite* präzisieren können. Außerdem habe ich Antworten darauf gefunden, wie mit der als Paradox bezeichneten methodischen Schwierigkeit umgegangen werden kann. Ich selbst habe auf den vorangegangenen Seiten die problematisierten Begriffe genutzt und somit reproduziert. In Butlers und in Haraways Arbeiten konnte ich Hinweise darauf finden, wie mit den Schwierigkeiten umgegangen werden kann. Zentral für ihr Vorgehen ist, die verborgene Logik wirkmächtiger Kategorien und Sinnzusammenhänge aufzudecken und ihnen eine neue Semantik zuzuschreiben.

Daran anschließend bleiben Fragen offen, die gesellschaftsrelevant sind und politischen Gehalt haben. Zum Beispiel, wie können die vorgeschlagenen Perspektivwechsel und Umdeutungen einer breiteren Masse zugänglich und verständlich gemacht werden? Ist es möglich, die naturalisierenden Vorstellungen als Normierungen und ihre legitimierenden Einflüsse gesamtgesellschaftlich bemerkbar zu machen und welche Voraussetzungen müssen für ein breites Interesse daran gegeben sein? Zur Beantwortung dieser und all jener Fragen die hier nicht angesprochen wurden, bedarf es weiterer Analysen und Auseinandersetzungen. Zudem wäre es zur intensiveren Beschäftigung interessant, weitere Kategorien mit in die Untersuchung einzubeziehen. Durch einen intersektionalen Ansatz könnten die Funktionsweisen und Folgen von

Naturalisierungen und ihr Zusammenhang mit dualistischen Strukturen umfangreicher untersucht und verstanden werden.

Literatur

- Alaimo, S. 2008. Trans-corporeal feminisms and the ethical space of nature. In: Alaimo, S. und S. Hekman (Hg.). *Material Feminism*. Bloomington, Indianapolis: Indiana University Press. 237-264.
- Becker-Schmidt, R. 1998. Zum feministischen Umgang mit Dichotomien. In: Knapp, G.-A. *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*. Frankfurt [u.a.]: Campus. 84-125.
- Butler, J. 2011. *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Butler, J. 1997. *Körper von Gewicht*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Butler, J. 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Deuber-Mankowsky, A. 2009. Natur/ Kultur. In: *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. von Braun, C. und I. Stephan (Hg.). 2. überarb. und ergänz. Aufl. Köln [u.a.]: Böhlau. 223-242.
- Deuber-Mankowsky, A. 2004. Konstruktivistische Ursprungsphantasien. Die doppelte Lektion der Repräsentation. In: Helduser, U. [u.a.] (Hg.). *underconstruction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt [u.a.]: Campus. 68-79.
- Ebeling, S.; Schmitz, S. und R. Bauer. 2006. Tierisch menschlich. Ein un/geliebter Dualismus und seine Wirkungen. In: Ebeling, S. und S. Schmitz (Hg.). *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*. Wiesbaden: VS. 347-362.
- Fausto-Sterling, A. 1985. *Gefangene des Geschlechts? Was biologische Theorien über Mann und Frau sagen*. München, Zürich: Piper.
- Fox Keller, E. 1995. Geschlecht und Wissenschaft: Eine Standortbestimmung. In: Orland, B. und E. Scheich (Hg.). *Das Geschlecht der Natur*. Frankfurt: Suhrkamp. 64-91.
- Fox Keller, E. 1986. *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft?* München, Wien: Hanser.
- Haraway, D. 2006. Monströse Versprechen. Eine Erneuerungspolitik für un/an/geeignete Andere. In: Dies. *Monströse Versprechen. Die Gender- und Technologie-Essays*. 2. Aufl. Hamburg: Argument. 11-80.
- Haraway, D. 2001. Interview with Thyrza Nichols Goodeve: More than Metaphor. In: Mayberry, M. (Hg.). *Feminist science studies. A new generation*. New York [u.a.]: Routledge. 81-86.
- Haraway, D. 1995. Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften. In: Dies. *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Hrsg. von Hammer, C. und I. Stieß. Frankfurt [u.a.]: Campus. 33-72.
- Harding, S. 1991. *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. 2. Aufl. Hamburg: Argument.
- Katz, C. [u.a.]. 2001. Jenseits von Natur, Herrschaft und Geschlecht? Vier kritische Thesen zu Politik, Nachhaltigkeit und Wissenschaft. In: *GAIA* 10, no. 3. 174-181.
- Meller, M. 2001. Nature, Gender and the Body. In: Nebelung, A.; Pöferl, A. und I.

- Schultz (Hg.). Geschlechterverhältnisse – Naturverhältnisse. Feministische Auseinandersetzungen und Perspektiven der Umweltsoziologie. Opladen: Leske + Budrich. 121-139.
- Palm, K. 2010. Was kann die biologische Forschung über Geschlechterunterschiede aussagen? Kritische Anmerkungen aus der Genderperspektive am Beispiel der Gehirnforschung. In: Kursiv - Journal für politische Bildung, Heft 3. 22-31.
- Purtschert, P. 2008. Naturalisierung. In: Aus der Au, C. (Hg.). Körper – Leib – Seele – Geist. Schlüsselbegriffe einer aktuellen Debatte. Zürich: Theologischer Verlag. 51- 66.
- Scheich, E. und K. Wagens (Hg.). 2011. Körper Raum Transformation. Gender-Dimensionen von Natur und Materie. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Schmitz, S. 2010. Gehirnoptimierung – (k)ein geschlechtsloses Feld? In: Ernst, W. (Hg.). Ethik – Geschlecht – Medizin. Körpergeschichten in politischer Reflexion. Internationale Frauen- und Geschlechterforschung in Niedersachsen. Teilband 6. Münster: LIT. 111-130.
- Schmitz, S. 2006a. Hirnbilder im Wandel? Kritische Gedanken zum 'sexed brain'. In: Mauss, B. und B. Petersen (Hg.). Das Geschlecht der Biologie. Mössingen-Talheim: Talheimer-Verlag. 61-92.
- Schmitz, S. 2006b. Entweder – oder? Zum Umgang mit binären Kategorien. In: Ebeling, S. und S. Schmitz (Hg.). Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel. Wiesbaden: VS. 331-346.
- Schmitz, S. und L. Wolfrum. 2006. Sex - Gender, Natur - Kultur. Chancen und Grenzen des interdisziplinären Dialogs zur Dekonstruktion von Dichotomien. In: Konnerts, U.; Haker, H. und D. Mieth (Hg.). Ethik – Geschlecht – Wissenschaft. Der „ethical turn“ als Herausforderung für die interdisziplinären Geschlechterstudien. Paderborn: Mentis. 102-121.
- Schultz, I.; Hummel, D. und D. Hayn. 2006. Geschlechterverhältnisse. In: Becker, E. und T. Jahn (Hg.). Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen. Frankfurt [u.a.]: Campus. 224-235.
- Shaywitz, B. [u.a.]. 1995. Sex differences in the functional organization of the brain for language. *Nature* 373. 607-609.
- Villa, P-I. 2001. Natürlich Queer? Soziologische Überlegungen zu Natur, Kultur und (Geschlechts-)Körpern. In: Nebelung, A.; Pöferl, A. und I. Schultz (Hg.). Geschlechterverhältnisse – Naturverhältnisse. Feministische Auseinandersetzungen und Perspektiven der Umweltsoziologie. Opladen: Leske + Budrich. 161-179.
- Voss, H-J. 2011. Geschlecht. Wider die Natürlichkeit. Stuttgart: Schmetterling.
- Voss, H-J. 2013. Biologie & Homosexualität. Theorie und Anwendung im gesellschaftlichen Kontext. Münster: UNRAST.
- Wahrig, B. 2006. Wissenschaftsgeschichte und die „Kategorie“ Geschlecht. In: Konnerts, U.; Haker, H. und D. Mieth (Hg.). Ethik – Geschlecht - Wissenschaft. Der „ethical turn“ als Herausforderung für die interdisziplinären Geschlechterstudien. Paderborn: Mentis. 123-143.

Lisa Krall

Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
 Universität Bielefeld
lisa.krall@uni-bielefeld.de

Schreibende Familienmänner – Narrative Konstruktion von Vaterschaft in der Gegenwartsliteratur

[U]nd plötzlich ist dann die verzögerte Zeitlupe da, die letzte, intensivste Stufe der weiten Fahrt, denn ich schaue hinaus in den Garten und sehe Lo und Lu mit La Mamma jetzt verzögert durch das Gras gehen, und mein Blick verzieht sich unmerklich zu einem Lächeln, ich lächle ihnen zu, oder lächle in mich hinein, aber niemand sieht es, es ist nur für mich und der schönste Moment [...].¹

1. Zum gegenwärtigen Verhältnis von Vaterschaft, Väterlichkeit und Männlichkeit

Allein in der medialen Öffentlichkeit erfährt das Vatersein in der letzten Zeit eine Aufmerksamkeit, die in dieser Form und in diesem Ausmaß neu ist: Sei es im beständig expandierenden Markt der Ratgeberliteratur für (werdende) Väter,² in Männerzeitschriften wie der *Men's Health*,³ oder in der öffentlichen Inszenierung Prominenter, für die es nicht erst seit Kurzem *en vogue* zu sein scheint, sich ‚auch‘ als liebende und sorgende Väter zu präsentieren. So wird im öffentlichen wie im wissenschaftlichen Diskurs seit einiger Zeit das Aufkommen eines ‚neuen Vaters‘ diagnostiziert, der durch Attribute wie ‚engagiert‘, ‚involviert‘ und ‚aktiv‘ charakterisiert wird.⁴ Besonders das veränderte familiäre Engagement und die Vater-Kind-Beziehung werden dabei in den Fokus gerückt, wobei als Ursache für die veränderten Ansprüche an die Vaterrolle u.a. strukturelle Rahmenbedingungen wie die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses,⁵ der Wandel innerfamiliärer Beziehungen sowie Veränderungen im Geschlechterverhältnis zu nennen sind.

Auch wenn – wie Drinck richtig anmerkt – häufig eine Verwechslung von Diskursinhalten und historischen Fakten stattfindet, Leitbilder stets auch isoliert von der alltäglichen Praxis zu betrachten sind,⁶ wird hier der Annahme gefolgt, dass das im Bürgertum entstandene Ernährermodell im Zuge der Separierung von öffentlicher und privater Sphäre lange Zeit konstitutiv für das Geschlechterverhältnis und die Konstruktion von Männlichkeit war. Dabei entfaltet es, trotz nicht zu übersehender Grenzüberschreitungen in der Vergangenheit,⁷ auch heute – vor allem als Leitbild – noch seine Wirkmacht. Meuser deutet diesen Wandel als einen bereits ab den 1970er Jahren einsetzenden Prozess „der Diskursivierung von Männlichkeit, der davon zeugt und dazu beiträgt, dass die gesellschaftliche Position des Mannes den Status einer fraglosen Gegebenheit zu verlieren beginnt.“⁸ Er verweist hier auf einen zentralen Aspekt, der für die Auseinandersetzung mit dem Thema Väterlichkeit und fathering zentral ist: So war das Ernährermodell lange Zeit elementarer Bestandteil eines Leitbildes von Männlichkeit, das mit Connell als hegemonial zu bewerten ist:⁹

‚Hegemonic masculinity‘ is not a fixed character type, always and everywhere the same. It is, rather, the masculinity that occupies the hegemonic position in a given pattern of gender

1 Ortheil, Hanns-Josef. 2003. *Lo und Lu*. Roman eines Vaters. [2001]. 3. Aufl. München 2003, S. 345.

2 Vgl. aktuell den Beitrag von Sylka Scholz zur Tagung Sexualität, Liebe, Männlichkeiten des Arbeitskreises AIM-Gender: Vaterliebe? Die Konstruktion der Vater-Kind-Beziehung in aktuellen Ratgebern für Väter (2013).

3 Vgl. *Men's Health* 2013.

4 Vgl. Meuser 2007, S. 49.

5 Siehe hierzu ausführlicher auch Meuser, Scholz 2012, S. 28ff.

6 Vgl. Drinck 2005, S. 6.

7 So hat die Geschichtswissenschaft lang anhaltende Mythen über die Tradition und Unveränderlichkeit männlicher väterlicher Rollenarrangements vom 18. bis zum 20. Jahrhundert bereits revidiert. Vgl. etwa Tosh 1999; Habermas 2000; Erhart 2001, S. 47.

8 Meuser 2001, S. 219.

9 Vgl. Connell 1995.

relations, a position always contestable. [...] At any given time, one form of masculinity rather than others is culturally exalted. Hegemonic masculinity can be defined as the configuration of gender practice which embodies the currently accepted answer to the problem of the legitimacy of patriarchy, which guarantees (or is taken to guarantee) the dominant position of men and the subordination of women.¹⁰

Diesen Nexus von hegemonialer Männlichkeit und Patriarchat bewertet bereits Connell als in Auflösung begriffen, wobei davon auszugehen ist, dass hegemoniale Männlichkeit als Handlungsmuster seine Generativität keineswegs eingebüßt hat, sondern als Norm der Konstruktion von Männlichkeiten fortwährend zugrunde liegt.¹¹ Es ist daher mit Meuser und Scholz zu fragen, ob die aufgrund von Veränderungen verursachte habituelle Unsicherheit vieler Männer möglicherweise zu einer Modernisierung des Konzepts hegemonialer Männlichkeit in dem Sinne beitragen kann, dass eine (neue) hegemoniale Position erworben wird, indem mit diesen Verunsicherungen produktiv umgegangen wird.¹²

Nachfolgend wird daher ein aktuell diskutiertes, aber noch zu wenig beachtetes Spannungsfeld betrachtet, das sich im Konflikt zwischen ‚neuer‘ Väterlichkeit und traditioneller – ebenfalls in Veränderung befindlicher – ‚Männlichkeit‘ offenbart. Der Untersuchung liegt die These zugrunde, dass sich Veränderungen von Männlichkeitsbildern heute vor allem auf Ebene der Väter beobachten lassen, das heißt sich entsprechende Konstruktionsprozesse wechselseitig beeinflussen. Während der sozialwissenschaftlichen Forschung zunehmend valide Angaben über die Veränderungen der ‚Erzählweise‘ und der kulturellen Konflikte von Vaterschaft und Männlichkeit fehlen, sind in der Gegenwartsliteratur zwar vermehrt solche ‚Erzählweisen‘ zu finden, allerdings sind diese bislang kaum auf das sozialwissenschaftliche Untersuchungsfeld bezogen worden.

2. ‚Neue Väter‘ in der Gegenwartsliteratur

Nachfolgend werden drei Romane von Autoren näher betrachtet, die als repräsentativ für ein noch recht neues Genre in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur anzusehen sind: die ‚neue Väterliteratur‘¹³, der eine Reihe von meist autobiografisch motivierten Romanen und Erzählungen zuzuordnen ist, in denen Väter auf eine bisher unbekannte Weise den Alltag mit ihren – meist gerade geborenen – Kindern beschreiben. Nicht nur positionieren sich diese Väter im Geschlechterverhältnis neu, indem sie die Kinderbetreuung und den Haushalt bisweilen vollständig übernehmen, darüber hinaus wird hier mit klassischen Erzählstrukturen gebrochen: Zwar waren die Väter seit jeher Sujet literarischer Texte, anstatt sich aber wie in den klassischen Familienromanen in eine Tradition der „männlichen Genealogie“¹⁴ einzuordnen resp. bewusst mit dieser zu brechen,¹⁵ oder aber sich ab den 1970er Jahren von den vergangenheitsbelasteten Vätern abzugrenzen bzw. sich diesen im Schreiben wieder anzunähern,¹⁶ rückt nun das eigene Vatersein ins Zentrum. Die

10 Ebd., S. 76f.

11 Vgl. Meuser 2000, S. 57.

12 Vgl. Meuser, Scholz 2012, S. 23 u. 32.

13 Die Bezeichnung wird in Anlehnung an Tholen 2003, S. 403 verwendet.

14 Erhart 2004, S. 175.

15 Hier sind – im ersten Fall – etwa Thomas Manns *Buddenbrooks*. *Verfall einer Familie* (1901) und im zweiten Fall Romane wie John von Düffels *Houweland* (2004), Arno Geigers *Es geht uns gut* (2005) oder der Roman *Korrekturen* (orig. *The Corrections*, 2001) des amerikanischen Autors Jonathan Franzen gemeint. Da sich auch das ‚Erzählen‘ in diesen neueren Familienromanen verändert hat und wichtige Aufschlüsse über die veränderte Konstruktion von Männlichkeit und Vaterschaft resp. Väterlichkeit in der Gegenwartsliteratur liefert, müsste ein umfangreicheres Forschungsprogramm diese Texte mitberücksichtigen.

Väter sind dementsprechend nicht mehr Gegenstand der Beschreibung durch andere, sondern sie entwerfen ihre Vaterschaft im Erzählprozess selbst,¹⁷ wodurch es möglich wird, Konstruktionsprozesse von Vaterschaft und Männlichkeit auf eine bislang kaum erforschte Weise zu untersuchen.¹⁸

Eine vormalig häufig eher negativ konnotierte Auseinandersetzung mit den Vätern wird dabei durch eine positive, des Öfteren – wie in einer Rezension zu Petersdorffs *Lebensanfang* (2007) – als „kitschnah[er] ehrlicher Pathos“¹⁹ bewertete Perspektive abgelöst. Drei dieser Texte, die traditionellen Erzählungen über Männlichkeit durch die Verlagerung auf den inneren ‚weiblichen‘ Raum der Familie entgegenstehen, werden genauer betrachtet: Hanns-Josef Ortheils *Lo und Lu* (2001), Dirk von Petersdorffs *Lebensanfang* sowie Peter Handkes schon 1981 publizierte *Kindergeschichte*, in der bereits Züge einer ‚neuen Väterlichkeit‘ zu erkennen sind. In allen drei Fällen liegt eine besondere Konstellation von Privatem und Beruflichem vor: Es handelt sich um Väter, die als Schriftsteller und Intellektuelle ihrem Beruf mehrheitlich von zuhause aus nachgehen. Indem sie eine neue Vaterschaft praktizieren und zugleich versuchen, weiterhin ihrer Tätigkeit als Schriftsteller auszuüben, liegt eine besondere Vermischung von familialem und beruflichem Kontext vor, die insofern ungewöhnlich ist, als sich die Gegenwart der Kinder direkt auf die intellektuelle Sphäre, hier das Schreibprodukt, auswirkt. Der Reflexion über das Schreiben(-Können) unter veränderten familialen Gegebenheiten kommt daher ein gesonderter Stellenwert zu. Zwar präsentiert sich eine Überlappung beider Bereiche auch in anderen Berufen, allerdings zeigen sich die Auswirkungen in der Regel nicht direkt an der Arbeit.

Vor allem die Ausübung traditionell weiblicher Aufgaben sowie die Beschränkung auf den häuslichen Bereich erfordert eine Auslotung der Bedingungen männlicher Existenz, die neu ist und sich durchaus konflikthaft gestaltet. In diesem besonderen Fall ist zwar zu berücksichtigen, dass die Väter alle dem akademisch-intellektuellen Milieu entstammen, sodass von keiner Repräsentativität für das gesamte Feld der Väter-Thematik auszugehen ist. Dennoch wird hier ein besonderes Konfliktpotenzial sichtbar, das für die Konstruktion von Männlichkeit unter der Bedingung einer allgemeinen Verunsicherung zentral ist. Denn während Mutterschaft immer als ein genuines Merkmal von Weiblichkeit angesehen wurde, galt Vaterschaft im Sinne einer individuellen väterlichen Praxis nicht als Bestandteil von Männlichkeit:²⁰

16 Vgl. etwa die von Peter Härtling herausgegebene Textsammlung *Die Väter. Berichte und Geschichten* (1968), Christoph Meckels *Suchbild. Über meinen Vater* (1980), Peter Henischs *Die kleine Figur meines Vaters* (1987), Dagmar Leupolds *Roman Nach den Kriegen* (2004) oder etwa – als Beispiel für eine Annäherung – Arno Geigers *Der alte König in seinem Exil* (2011).

17 Die Tatsache, dass die Kinder aufgrund ihres Alters noch keine ‚Stimme‘ haben und sich daher noch nicht äußern können, ist zwar keine Voraussetzung für diesen Identitätsfindungsprozess der Väter, allerdings eine nicht zu übersehende Begleiterscheinung. Diesbezüglich wäre zu fragen, ob durch diesen fehlenden Multiperspektivismus eine neue hegemoniale Position der Väter geschaffen wird.

18 Ansätze findet man in der Literaturwissenschaft bisher allein bei Tholen oder Erhart. Zu Erhart siehe exemplarisch: *Father figures in literature 1900/2000*. In: Oechsle, Müller, Hess (Hg.) 2012, S. 61-78. Vgl. zu Tholen [u.a.]: *Familienmännlichkeiten. Anmerkungen zur Gegenwartsliteratur*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 60. 2010a, S. 101-116; *Familienmännlichkeit und künstlerisch-literarische Arbeit*. In: *Weimarer Beiträge* 57 (2011a), H. 2, S. 253-268 und *Familie und Geschlecht in der Gegenwartsprosa*. In: *Zeitschrift für Deutsche Philologie. Sonderheft zum Band 131: Deutschsprachige Literatur(en) seit 1989* (2012), S. 303-321.

19 Essig 2007.

20 Vgl. Meuser 2007, S. 52ff.

Traditionally, fatherhood is determined more by a father's position in the professional sphere rather than his intra-family practice – in contrast to motherhood, which involves mothering as a main feature. The time the father dedicates to his profession is in the specific sense also time for the family, even if it is not spent with the family.²¹

Folgt man Pierre Bourdieu und Raewyn Connell, dann wird der männliche Habitus entweder in den ‚ernsten Spielen des Wettbewerbs‘ im homosozialen Raum unter Männern hergestellt (Bourdieu), bzw. ist am Leitbild einer ‚hegemonialen Männlichkeit‘ (Connell) orientiert, zu dem sich andere Männlichkeiten in Beziehung setzen müssen; Frauen sind von diesem ‚Spielen‘ weitestgehend ausgeschlossen.²² Gerade diese Überlegungen verweisen auf ein grundlegendes Problem: So kann das Bild des neuen Vaters konträr zum Ernährermodell offenbar nicht problemlos in ein solches Leitbild hegemonialer Männlichkeit integriert werden, da die Herstellung des männlichen Habitus im familiären Raum – die unterschiedliche Bewertung von als männlich und als weiblich klassifizierten Tätigkeiten spielt hier eine wichtige Rolle – erschwert ist.²³

Die meisten Studien zum Thema Vaterschaft belegen daher durchaus eine angestiegene Involvierung des Vaters in die Familie sowie eine höhere Gewichtung der Vater-Kind-Beziehung, offenbaren aber gleichzeitig eine erhebliche Diskrepanz zwischen Leitbild und alltäglicher Praxis.²⁴ Zurückgeführt wird diese Persistenz häufig auf strukturelle Rahmenbedingungen, auf Ergebnisse der Geschlechterforschung wird kaum Bezug genommen. Einige wenige Studien haben jedoch darauf aufmerksam gemacht, dass sich hier die entscheidende Konfliktlinie eines geschlechterhistorischen und familiensoziologischen Arrangements abzuzeichnen beginnt.²⁵ Gerade in der Erfassung dieser Interdependenzen kommt der Literaturwissenschaft eine besondere Rolle zu, da anhand dessen der Blick für Widersprüche und Instabilitäten in der Konstruktion von Vaterschaft und Männlichkeit geschärft wird sowie narrative Strukturen, die Bewusstseins- und Erzählformen offengelegt werden können: „Die Literatur ist kaum wie ein anderes Medium in der Lage, Einseitigkeiten und Verfestigungen im Wissen um geschlechtsgebundene Identitätskonstruktionen und Handlungsweisen zu hinterfragen [...]“.²⁶

Insbesondere die komplizierte wechselseitige Überlagerung von strukturellen Rahmenbedingungen, alltäglicher Praxis und kulturellen Leitbildern ist in anderen Disziplinen nur schwer zu erfassen. Dabei ermöglicht es das Moment des Narrativen – Erzählen wird hier als *doing* resp. *narrating gender* verstanden²⁷ – die Vielfalt von Männlichkeits- und Vaterschaftsentwürfen abzubilden. Die leitende Fragestellung lautet somit, wie Vaterschaft resp. Väterlichkeit in der Auseinandersetzung mit bestimmten Männlichkeitsvorstellungen in der Gegenwartsliteratur narrativ konstruiert wird. Hier stellt sich die weiterführende Frage, ob es zur Erzeugung einer neuen (väterlichen) Hegemonialität kommt oder aber eine bewusste Abkehr von entsprechenden Konstruktionsmodi stattfindet. Die Textanalysen werden dabei zeigen, dass insbesondere die veränderte Wahrnehmung von Raum und Zeit sowie die Auseinandersetzung mit

21 Meuser, Behnke 2012, S. 130.

22 Vgl. Bourdieu 2005, S. 203; Connell 1995, S. 67ff.

23 Vgl. dazu auch Meuser 2009, S. 82.

24 Vgl. exemplarisch die Studien von Fthenakis [u.a.] 1999; Zulehner und Volz 1999 und 2009. Vgl. auch Bambey, Gumbinger 2006.

25 Vgl. Meuser, Behnke 2012; Meuser, Scholz 2012.

26 Tholen 2013, S. 10.

27 Vgl. Nieberle, Strowick 2006, S. 8 u. 11.

anderen Männlichkeits- resp. Weiblichkeitsentwürfen für die eigene Identitätskonstruktion zentral sind.

3. „Literatur nach dem Ende der Literatur“ – Schreibende Familienmänner

3.1 Peter Handke: Kindergeschichte

Der Gedanke an ein Kind war so selbstverständlich wie die beiden anderen großen Zukunftserwartungen, welche von der nach seiner Überzeugung ihm bestimmten und sich seit je in geheimen Kreisen auf ihn zubewegenden Frau handelten, und von der Existenz in dem Beruf, wo alleine ihm eine menschenwürdige Freiheit winkte; ohne daß freilich diese drei Sehnsüchte auch nur einmal in einem Bild zusammen erschienen.²⁸

Mit der *Kindergeschichte* (1981) Peter Handkes liegt eine Erzählung vor, in der eine neue Väterlichkeit resp. neue Männlichkeit entworfen wird. Wird dieses Verhältnis, wie Tholen an Rolf Dieter Brinkmanns *Keiner weiß mehr* (1968) zeigt, zuvor häufig noch als Antagonismus dargestellt,²⁹ so findet hier eine Annäherung statt. Bereits anhand des vorangestellten Zitats wird deutlich, dass das Verhältnis des Vaters zu seinem Kind zentral ist, während die Kindesmutter sowie die Mutter-Kind-Beziehung innerhalb der Erzählung eher eine Randstellung einnehmen.³⁰ So werden in der *Kindergeschichte* die ersten zehn Jahre ausgehend von der Geburt der Tochter geschildert, welche der als Schriftsteller tätige Vater überwiegend alleine mit ihr verbringt, während die Mutter bereits kurz nach der Geburt wieder ihren Beruf aufnimmt. Verstärkt wird diese Aufgabenteilung durch mehrfache Ortswechsel zwischen dem deutschsprachigen Raum³¹ und Frankreich, wo der Mann insgesamt fünf Jahre alleine mit seinem Kind lebt. Denn auch wenn sich die Eltern offiziell nicht trennen, ist ihr Verhältnis sehr konfliktbehaftet; eine familiäre Gemeinschaftlichkeit wird immer mehr gemieden. Insbesondere die Ortswechsel spiegeln wichtige Veränderungsmomente im Verhältnis von Vater und Kind sowie im Durchspielen verschiedener Männlichkeitsentwürfe wider. Ein Moment erster Nähe und Gemeinschaftlichkeit zwischen Vater und Kind entsteht bereits bei der Geburt, wo das Kind bei ihm erstmalig ein Gespür für die ‚traditionell‘ väterlichen Funktionen des Schützens sowie der paternalen Verantwortung hervorruft:

Es war nicht bloß Verantwortung, was der Mann bei dem Anblick des Kindes fühlte, sondern auch Lust, es zu verteidigen, und Wildheit: die Empfindung, auf beiden Beinen dazustehen und auf einmal stark geworden zu sein. [...] Das Neugeborene; die gut beendete Arbeit; der unerhörte mittenächtliche Moment der Einheit mit der Frau: zum ersten Mal sieht sich da der in dem heiß dunstenden Naß ausgestreckte Mensch in einer kleinen, vielleicht unscheinbaren, aber ihm entsprechenden Vollendung. (K, 9f.)

28 Handke, Peter: *Kindergeschichte*. Frankfurt a.M. 1981, S.7. Nachfolgend wird die Sigle ‚K‘ verwendet

29 Vgl. Tholen 2011a, S. 25.

30 In der Handke-Forschung wurde zwar bereits auf die Bedeutsamkeit des Kindes für die Autorschaft des Vaters und sein Schreiben innerhalb der Erzählung hingewiesen, jedoch eher im Hinblick auf die Wahrnehmung des Kindes „als Vor- und Urbild eines in seinen Augen ‚wahren‘ Lebens“ (Dinter 1986, S. 161); vor allem in Abgrenzung von den Emanzipationsidealen der 1970er Generation. Auf den besonderen Stellenwert des Verhältnisses von Familienmännlichkeit, schriftstellerischer Tätigkeit und alternativen Männlichkeitsentwürfen hat erstmals Tholen hingewiesen, jedoch nur sehr verkürzt. Vgl. Tholen 2010a, S. 110ff. und Tholen 2010b, S. 403.

31 Gegenätzlich zur Autobiografie Handkes geht aus dem Text nicht eindeutig hervor, ob die Handlung in Deutschland oder in Österreich spielt.

An dieser Textstelle zeigt sich, dass die Übernahme der Vaterrolle als Teil einer „Vollendung“ inszeniert wird, die offensichtlich Bestandteil seiner Mannwerdung – somit auch die Betonung der eigenen „Wildheit“ – ist. Dementsprechend zählen auch die Beziehung zu (s)einer Frau sowie die berufliche Tätigkeit dazu – insofern findet hier zunächst eine eher traditionelle Modellierung von ‚Familienmännlichkeit‘ statt. Der Berufstätigkeit seiner Frau steht er dementsprechend kritisch gegenüber: „Es kam ihm sogar vor, er hätte das Kind der Frau bloß ‚aufgezwungen‘ – und das sei aber sein ‚Glück‘. (Viele der heutigen ‚jungen Mütter‘, die er sah, erschienen ihm ohnedies ‚scheinheilig‘; oft sogar als mögliche Halsdurchschneider.)“ (K, 29). Es zeigt sich, dass der eigene Vaterschaftsentwurf vor allem mit einer Abgrenzung von modernen, emanzipierten Frauen einhergeht, die sich nicht mehr ausschließlich ihrer Mutterrolle widmen. Dennoch fühlt er sich in seiner Rolle anfangs unsicher; die Aufgabenteilung deutet er zunächst nur als ein vorübergehendes Arrangement:

Trotzdem konnte er sich nicht denken, mit dem hilflosen Wesen allein, ohne die Frau, zu sein. In ihrer Abwesenheit sprang er gleichsam nur ein, war ein eher ungeschickter Betreuer und zählte die Tage, bis sie wieder ihre Sorgepflicht übernehme. Er seinerseits sorgte sich wie je um sie: das Beschützen war ihm ernst; ohne ihn würde sie verlorengehen. (K, 29)

In diesem Zitat werden trotz der sehr emotionalen Vater-Kind-Beziehung wieder ‚traditionelle‘ Stereotype aufgegriffen. So erachtet er die Kindesbetreuung als genuine Aufgabe der Mutter, als ihre „Sorgepflicht“, wohingegen er sich nur als zeitweilig zuständig betrachtet. Zugleich verweist er aber auf die besondere, ihm obliegende väterliche Funktion des Schützens, die er als ‚überlebenswichtig‘ bewertet. Bestehende Unsicherheiten werden somit in einen Identitätswurf integriert, der an einem traditionellen Männlichkeitsbild orientiert ist und tradierte Merkmale von Väterlichkeit bereithält. Dabei zeigt sich auch, dass die Ausklammerung der Mutter aus der Vater-Kind-Dyade Bestandteil seines Männlichkeits- resp. Väterlichkeitsestwurfes ist. Im Sinne Connells wäre daher zu fragen, ob hier eine (neue) Hegemonialität gegenüber der Mutter geschaffen wird, die auf der Hervorhebung des besonderen Stellenwerts des Vaters für die Kindesentwicklung basiert. Auch Meuser und Scholz überlegen dementsprechend,

ob [es] mit dem Bedeutungsverlust der Figur des Familienernährers [...] zu einer Neuformierung hegemonialer Männlichkeit kommt, möglicherweise dergestalt, dass Männer einen eigenen Stil der Familienarbeit ausbilden und diesen als positives Distinktionsmerkmal gegenüber dem tradierten ‚weiblichen‘ Stil durchsetzen [...]?³²

Diese konfliktbehaftete Ambivalenz, die habituelle Unsicherheit zwischen traditionellem Männlichkeitsestwurf und ‚neuer‘ Väterlichkeit, äußert sich dabei nicht allein im Umgang mit seiner Frau, sondern auch in Gegenwart anderer Männer und führt schließlich zur vollständigen Distanzierung von anderen Personen.

Parallel zu der sehr emotionalen Vater-Kind-Beziehung werden aber auch immer wieder die dadurch entstandenen nachteiligen Veränderungen angedeutet – besonders die ihm durch das Kind auferlegte räumliche Beengung spiegelt diesen Konflikt wider. Dabei nimmt der Protagonist die fehlenden Möglichkeiten des Flanierens durch die Stadt bereits kurz nach der Geburt als Gefangenschaft, als Beendigung des Lebens wahr. Die Veränderung des Raumes führt zu einer fehlenden Inspiration und Phantasielosigkeit, die sich negativ auf sein Schreiben auswirken. Somit zeigt sich bereits hier ein Konflikt von Familienmännlichkeit und Autorschaft, der gerade in dieser Konstellation konstitutiv zu sein scheint. Insofern erscheinen die immer wieder erfolgenden Ortswechsel

32 Meuser, Scholz 2012, S. 37.

beinahe als Gegenentwürfe zur räumlichen Beengung: „Sprach nicht das Bild für sich: Jemand, der das Seine nahm und damit ins Ungewohnte aufbrach?“ (K, 59). In dem Bild des Aufbruchs „ins Ungewohnte“ mit dem ‚Seinen‘ klingen beinahe stereotype männliche Eroberungsphantasien an, wobei sich erneut der Eindruck des Entwurfes einer veränderten Form hegemonialer Männlichkeit aufdrängt: Denn gerade in gendertheoretischer Hinsicht sind die Wahrnehmung und Umdeutung von Räumen sowie Territorialisierungen und Grenzüberschreitungen interessant, da auf diese Weise geschlechterrelevante Orientierungen und Konnotationen zum Ausdruck kommen, die sich auf die Konstruktion von Geschlechtsentwürfen auswirken.³³ Dabei ist zu vermuten, dass sich nicht nur, wie Würzbach es formuliert, weibliche Emanzipationsanstrengungen in Form räumlicher Bewegungen zeigen,³⁴ sondern dass dies auch auf Männlichkeit zutrifft.

Ein starker Wandel vollzieht sich nach dem Umzug in das eigene Haus: „Dabei wußte er freilich, daß er, mit seiner besonderen Tätigkeit, ein Begünstigter war: er brauchte sich dafür nicht vom Haus zu trennen wie die meisten, so daß die eine Sphäre im Idealfall den Schwung für die Gegensphäre gab.“ (K, 37f.). Hier deutet sich bereits die Möglichkeit eines Arrangements bzw. einer harmonisierenden Existenz von Familienmännlichkeit und Autorschaft an. Dennoch wandelt sich die anfänglich als „Glück“ empfundene Arbeit am „Stückwerk“ während des mittäglichen Schlafens des Kindes im Zeitverlauf immer mehr in das bereits kurz nach der Geburt empfundene Gefühl der „Eingeschlossenheit und Unbeweglichkeit“ (K, 39). Die räumliche Enge wird verstärkt durch die vom Tagesrhythmus seiner Tochter bestimmten veränderten Zeitstrukturen. Und so avanciert diese Phase letztlich zum Höhepunkt der Erzählung und kulminiert in einer umfassenden Krise:

Von seinen persönlichen Bräuchen abgeschnitten [...], erfuhr er die fast ausschließlich aus Kindergeräuschen und Kindersachen bestehende, im Kinderzeitrhythmus ablaufende Tagtäglichkeit, arbeitslos, wie er zudem war, immer heftiger als brutales und sinnloses Verhängnis. Die Dinge standen schräg, böse und unwirklich wie sonst nur Waffen, die Zwischenräume ohne Luft wie in den entsprechenden Kammern; und im Kopf des da hinein Verbannten eine Verworrenheit, in deren Blickfeld wiederum nur feindseliges Durcheinander herrschen konnte. [...] Mit der Zeit verlor der auf das Haus Beschränkte und doch dort kaum zur Ruhe kommende schließlich jeden Sinn für die Farben und Formen, wie auch für den Abstand und die Staffeln der Gegenstände, sah sich, im blicktrübenden, unseligen Zwielicht, von diesen umstellt wie von blinden Spiegeln [...]. (K, 40f.)

Indem die veränderte Alltagssituation mit Attributen wie brutal, sinnlos oder unwirklich beschrieben wird, entsteht der Eindruck einer existenziellen Bedrohung, die insbesondere im Hinblick auf die eigene Identität als Schriftsteller nicht abwegig erscheint. Nicht nur ist er arbeitslos, sondern die Situation wird dadurch verschärft, dass er das Bewusstsein für seine Umgebung, den Sinn für das Schöne bzw. Besondere verliert – versinnbildlicht in der Metapher des ‚blinden Spiegels‘ –, der jedoch für sein Schreiben zentral ist. Da die ‚Bedrohung‘ sich in seiner Wahrnehmung zu einer direkt vom Kinde ausgehenden entwickelt, eskaliert die Situation kurz darauf, als er jenes plötzlich schlägt, „mit aller Gewalt, so wie er wohl noch nie einen Menschen geschlagen hatte“ (K, 42). Mit diesem gewalttätigen Ausbruch setzt jedoch sofort die Peripetie der Erzählung ein; so ruft das Ausmaß seines Vergehens beim Vater parallel zum Schlag Entsetzen hervor. Nachfolgend stellt er sich daher vorerst vollständig in den Dienst des Kindes und errichtet in den eigenen Räumlichkeiten eine „Kindergemeinschaft“ (K, 49), als deren Betreuer er nun

33 Zur Bedeutsamkeit des Raumes in gendertheoretischer Hinsicht vgl. Würzbach 2004, S. 49ff.

34 Vgl. ebd., S. 52.

fungiert. Die anfängliche Krise des Nicht-mehr-Schreiben-Könnens, der Verlust der für die eigene Identitätskonstruktion so wichtigen Möglichkeit der beruflichen Betätigung, führt nun zu einer Art Neudefinition von Arbeit, die sich in einer vollständigen Hinwendung zum Kind äußert. Die alltägliche Betreuung der Kinder wird somit – für traditionelle Männlichkeitsentwürfe eher untypisch – zur beruflichen Tätigkeit, die zwar finanziell nicht entlohnt wird, jedoch zur Überwindung der ‚Krise‘ beiträgt.

Der Konflikt lässt sich allerdings auch nachfolgend nicht aufheben; die Bedingungen von Autorschaft und Vatersein müssen immer wieder neu ausgelotet werden. Diese fortlaufende Suchbewegung führt letztlich zu einer Neuformulierung des Verhältnisses von Familienmännlichkeit und Autorschaft, in welchem Kind und Schreiben in eine harmonische Beziehung gebracht werden. Indem Handke im Zuge dessen eine Art neue Väterlichkeit entwirft und dabei die emotionale Vater-Kind-Beziehung in den Mittelpunkt stellt, greift er gegenwärtigen Diskursen um die neuen Väter gewissermaßen vor. Dennoch werden hier andere Aktivitäten mit dem Kind wie auch pflegerische Aufgaben entgegen dem gegenwärtigen Diskurs nur selten benannt.

3.2 Hanns-Josef Ortheil: *Lo und Lu*

In Hanns-Josef Ortheils 2001 erschienenem Roman *Lo und Lu. Roman eines Vaters* erzählt ein Vater aus der Ich-Perspektive von den ersten gemeinsamen Jahren mit seiner Tochter Lo und dem Sohn Lu. Während der Protagonist seinem Schriftstellerberuf von zuhause aus nachgeht und dabei den Großteil der erzieherischen und pflegerischen Aufgaben übernimmt, geht seine Frau ihrem Beruf bereits kurz nach der Geburt des Sohnes wieder nach. Besonders zu Anfang ist eine recht hohe Handlungsunsicherheit des Protagonisten über die neue Gestaltung des Alltags erkennbar, wobei eine Ursache seiner Unsicherheit seine traditionelle Identität als Mann darstellt:

Vielleicht sollte ich etwas aufräumen, in der Küche gäbe es reichlich Anlaß dazu, aber ein so frühmorgendliches Aufräumen, Wischen und Putzen würde mich sofort in die Rolle eines Hausmannes drängen. „Hausmann“ ist ein schreckliches Wort, ich werde mich hüten, auch nur in die Nähe eines Hausmannsdaseins zu geraten, denn natürlich bin ich kein Hausmann, der kocht, putzt, wäscht, sondern ein Schriftsteller, der durch seine Arbeit ans Haus gebunden ist [...]. (LuL, 6)³⁵

Dieses Zitat weist auf ein für seine Identitätskonstruktion grundlegendes Problem der veränderten Aufgabenteilung hin: So findet vor allem deswegen eine kritische Auseinandersetzung mit typischen in den häuslichen Bereich fallenden Tätigkeiten statt, weil sie als weiblich gelten und somit die Männlichkeit des Erzählers infrage stellen. Die Problematik zeigt sich auch darin, dass er sich eindeutig von diesen ‚weiblich‘ konnotierten Aufgaben durch den Verweis abgrenzt, dass er sich vorrangig wegen seines Berufes und nicht wegen der veränderten Arbeitsteilung zuhause aufhalte. Indem er die Situation derart umdeutet, gelingt es ihm, seine häusliche Beschränkung zumindest anfangs in einen traditionell männlichen Identitätsentwurf zu integrieren. Insofern findet bereits hier eine Auseinandersetzung sowohl mit traditionellen Männlichkeitsentwürfen als auch mit modernen Vorstellungen von Familienmännlichkeit statt, die in einer Suchbewegung ausgelotet werden, zugleich aber auch Unsicherheiten hervorrufen. Letztere beziehen sich besonders auf den Umgang mit seinem Sohn und somit auf seine Rolle als Vater:

Was mache ich, wenn er nach niemand anderem verlangt als nach La Mamma, wenn er an ihrem schönen langen Haar ziehen und sich an ihre Brust flüchten will, während er nur das

³⁵ Hans-Josef Ortheil: *Lo und Lu. Roman eines Vaters* [2001]. 3. Auflage. München 2003, S. 6. Nachfolgend wird die Sigle ‚LuL‘ verwendet.

kurze, kratzende Vaterhaar zu fassen bekommt und eine frontale, spröde und unzugängliche Männerbrust, an der es nichts zu entdecken gibt? (LuL, 7)

Obwohl die Angst, dass der Sohn als Baby zunächst nach der Mutter verlangt, sicher nicht unüblich ist, ist die Gegenüberstellung von stereotyp als weiblich und männlich geltenden Attributen auffällig. Zwar weist die Kontrastierung der ‚schützenden‘ und ‚warmen‘ Mutterbrust mit der ‚harten‘, ‚abweisenden‘ „Männerbrust“ durch den Rekurs auf Geschlechterstereotype einen ironischen Unterton auf, nichtsdestotrotz bestätigt sich aber der Eindruck, dass sich der Protagonist gerade dadurch seiner Männlichkeit versichern will. So wird durch die Bezugnahme auf traditionelle Geschlechtsmerkmale suggeriert, dass der Mann schon aufgrund biologischer Merkmale für die Kinderbetreuung kurz nach der Geburt eher ungeeignet ist.

Die sich dennoch im Handlungsverlauf abzeichnende Annäherung der beiden Lebensentwürfe von Familienmännlichkeit und Beruf zeigt sich insbesondere bei der eigenen, fortan von den Tagesphasen der Kinder geprägten, Arbeit. Ähnlich wie in der *Kindergeschichte* wird eine Veränderung der Zeitstrukturen beschrieben, die jedoch nicht wie bei Handke zu einem Aufschub des ‚großen Werks‘ führt, sondern vielmehr eine Modifizierung des Schreibens bewirkt und in einer neu formulierten Ästhetik mündet. Wird das Tagebuchführen zunächst noch als „Schwundstufe von Arbeit“ (LuL, 33) bezeichnet, folgt kurz darauf der Entschluss, vorerst ausschließlich in dieser Form zu schreiben, da es die Möglichkeit bietet, trotz der kurzen verfügbaren Zeitspannen weiterhin dem Schreiben nachzugehen. Der veränderte Alltag wirkt sich demnach zwangsläufig auf das Schreiben aus und erfordert neue Erzählstoffe und -formen. Gleichzeitig findet eine Umdefinition von Arbeit insofern statt, als die Aktivitäten mit den Kindern nun als ‚Arbeit‘ interpretiert werden. Während dabei einerseits die Gestaltung des Alltags mit den Kindern durch die intellektuelle Sichtweise des Vaters beeinflusst wird, wirkt sich andererseits die Einnahme des kindlichen Blicks durch den Erzähler auch auf die Produktionsästhetik aus. In dieser „Symexistenz“³⁶ von Intellektualismus, Berufssphäre und Familiendasein scheint somit ‚eine‘ Möglichkeit eines veränderten Konzeptes von Vaterschaft, Männlichkeit und Beruf zu bestehen, das jedoch primär für die Konstellation von kreativ-künstlerischer Tätigkeit und Vaterrolle gilt. Das veränderte Schreiben offenbart sich demzufolge vor allem in einer vollständigen Hinwendung zum Kind:

[I]ch sollte das Fummeln und Schnuppeln gleich damit verbinden und die ausgeschnittenen Zeitungsartikel, Bilder und Fotos mit hineinkleben, damit in diese Aufzeichnungsmaschine etwas Welt hineinkommt und nicht nur die Rede vom Windelnwechseln, Flaschenerwärmen und Fruchtbreikneten ist [...]. Lo und Lu, denke ich weiter, könnten mir bei diesem Tagebuch helfen, ich werde Lo das Fotografieren beibringen und ihre Fotos mit einkleben und dazu einige ihrer Zeichnungen und Bilder, so könnte das Tagebuch ein Gesamtkunstwerk werden, mit Querverweisen auf meine Videofilme, über gesonderte Tonaufzeichnungen sollte ich mir noch Gedanken machen ... Als es mir gelang, all das in einer einzigen Nacht [...] zu denken, wußte ich, daß ich mich von der eigentlichen Arbeit endgültig verabschiedet hatte. Ich kann nicht mehr schreiben, murmelte ich vor mich hin, wenn es mir schlecht ging. Ich habe ein neues, anderes Schreiben entdeckt, redete ich mir ein, mit leicht triumphierenden Grundton [...]. (LuL, 35f.)

Hier zeigt sich, dass das Arrangement mit der veränderten Lebensweise sowie die neu formulierte Ästhetik durchaus eine gewisse Unzufriedenheit und Unsicherheit im Hinblick auf ein traditionell ‚männliches‘ Verständnis von Arbeit hervorrufen; ein Zwiespalt, der sich auch im Weiteren fortsetzt. Dem Erzähler wird bewusst, dass ihm als Gegenwartsautor – ähnlich wie bei Handke – das Gespür für Raum, Zeit und die

36 Tholen 2011a, S. 265.

wichtigen Erzählstoffe abhandeln gekommen ist. Erscheint die „Symexistenz“ beider Sphären zunächst als Lösung, so präsentiert sich gerade hierin nunmehr ein besonderer Konflikt. Während bei Handke allerdings ein Aufschub der eigenen künstlerischen Produktion zugunsten des Kindes erfolgt, findet hier durchaus eine Angleichung bzw. Vereinbarung von Berufs- und Familienarbeit statt. Infolgedessen präsentiert sich die innere Entwicklung des Protagonisten in diesem Fall auch weniger krisenhaft als in der *Kindergeschichte*.

Diese innere Entwicklung lässt sich jedoch nicht allein in ästhetischer Hinsicht, sondern insbesondere auch auf räumlicher Ebene – konkret der Erschließung neuer sowie der veränderten Wahrnehmung bekannter Räume – veranschaulichen. Voraussetzung dieser Entwicklung ist, dass sich der Erzähler Räume ohne seine Frau erschließt – ein Aspekt, den bereits Meuser und Behnke auf empirischer Ebene in Bezug auf den inneren Raum des Hauses zeigen konnten.³⁷ Durch die Möglichkeit, sich diese Räume – bspw. durch die Neugestaltung des Gartens, entsprechend auch als „Planung des Universums“ (LuL, 69) titulierte – zu eigen zu machen, wird zum einen an stereotype Eroberungsphantasien angeschlossen, zum anderen zeigt sich immer wieder, dass die Loslösung von geschlechterrelevanten Konnotationen dazu beiträgt, die Funktion bestimmter Räume zu eigenen Gunsten uminterpretieren zu können. Ein Raum, den er sich erschließt, ist das Mutter-Kind-Abteil im Zug, wobei er beim Betreten moniert, dass die Väter aus diesen Räumlichkeiten bereits durch den Namen ausgeschlossen werden. Hier liegt eine explizit geschlechterspezifische Deutung von Räumen vor, die sich auch in anderen Bereichen fortsetzt. Dass sich gerade auf solchen Ebenen stereotype Geschlechtervorstellungen manifestieren, deutet auf einen grundlegenden Konflikt beim Entwerfen moderner Vaterschaft hin, wobei hier bereits erste Veränderungen zu verzeichnen sind.

Für den Aufbau eines neuen Männlichkeitsentwurfes ist aber insbesondere die Konfrontation mit anderen Männern bzw. Männlichkeitsentwürfen konstitutiv. Jene ist Gegenstand des Kapitels „Gäste“ (LuL, 53), welches vom Besuch eines befreundeten, kinderlosen, Paares handelt:

Als Hanna und Karl gegen sechs vor der Tür stehen, sehe ich gleich, daß sie zu fein gekleidet sind. Wen, um Himmels willen, wollen sie in ihrer dezent-teuren Aufmachung besuchen, mich jedenfalls nicht, ich habe mich nicht einmal umgezogen, wozu auch, ich bin hier schließlich zu Haus. [...] Hanna betrachtet mich denn auch etwas irritiert, vielleicht denkt sie, ich sei verwahrlost, soll sie doch, als hart arbeitender Vater, der kaum eine freie Minute hat, brauche ich mich vor niemandem zu rechtfertigen und erst recht nicht vor Hanna, die angeblich neun Stunden Schlaf braucht. (LuL, 55)

Grenzt sich der Erzähler anfangs noch von einem ‚Hausmann-Dasein‘ ab, so wird gerade dieses nun als Rechtfertigung für sein Auftreten angeführt, wobei durchaus ein Bewusstsein über die eigentliche Unangemessenheit seiner Kleidung besteht. Die daraus resultierende Unsicherheit führt schließlich allerdings zum etwas ‚trotzigen‘ Verweis auf die eigene Vaterrolle, die nun als ‚Arbeit‘ interpretiert wird. Nachdem sein Verhalten Irritationen hervorruft, folgt Karl ihm in die Küche

und damit in ein Reich, in dem er sich sonst nicht gern aufhält.
Gar nicht so einfach, was? Fragt Karl, als wir in der Küche sind, und ich finde, er hat etwas Lauerndes.
Was meinst du, was ist nicht so einfach? frage ich zurück und streiche das Eiweiß mit einem breiten Pinsel über die Quiche.
Na die Gören, die meine ich, sagt Karl und lacht. Ich habe ihn als einen feinsinnigen und zurückhaltenden Menschen in Erinnerung, jetzt aber erscheint er mir wie verwandelt.

37 Vgl. Meuser, Behnke 2012, S. 131.

Du kommst nicht mehr raus, was? grinst Karl weiter, du hast nicht mal mehr Zeit, zu trinken, wenn es dir Spaß macht.
 [...] Habe ich früher manchmal so getrunken, daß es auffiel? frage ich ruhig und schiebe die Quiche in den Ofen.
 Manchmal schon, sagt Karl und stößt mir gegen die Schulter. Er ist mir also in die Küche gefolgt, um einen Männer-Dialog zu inszenieren, und jetzt kramt er nach den Brocken der Kumpelsprache, als protesten wir uns gerade in einem Bierzelt zu. (LuL, 59)

Indem durch den Rekurs auf den Küchenraum auf die klare Grenzziehung zwischen traditionell weiblichem und männlichem Bereich hingewiesen wird, scheint zunächst eine Abwendung vom Leitbild einer hegemonialen Männlichkeit und den ‚ersten Spielen‘ stattzufinden. So deutet er die Tatsache, dass Karl sich vermutlich sonst eher selten in der Küche, einem genuin weiblich konnotierten Raum, aufhält, zu einer gewissen Unsicherheit seinerseits um. Dessen Versuch, eine Gemeinschaftlichkeit herzustellen, wird dementsprechend ironisierend als *male-bonding* abgetan. Die implizite Bezugnahme auf moderne Männlichkeitsdiskurse und die reflektierte und expertenhafte Attitüde, mit der Karls Verhalten bewertet wird, zeugen letztlich aber von der eigenen Unsicherheit.³⁸ So stellt er es zwar so dar, als kehre er sich bewusst von den Modi, in denen der männliche Habitus „[k]onstruiert und vollendet wird“, ab,³⁹ gleichzeitig interpretiert er aber die ‚ersten Spiele des Wettbewerbs‘ zu seinen Gunsten um. Der Identitätsentwurf des Protagonisten ist damit höchst ambivalent: Er lässt Ansätze für ein verändertes Leitbild hegemonialer Männlichkeit und eine Neuerfindung von Familienmännlichkeit erkennen, gleichzeitig liegt aber immer noch eine Orientierung an klassischen Männlichkeitsentwürfen vor und eine allgemeine Unsicherheit wird deutlich – ein Spannungsverhältnis, das nicht aufgelöst wird.

3.3 Dirk von Petersdorff: Lebensanfang

In seinem ersten Prosatext *Lebensanfang* erzählt der Lyriker und Literaturwissenschaftler Dirk von Petersdorff von den ersten zweieinhalb Jahren nach der Geburt der Zwillinge Max und Luise, von den Auswirkungen auf den gemeinsamen Alltag mit seiner Frau, das berufliche Leben sowie seiner neuen Identität als Vater. Sehr realistische Alltagsbeschreibungen wechseln sich dabei mit zuweilen pathetisch anmutenden Passagen und Momenten der Epiphanie ab.

Ich sah an der großen Brille einer Ärztin vorbei zum Fenster. Der Himmel riss auf. Ein gezacktes Loch war mitten im Grau, aus dem es gelb herausfiel. Rotes Licht in Strahlen dahinter. Leise Anweisungen waren zu hören. Das rote und das gelbe Licht flossen zusammen. Irgendwann war alles still. [...] Die Wolkendecke hatte sich geschlossen [...]. (L, 5)⁴⁰

Durch den Bezug auf die Naturgewalten wird die Geburt der Kinder als etwas Überirdisches, beinahe Göttliches, dargestellt, das dem menschlichen Einfluss entzogen ist. Gerade hierin deutet sich ein für den weiteren Handlungsverlauf und die Wahrnehmung des Protagonisten konstitutives Moment an: Einerseits zeigt sich das durch die Gegenwart der Kinder ausgelöste Gefühl des Kontrollverlusts, andererseits aber auch das immer wieder auftretende Gefühl der emotionalen Ergriffenheit. Letzteres führt, ähnlich wie in der *Kindergeschichte*, zu Momenten der Sprachlosigkeit sowie zur Hinwendung zum Mystischen und Religiösen, gleichzeitig aber auch zur Philosophie. Besonders anfangs wechseln sich entsprechende Momente jedoch immer wieder mit solchen der Krise ab, in

³⁸ Siehe dazu auch die Ergebnisse der Studie von Meuser, Behnke 2012, S. 135ff.

³⁹ Bourdieu 1997, S. 203.

⁴⁰ Dirk von Petersdorff: *Lebensanfang. Eine Wahre Geschichte*. München 2007, S. 5. Nachfolgend wird die Sigle ‚L‘ verwendet.

denen die eigene Überanstrengung zu Wutausbrüchen führt.

Obwohl hier weniger das Verhältnis von Familienmännlichkeit und Autorschaft, sondern vielmehr der gemeinsame Alltag an sich, das heißt die Vor- und Nachteile einer ‚aktiven Vaterschaft‘ im Vordergrund stehen, werden durchaus die Gegensätze zwischen Familienalltag und intellektuellem Bereich reflektiert. Dabei wird immer wieder beschrieben, wie durch das Eindringen des Familienalltags in die berufliche Sphäre letztere plötzlich unverständlich wird, wobei sich die Gegensätze zunächst als unvereinbar präsentieren:

Es kam der riesige, kahl rasierte Doktorand, der immer auf dem Gang von Foucault erzählte. Es ging um „Diskurs“ und „Gefängnis“, und das kam mir in meinem neuen Leben alles noch seltsamer vor, ich sagte: „Dann sollen die doch aus ihrem Diskurs und ihrem Gefängnis herausgehen“ [...]. (L, 91)

Insbesondere die Konzentration auf einfache, alltägliche Aufgaben in der Betreuung der Kinder führt dazu, dass die intellektuelle Welt unverständlich wird und letztlich an Stellenwert einbüßt. Die Schwierigkeit besteht hier jedoch weniger in der räumlichen und zeitlichen Integration des einen in den anderen Lebensbereich – indem der Erzähler unter anderem in der Universität arbeitet, zeigt sich durchaus eine räumliche Trennung –, sondern vielmehr im Umgang mit den Widersprüchen von intellektueller und durch die Kinder geprägter Welt. So stehen vordergründig die Auswirkungen der Kindesgeburt auf die Tätigkeit als Wissenschaftler im Zentrum und weniger diejenigen auf das Schreiben. Dennoch deutet sich gerade in der literarischen Verarbeitung der eigenen Erfahrungen, wie sie in *Lebensanfang* vorliegt, ein mögliches Arrangement an.⁴¹

Die Gegenwart der Kinder führt zunächst zum Gefühl der Entfremdung von sich selbst, das von dem Eindruck begleitet wird, die Kontrolle zu verlieren, was durchaus als bedrohlich dargestellt wird: „In mir gehen Leute spazieren an einem Meer, dessen Wellen dunkel schäumen. Diese Wellen muss ich niederhalten, aber wie hält man Wasser, wie fasst man Gisch?“ (L, 34). Dem gegenüber scheint besonders in den beständigen Reflexionen über das Leben allgemein ein Versuch zu bestehen, die Oberhand über sich selbst zurückzugewinnen – eine Verhaltensweise, die zu der von seiner Frau formulierten Kritik führt, sie erledige 80% der Arbeit, während er sich 80% der Gedanken mache: „Ich wollte nicht widersprechen, zählte aber schnell auf, was ich den letzten drei Tagen alles getan hatte, und das war nicht wenig. Außerdem war ich oft erschöpft, war durcheinander und musste mir wenigsten ein paar Notizen machen dürfen.“ (L, 30). Vor allem die Notizen scheinen einen Versuch darzustellen, dem Kontrollverlust zu begegnen. Denn obschon durch die egalitäre Aufgabenteilung eine aktive Form des *fathering* praktiziert wird, zeigt sich, dass der Erzähler seine Vaterrolle noch finden muss und sich vor allem gedanklich mit ihr auseinandersetzt, während sich seine Frau offenbar deutlich schneller mit ihrer Rolle als Mutter arrangiert.

Ähnlich wie schon bei Handke und Ortheil schlagen sich die durch die Kinder verursachten Veränderungen besonders in der Wahrnehmung von Zeit und Raum nieder: „Es war viel Zeit. Die Zeit war anders, war gefüllt, dichter. Man kam nur langsam hindurch. Die Zeit war Widerstand, Beine schwer, ich ging durch Wasser. Am Abend fragten wir: ‚War das gestern?‘“ (L, 79). Der Verlust des Zeitgefühls und die Verschiebung der Tageszeiten gehen zugleich mit einer Veränderung, Neuentdeckung und anderen Wahrnehmung von Räumen einher, wobei die Einschränkung der räumlichen Bewegung

41 Im Hinblick auf von Petersdorff ist es interessant, dass gerade hier eine Zuwendung zur Prosa und nicht – wie üblich – zur Lyrik erfolgt.

auch hier als besonders belastend empfunden wird. Zwar ist dieses Empfinden keineswegs als geschlechterstereotyp zu bewerten, das Besondere ist allerdings, dass Väter diese Problematik zum Gegenstand von Erzählungen machen und sich von ihr in besonderem Maße betroffen zeigen. Der ehemaligen Unabhängigkeit und dem Erobern neuer Räume wird nun die Eintönigkeit des Alltags gegenübergestellt:

Wasser aufsetzen, sechs Flaschen und Sauger in den Sterilisator. Wasser abgießen, abkühlen lassen. Flaschen nach Erlöschen der Kontroll-Lampe entnehmen, 80ml Wasser einfüllen, Flasche eins bis sechs. Die Pulvertüte nehmen, den Messlöffel, fünf Löffel „Aptamil“ einfüllen, links beginnen. Flaschen mit den Saugern verschließen, dann schütteln. Sauger wieder öffnen, Flaschen bis zur Markierung von 180 ml auffüllen. Reihe eins bis sechs erneut verschließen, zusätzlich die Schutzhüllen aufsetzen. Flaschen kräftig durchschütteln, Reihe zweimal abgehen. Flaschen in die Kühlschrantür stellen. Messlöffel in die Pulvertüte legen, diese schließen. Den Sterilisator reinigen. Flaschenwärmer für die Nacht vorbereiten, Wasser zum Einfüllen danebenstellen, Wecker auch. Licht löschen, die Küche wird dunkel, ich darf mich hinlegen, Nacht. (L, 12f.)

Insbesondere durch die Verwendung des beinahe technizistisch anmutenden Wortmaterials und die einer Vorgangsbeschreibung entsprechende Exaktheit, wird die Eintönigkeit und der Eindruck vom Subjekt zum Objekt degradiert worden zu sein, intensiviert. Zugleich ist es aber gerade dieses Gefühl der Fremdbestimmtheit und der vom Menschen nicht zu beeinflussenden Gesetzmäßigkeiten des Lebens, das nach und nach immer mehr Stabilität und Sicherheit verleiht. Die neue Vaterrolle erscheint nun als das Wesentliche, in dem sich die eigene Bestimmung präsentiert. Auch der Vergleich mit Miroslav Klose – ein Mann, der Connell zufolge zumindest dem Vorbild nach das Leitbild einer hegemonialen Männlichkeit verkörpert –, der als Zwillingstvater den Psychiater von Werder Bremen aufgesucht habe, hilft dabei, innere Krisen zu überwinden. Gleichzeitig sucht der Erzähler Orientierung und Halt in der Auseinandersetzung mit philosophischen Texten. Auf die anfänglich gestellte Frage, ob Eltern frei seien, findet er schließlich Antwort bei Habermas. Daran zeigt sich, dass die Gegensätze von familialem Alltag und intellektueller Sphäre sich zwar nicht auflösen, zum Teil aber doch ein Arrangement im Sinne der Unterstützung des einen durch den anderen Bereich möglich ist; eine Tendenz, die sich auch auf anderen Ebenen abzeichnet.

Zwar zeigt sich der innere Wandel des Erzählers im Gegensatz zu anderen Männern durchaus, die Auseinandersetzung mit anderen Männlichkeitsentwürfen ruft aber keine innere Unsicherheit hervor und wird als weniger konflikthaft dargestellt. Dieser maßgebliche Unterschied zu Handke und Ortheil, scheint vor allem darin begründet zu sein, dass im Zuge der egalitären Arbeitsteilung beide Elternteile weiter ihrem Beruf nachgehen und somit eine zumindest ansatzweise traditionelle Modellierung von Familienmännlichkeit vorliegt. Denn obschon auch hier die innere Entwicklung des Erzählers als durchaus krisenhaft skizziert wird, resultiert die Krise weniger aus der Orientierung an einem Leitbild hegemonialer Männlichkeit, als vielmehr aus den alltäglichen Belastungen, die natürlich maßgeblich durch den Zwillingstatus der Kinder bedingt sind. Dennoch gibt es durchaus Ansätze einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Thema Männlichkeit. Besonders auffällig ist etwa die wiederholte Reflexion von Verhaltensweisen der Kinder, die sich als geschlechterstereotyp bezeichnen lassen. Wie schon bei Ortheil werden die Inszenierungen von (hegemonialer) Männlichkeit und der Modi, in denen diese hergestellt werden, kritisch reflektiert und es findet eine Hinterfragung dieser Stereotype statt:

Sie wurden uns ähnlicher. Sie hatten nun Eigenschaften, die man kannte. Männlichkeit zum Beispiel. Das Geprotze, wenn Max die Backen dick machte, dabei herumsprühte: Backen

aufpusten, auspressen, sprühen. Wenn er auf dem Rücken lag, mit beiden Händen auf den Oberschenkeln trommelte, sich umsah, wieder trommelte, als hätte er heute Vormittag Konstantinopel erobert. Wie in der Uni: „Als ich neulich auf dieser Konferenz in Seoul war und meinen Kant-Vortrag hielt“ – Backen aufpusten, auspressen, sprühen. Max, der auf seinem Hochstuhl saß, umherblickte, Maximus I.: Wer grüßt, wer applaudiert, willkommen, mein Volk! (L, 114)

Eine ähnlich kritische Auseinandersetzung erfolgt mit einer Passage aus Ernst Jüngers Tagebuch *In Stahlgewittern* (1920) über seine Erlebnisse im Ersten Weltkrieg, in der er beschreibt, wie er die Heilung einer sich ankündigenden Mandelentzündung ausgerechnet durch die Schlacht erfährt. Diese Inszenierungen von Männlichkeit werden mit dem eigenen Entwurf von moderner Vaterschaft kontrastiert, sodass auch die Textstelle über Ernst Jünger eingerahmt ist von der Beschreibung eines Aufenthaltes im Drogeriemarkt mit Max und Luise. Eine Besonderheit ist, dass in diesem Zusammenhang die Rede über die modernen Väter bewusst aufgegriffen und reflektiert wird: „Ich war viel zu Hause. ‚Homing‘ nannten sie das in coolen Bezirken, hatte ich irgendwo gelesen, und Homing war angesagt. Das sei die Absetzbewegung von den Selbstverwirklichungsexzessen der älteren Generation [...]“ (L, 19). Dementsprechend findet durchaus eine Verortung der eigenen Männlichkeit statt: Durch die Abgrenzung von traditionellen Reproduktionsmechanismen von Männlichkeit und das Aufgreifen der Debatten über die neuen Väter, zu denen er sich in Bezug setzt, zeichnet sich eine mögliche Folie für einen veränderten Männlichkeitsentwurf ab. Zwar entspricht dieser nicht dem klassischen Ernährermodell und damit einem lange Zeit unangefochtenen Leitbild hegemonialer Männlichkeit, allerdings deutet sich hier die Möglichkeit einer Neukonzeption dessen an. Die Tatsache, dass der Protagonist seinem Beruf in diesem Fall jedoch weiterhin nachgehen kann und die Trennung von Berufs- und Familiensphäre zumindest räumlich gegeben ist, scheint jedoch eine wichtige Voraussetzung für die Konstruktion von Männlichkeit darzustellen.

4. Resümee

Nicht selten wird gegenüber der neuen Väterliteratur die Kritik laut, dass Väter die Geburt von Kindern und die dadurch verursachten Auswirkungen im Gegensatz zu Müttern zum Gegenstand von Erzählungen machen.⁴² Die Analysen zeigen allerdings, dass häufig ein zentraler Punkt übersehen wird: So ist gerade diese Form des Erzählens Begleiterscheinung der narrativen Konstruktion von Vaterschaft und Männlichkeit, deren elementarer Bestandteil das Ausloten einer möglichen Existenzweise als Familienmännlichkeit ist. Gerade hierin erklärt sich auch der Bezug auf das Autobiografische. Die hier vorliegende Konstellation von Familienmännlichkeit und Autorschaft steht somit nicht allein in einem, wie Tholen formuliert, „prekären Verhältnis“⁴³, sondern bietet zugleich Optionen einer Neuformulierung von Männlichkeit unter Einbeziehung moderner Vaterschaftskonzepte. Nicht nur traditionelle Konzepte von Männlichkeit, sondern auch solche von Autorschaft werden dabei infrage gestellt.

Stand vor allem in den älteren Familienromanen das Fortschreiben einer männlichen, patriarchalischen Traditionslinie im Vordergrund, das bereits mit dem Strich Hanno Buddenbrooks unter die Familienchronik ein symbolisches Ende fand, verlagert sich diese ‚männliche Genealogie‘ nun auf den einzelnen Vater, der sich innerhalb der Familie im Schreibakt neu entwirft. Statt der Genealogie wird der Fokus nunmehr auf das Vater-

42 Vgl. exemplarisch Essig 2007.

43 Tholen 2009, S. 181.

Kind-Verhältnis und auf den inneren Raum der Familie verlagert, wobei die veränderte Arbeitsteilung eine unabdingbare Voraussetzung dieser veränderten Konstruktion von Vaterschaft, Väterlichkeit und Männlichkeit darstellt. Es sind demnach durchaus Ansätze einer Neukonzeption von Männlichkeit erkennbar – die anfangs geäußerte Vermutung, dass vor allem der Entwurf einer neuen hegemonialen Männlichkeit vollzogen wird, bestätigt sich aber dennoch nur teilweise: So findet sowohl eine Orientierung an klassischen Männlichkeitskonzepten als auch eine bewusste Abkehr von diesen statt.

Indem dieses Spannungsverhältnis bis zuletzt nicht aufgelöst wird, werden die Vielfalt der Problematik der neuen Väter und der (mögliche) Konflikt von ‚neuem Vatersein‘ und traditioneller Männlichkeit abgebildet. Dabei zeichnet sich zugleich der Mehrwert eines ‚narratologischen Männlichkeitskonzeptes‘ und einer literaturwissenschaftlichen Perspektive ab: So zeigen die Textanalysen, dass ‚neue Vaterschaft‘ nicht bloß eine Frage der Vereinbarkeit darstellt, sondern existentielle Fragen anrührt, die eben auch von Geschlechtervorstellungen beeinflusst werden. Dies deutlich zu machen, ist und bleibt Aufgabe von Literaturwissenschaft.

Literatur

Primärliteratur

- Handke, P. 1981. Kindergeschichte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Härtling, P. (Hg.). 1968. Die Väter. Berichte und Geschichten. Frankfurt a.M.: S. Fischer.
Ortheil, H-J. 2003. Lo und Lu. Roman eines Vaters [2001]. 3. Aufl. München: btb.
Von Petersdorff, D. 2007. Lebensanfang. Eine wahre Geschichte. München: C.H. Beck.

Sekundärliteratur

- Bambey, A. und H-W. Gumbinger. 2006. Neue Väter - andere Kinder? Das Vaterbild im Umbruch – Zwischen gesellschaftlicher Erwartung und realer Umsetzung. In: Forschung Frankfurt 4. Internetquelle: <http://www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de/36050492/26-31-Neue-Vaeter-andere-Kinder.pdf> (letzter Zugriff: 31.12.2013).
Bourdieu, P. 2005. Die männliche Herrschaft [orig. La domination masculine 1998]. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
Bourdieu, P. 1997. Die männliche Herrschaft. In: Dölling, I. und B. Kraus (Hg.). Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der Praxis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. 153-217.
Connell, R. W. 1995. Masculinities. Cambridge: Polity Press.
Dinter, E.: Gefundene und erfundene Heimat. Zu Peter Handkes zyklischer Dichtung „Langsame Heimkehr“ 1979-1981. Köln/Wien: Böhlau 1986.
Drinck, B. 2005. Vatertheorien. Geschichte und Perspektive. Opladen: Budrich.
Erhart, W. 2012. Father figures in literature 1900/2000. In: Oechsle, M.; Müller, U. und S. Hess (Hg.). Fatherhood in Late Modernity. Cultural Images, Social Practices, Structural Frames. Opladen [u.a.]: Budrich. 61-78.
Erhart, W. 2004. Thomas Manns „Buddenbrooks“ und der Mythos zerfallender Familien. In: Brinker-von der Heyde, C. und H. Scheuer (Hg.). Familienmuster – Musterfamilien: Zur Konstruktion von Familie in der Literatur. Frankfurt a.M. [u.a.]: Peter Lang. 161-184.

- Erhart, W. 2001. Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit. München: Fink.
- Essig, R-B.: Lao-tse und Leberwurstbrot. In: Die Zeit (29.11.2007), Nr. 49. Internetquelle: <http://www.zeit.de/2007/49/L-Petersdorff> (letzter Zugriff: 30.12.2013).
- Fthenakis, W. [u.a.]. 1999. Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie. Hrsg. von der LBS-Initiative Junge Familie. Opladen: Leske + Budrich.
- Habermas, R. 2000. Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Meuser, M. 2009. Vaterschaft und Männlichkeit. (Neue) Väterlichkeit in geschlechtersoziologischer Perspektive. In: Jurczyk, K. und A. Lange (Hg.). Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen! Gütersloh: Bertelsmann Stiftung. 79-93.
- Meuser, M. 2007. Vom Ernährer der Familie zum involvierten Vater? Männlichkeitskonstruktionen und Vaterschaftskonzepte. In: Ders. (Hg.): Herausforderungen. Männlichkeit im Wandel der Geschlechterverhältnisse. Köln: Rüdiger Köppe. 49-64.
- Meuser, M. 2001. „Ganze Kerle“, „Anti-Helden“ und andere Typen. Zum Männlichkeitsdiskurs in neuen Männerzeitschriften. In: Döge, P. und M. Meuser (Hg.): Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung. Opladen: Leske + Budrich. 219-236.
- Meuser, M. 2001. Perspektiven einer Soziologie der Männlichkeit. In: Janshen, D. (Hg.): Männlichkeit und soziale Ordnung. Neuere Beiträge zur Geschlechterforschung. Opladen: Leske + Budrich. 47-78.
- Meuser, M. zusammen mit Behnke, C.: „Look here, mate! I’m taking paternal leave for a year“ – involved fatherhood and images of masculinity. In: Oechsle, M.; Müller, U. und S. Hess (Hg.). Fatherhood in Late Modernity. Cultural Images, Social Practices, Structural Frames. Opladen [u.a.]: Budrich 2012. 129-145.
- Meuser, M. zusammen mit Scholz, S.: Herausgeforderte Männlichkeitskonstruktionen im Wandel von Erwerbsarbeit und Familie. In: Baader, M. S.; Bilstein, J. und T. Tholen (Hg.). Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies. Wiesbaden: Springer VS. 23-40.
- Men’s Health: Suchbegriff ‚Vaterschaft‘. Internetquelle: <http://www.menshealth.de/suche.1984.htm?suchtext=Vaterschaft&skip=0> (letzter Zugriff: 29.12.2013).
- Nieberle, S. und E. Strowick. 2006. Narrating Gender. In: Dies. (Hg.): Narration und Geschlecht. Texte – Medien – Episteme. Köln [u.a.]: Böhlau. 7-19.
- Scholz, S. 2013. Vaterliebe? Die Konstruktion der Vater-Kind-Beziehung in aktuellen Ratgebern für Väter. Internetquelle: http://www.fk12.tudortmund.de/cms/ISO/de/soziologie/soziologie_der_geschlechterverhaeltnisse/Medienpool/AIM_2013_Tagung/Scholz_Vaeterratgeber.pdf. 1-20 (letzter Zugriff: 23.12.2013).
- Tholen, T. 2013. Perspektiven der Erforschung des Zusammenhangs von literarischen Männlichkeiten und Emotionen. In: Tholen, T. und J. Clare (Hg.). Literarische Männlichkeiten und Emotionen. Heidelberg: Universitätsverlag. 9-26.
- Tholen, T. 2012. Familie und Geschlecht in der Gegenwartsprosa. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie. Sonderheft zum Band 131: Deutschsprachige Literatur(en) seit 1989. 303-321.
- Tholen, T. 2011a. Familienmännlichkeit und künstlerisch-literarische Arbeit. In: Weimarer Beiträge 57. H. 2. 253-268.

- Tholen, T. 2011b. Männerbilder im Wandel? Beobachtungen zur Literatur des beginnenden 21. Jahrhunderts. In: Hindinger, B. und M.M. Langer (Hg.): „Ich bin ein Mann! Wer ist es mehr?“ München: Iudicum. 282-310.
- Tholen, T. 2010a. Familienmännlichkeiten. Anmerkungen zur Gegenwartsliteratur. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 60. 101-116.
- Tholen, T. 2010b. Zur Krise, Marginalisierung und Neuerfindung von Männlichkeit aus literaturwissenschaftlicher Sicht. In: Erwägen Wissen Ethik 21. H. 1. 401-403.
- Tholen, T. 2009. Vaterschaft und Autorschaft. Zur Bestimmung eines prekären Verhältnisses in der Gegenwartsliteratur am Beispiel von Durs Grünbeins „Das erste Jahr. Berliner Aufzeichnungen“. In: Weimarer Beiträge 55. H. 2. 180-195.
- Tholen, T. 2003. Männlichkeitsforschung und Literatur. Auf der Suche nach sozialen und ästhetischen Formen eines künftigen Geschlechterdialogs. In: Weimarer Beiträge 49. H. 3. 418-432.
- Tosh, J. 1999. A Man's Place. Masculinity and the Middle-class Home in Victorian England. New Haven, CT: Yale UP.
- Würzbach, N. 2004. Raumdarstellung. In: Nünning, V. und A. Nünning (Hg.). Erzähltextanalyse und Gender Studies. Stuttgart [u.a.]: Metzler. 49-71.
- Zulehner, P. M. und R. Volz. 2009. Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland. Ein Forschungsprojekt der Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands und der Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland. Hrsg. vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Baden-Baden: Nomos.
- Zulehner, P. M. und R. Volz. 1999. Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie sie Frauen sehen. Ein Forschungsbericht. Hrsg. von der Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland sowie der Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands. 3. Auflage. Ostfildern: Schwabenverlag.

Anne Warmuth

Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft
Universität Bielefeld
anne.warmuth@uni-bielefeld.de

Annette von Alemann

Die Gleichstellungsrelevanz von Deutungsmustern deutscher Wirtschaftsführungskräfte – oder: Was haben Vorstellungen von Führungskräften über sich selbst und die Gesellschaft mit der Gleichstellung der Geschlechter zu tun?

Die Wirtschaft und ihre Führungskräfte sind ein Dauerthema der öffentlichen Diskussion. Immer neue Nachrichten erreichen uns über Skandale und Krisen, über Konflikte und manchmal auch über Kooperationen und ganz selten über gesellschaftliches Engagement. Und doch bleiben bei näherer Betrachtung die Topoi und vor allem die Kritikpunkte der öffentlichen Diskussion relativ konstant. So steht die Unterrepräsentanz von Frauen im Topmanagement seit Jahren im öffentlichen Interesse. Wir dürfen gespannt sein auf die politischen Entwicklungen, die sich aus der von der Großen Koalition beschlossenen Frauenquote für Aufsichtsräte deutscher aktiennotierter Unternehmen ergeben. Auch die Entlohnung von Topmanagern wurde im letzten Jahr wieder einmal aufgegriffen. Es handelt sich um Themen, die auf gesellschaftliche Probleme und zentrale Fragen sozialer Gerechtigkeit verweisen.

In den Augen der Öffentlichkeit ist die Wirtschaft kein eigengesetzlich agierender Gesellschaftsbereich, kein abgegrenztes soziales System – sondern ein Teil der Gesellschaft. Entsprechend fordern Akteur_innen aus Politik und Zivilgesellschaft, dass die Wirtschaft und ihre Führungskräfte in allen Bereichen unternehmerischen Handelns nicht nur wirtschaftliche, sondern auch gesellschaftliche Verantwortung übernehmen: nicht nur als Vermeidung von Schädigungen Dritter und Bewahrung natürlicher Ressourcen, sondern auch als Beitrag zur Lösung gesellschaftlicher Probleme, z.B. der Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Die öffentlich geäußerten Antworten der Spitzenführungskräfte der deutschen Wirtschaft reichen von der Zurückweisung dieser Verantwortung über Forderungen an Politik und Gesellschaft bis hin zu Selbstpräsentationen als positive Beispiele.

Das soziologische Wissen über die Innensicht dieser Spitzenführungskräfte steht im Gegensatz zu ihrer gesellschaftlichen Bedeutung: abgesehen von öffentlichen Darstellungen und Selbstpräsentationen ist wenig über sie bekannt. Dabei geben sie nicht nur Arbeitsbedingungen und Situationsdefinitionen für die Beschäftigten vor, sondern prägen durch ihre unternehmerischen Entscheidungen auch die wirtschaftliche Lage ganzer Regionen (vgl. auch Imbusch/Rucht 2007a). In Deutschland stellen die Unternehmen der Privatwirtschaft die Arbeitsplätze für mehr als zwei Drittel aller Arbeitnehmer_innen zur Verfügung (eigene Berechnungen auf der Datengrundlage des Statistischen Bundesamts; Destatis 2014) und sind damit ein wichtiger Ort des Erwerbs materieller und sozialer Ressourcen und sozialer Teilhabe. Dazu kommt, dass das Handeln der Führungskräfte die Lebenschancen vieler Unbeteiligter verändert. Darüber hinaus nehmen Führungskräfte von Unternehmen und Wirtschaftsverbänden Einfluss auf politische Prozesse und öffentliche Diskurse auf gesamtgesellschaftlicher Ebene und damit auf die allgemeine Wahrnehmung und Deutung beispielsweise sozialer und geschlechtsspezifischer Ungleichheiten.

Damit ist das, was Führungskräfte sagen und tun, gleichstellungsrelevant: Ihre Vorstellungen über Geschlechterverhältnisse, z.B. über das Wesen und die Eigenschaften von Männern und Frauen prägen nicht nur die Realität in den von ihnen geführten Arbeitsorganisationen, die immer noch durch eine ausgeprägte geschlechtsspezifische Segregation gekennzeichnet sind (vgl. Achatz 2008; Allmendinger/Hinz 2007). Durch die Teilnahme an gesellschaftlichen Diskursen prägen Topmanager_innen, führende

Unternehmer_innen und vor allem die Repräsentant_innen von Wirtschaftsverbänden die Vorstellungen breiter Bevölkerungskreise über die Geschlechterverhältnisse in Wirtschaft und Gesellschaft. Und sie wirken sogar ganz konkret auf die Gleichstellungspolitik ein, z.B. durch den Widerstand der Wirtschaftsverbände gegen ein Gleichstellungsgesetz für die deutsche Wirtschaft (vgl. Alemann 2007) und eine Frauenquote für deutsche Aufsichtsräte (vgl. Alemann 2008).

Es kann also davon ausgegangen werden, dass die Art und Weise, wie hochrangige Wirtschaftsführungskräfte soziale Wirklichkeit wahrnehmen, sowohl die Situationswahrnehmungen als auch die realen Handlungsspielräume von Mitgliedern der Gesamtgesellschaft beeinflusst. Die Soziologie erkennt zunehmend die Bedeutung von Wahrnehmungen und Bewertungen sozialer Situationen, z.B. in der sozialen Ungleichheitsforschung als Mechanismus der Ungleichheitsproduktion.

Diese Überlegungen gaben den Anstoß für die Fragestellung meiner Dissertation: Wie nehmen Mitglieder der Wirtschaftselite die Gesellschaft wahr, und wie sehen sie sich selbst in ihr, bezogen auf ihre gesellschaftliche Rolle und Verantwortung? Zur Beantwortung dieser Frage habe ich zentrale Deutungsmuster, Selbstpositionierungen und Wertvorstellungen von hochrangigen Führungskräften der deutschen Wirtschaft herausgearbeitet. Bei der Untersuchung wird die Fragestellung in sechs Forschungsfragen aufgefächert: 1. Wie positionieren sich Führungskräfte der deutschen Wirtschaft innerhalb der eigenen Gruppe und der Gesellschaft, und welche Werte kommen bei ihrer Selbstbeschreibung zur Sprache? 2. Wie nehmen sie ihr Bild in der Öffentlichkeit wahr? 3. Wie erklären sie soziale Ungleichheit und 4. die Ungleichheit der Geschlechter, und welche Lösungsansätze schlagen sie hierfür vor? 5. Nach welchen Kriterien treffen sie unternehmerische Entscheidungen, und 6. inwieweit und in welchen Bereichen nehmen sie gesellschaftliche Verantwortung wahr?

1. Forschungsstand

Aufgrund ihrer gesellschaftlichen Machtposition versteht die Soziologie hochrangige Führungskräfte als Teil der Wirtschaftselite. Die Elitensoziologie präsentiert quantitatives und qualitatives Material zur sozialen Zusammensetzung, den Rekrutierungsmustern, Lebensstilen und Werten sowie religiösen und politischen Orientierungen von Wirtschaftsführungskräften. So zeigen die Ergebnisse der großen, teilweise international vergleichenden Elitenstudien (z.B. Hartmann 2002, 2013; Vianello/Moore 2000; Bürklin/Rebenstorf et al. 1997; vgl. auch Galonska 2012 für einen Überblick), dass es sich um eine hochselektive, überwiegend männliche soziale Gruppe mit einem überdurchschnittlichen Maß an Bildung, Einkommen und gesellschaftlichem Status handelt.

Die soziale Ähnlichkeit der Mitglieder der Wirtschaftselite wird auch in ihren Lebensstilen und Werten (Vianello/Moore 2000; Bürklin/Rebenstorf et al. 1997) sowie ihren religiösen (Hartmann, K. 2007) und politischen Orientierungen (Schüle in et al. 1994; Krahwinkel 1999; Bürklin/Rebenstorf et al. 1997; Vester 2003) sichtbar. Dabei weisen die Untersuchungen auf Inkonsistenzen und Brüche zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung von Elitenangehörigen hin (vgl. auch Hartmann 2013; Schüle in et al. 1994; Krahwinkel 1999). Während z.B. aus der Perspektive von Führungskräften der Wirtschaft die eigene privilegierte Position durch die Selbstwahrnehmung als Leistungselite legitimiert wird (vgl. Böhnisch 2003; König 2007), zeigen die Untersuchungen, dass die Rekrutierung von Eliten nicht immer leistungsgerecht erfolgt und sich dabei Mechanismen und Prozesse sozialer Ungleichheitsproduktion aufzeigen

lassen. Erklärungsbedürftig ist beispielsweise das Missverhältnis zwischen der großen Zahl hoch qualifizierter Absolventinnen und ihrer Unterrepräsentanz in gesellschaftlichen Führungspositionen insbesondere in der Wirtschaft (vgl. Holst/Wierner 2010; Dackweiler 2007). Ähnliches ist für Bewerber_innen aus unteren sozialen Schichten zu konstatieren (vgl. Hartmann 2002; 2013). Die Untersuchungen machen deutlich, dass bei der Auswahl von Führungskräften Prozesse der homosozialen Kooptation stattfinden, die auf der Grundlage von Selbstähnlichkeit im Hinblick auf Netzwerke, soziale Herkunft, Habitus und Geschlecht zu Stande kommen (vgl. Hartmann 2002; Hornung 2007; Ohlendieck 2003; Dackweiler 2007).

Inkonsistenzen und Brüche zeigen sich auch in den Selbstbildern, Werten und Gesellschaftsverständnissen. Das Verständnis der Führungskräfte von sich und der Welt wird aufgespannt zwischen meritokratischen Gerechtigkeitsvorstellungen und daraus abgeleiteten Forderungen an Staat und Gesellschaft, dem Selbstverständnis als sozial verantwortlich handelnde „Unternehmensbürger“ und der Wahrnehmung ökonomischer Handlungslogiken (vgl. auch Imbusch/Rucht 2007a, b; Imbusch/Friedrichs 2012). Allerdings fehlen Studien, die die einzelnen Bereiche dieses Spannungsfelds im Detail untersuchen und zueinander sowie zum Handeln der Führungskräfte in Beziehung setzen.

Einige Untersuchungen weisen auf Unterschiede zwischen den Führungskräften hin, die durch ihre individuellen oder organisationalen Merkmale erklärt werden können (Hartmann 2013; Pohlmann 2011; Grabner-Kräuter 2005; Loe et al. 2000; Collins 2012; Imbusch 2007; Imbusch/Friedrichs 2012). Sie beziehen sich jedoch nur auf einzelne Aspekte der Selbst- und Gesellschaftswahrnehmung bzw. ihres unternehmerischen Handelns und kommen zu uneinheitlichen Ergebnissen. Besonders umstritten ist die Frage, ob das Geschlecht Einstellungen und Deutungsmuster sowie ethische bzw. moralische Entscheidungen im Management beeinflusst (Grabner-Kräuter 2005; Loe et al. 2000).

Untersuchungen zur gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen wiederum geben Auskunft darüber, in welchem Ausmaß und welchen Bereichen, aus welchen Gründen und mit welchen Zielsetzungen sich Unternehmen gesellschaftlich engagieren (für einen Überblick vgl. Polterauer 2010). Obwohl in der Regel Führungskräfte befragt werden, richten die Untersuchungen ihren Fokus auf das Unternehmen als Ganzes.

Von diesem Ausgangspunkt stellt sich die Frage, wie sich Unternehmen und ihre Führungskräfte inhaltlich und methodisch miteinander verknüpfen lassen. Anders gefragt: Welche Bedeutung hat das Verantwortungsverständnis von Führungskräften für das gesellschaftliche Engagement von Unternehmen? Inwieweit wirken sich ihre Selbst- und Umweltwahrnehmungen auf ihr Handeln aus? Und inwieweit prägt dieses Handeln wiederum die Arbeitssituation in Unternehmen und die Art und Weise, wie sich ein Unternehmen als gesellschaftlicher Akteur verhält? Damit ist auch die Frage angesprochen, wie Unternehmen mit Geschlechterverhältnissen umgehen und welchen Einfluss die Führungskräfte darauf haben.

Daraus ergibt sich die Frage, wie die beiden Ebenen – die Individualebene der Führungskräfte und die Organisationsebene der Unternehmen – soziologisch miteinander verbunden werden können. In der Wissenschaftspraxis gibt es zu beiden Ebenen empirische Forschungen; die Forschungsfelder existieren aber mehr oder weniger unverbunden nebeneinander. Sie müssen jedoch zusammen gedacht werden, um eine

Verbindung zwischen der institutionellen und der personalen Ebene herstellen zu können.

Diese Verbindung ist eine Zielsetzung meiner Dissertation, die Forschungen zur gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen und eliten- sowie organisations- und managementsoziologische Untersuchungen miteinander verknüpft. Hinweise auf mögliche Verbindungen finden sich in einigen soziologischen, wirtschaftswissenschaftlichen und wirtschaftsethischen Arbeiten zur gesellschaftlichen Verantwortung der Wirtschaft, die einen Zusammenhang zwischen persönlichen Werten, Wirklichkeitsdeutungen und Entscheidungen von Führungskräften annehmen (Grabner-Kräuter 2005; Loe et al. 2000; Whitehouse 2006; Buchholtz et al. 1999; Aßländer 2010; Imbusch/Rucht 2007a). Offen bleibt jedoch die Frage, in welcher Form Werte und Wirklichkeitsdeutungen in das berufliche Handeln von Führungskräften eingehen und wie dieses Handeln von den Führungskräften selbst wahrgenommen und gedeutet wird. Diese Frage bildet den Ausgangspunkt für meine Dissertation. Durch die Verknüpfung des eher organisationsbezogenen Blicks der Forschungen zur gesellschaftlichen Verantwortung mit dem personenbezogenen Blick der Eliten- und Führungskräfteforschung wird eine neue Perspektive auf die Untersuchung der gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen und Wirtschaftsverbänden möglich: Nun können Selbst- und Gesellschaftswahrnehmungen von Führungskräften aufeinander bezogen und übergreifende Zusammenhänge ermittelt werden. Dadurch kann gezeigt werden, wie sie sich in dem (berichteten) Handeln der Führungskräfte niederschlagen und wie Differenzen zwischen den Führungskräften erklärt werden können.

2. Ansatz und Methode

Aus einem wissenssoziologischen Verständnis heraus begreife ich Wirklichkeit als soziale Konstruktion, die von den Akteur_innen wahrgenommen und interpretiert wird. Zur Untersuchung dieser Wirklichkeitswahrnehmung habe ich das Konzept der Deutungsmuster gewählt. Deutungsmuster können als Sinnschemata definiert werden, mit deren Hilfe sich Akteure in ihrer Umwelt orientieren, handeln und eine Identität ausbilden (Keller 2007a; Sachweh 2010). Sie werden von den Mitgliedern sozialer Gruppen geteilt und gehören zum kollektiven Wissensbestand (Oevermann 2001b; Liebeskind 2011), sind jedoch relativ latent und deshalb nur begrenzt reflexiv verfügbar (Meuser/Sackmann 1992). Daher müssen sie durch ein gezieltes Untersuchungsdesign (das sich in der Dissertation am problemzentrierten und diskursiven Interview orientierte) erhoben und rekonstruiert werden. Da sie in der Regel in Auseinandersetzung mit (wiederkehrenden oder grundsätzlichen) Handlungsproblemen entwickelt werden (Oevermann 2001a), können aus ihnen Ursachenzuschreibungen, Folgeneinschätzungen, Lösungsmöglichkeiten, Hinweise auf involvierte Akteure, Selbst- und Fremdpositionierungen sowie Bezüge zu eigenen Werten rekonstruiert werden (Keller 2007b).

Die Arbeit greift auf empirisches Material aus 54 teilstrukturierten Interviews mit hochrangigen Führungskräften aus Großunternehmen und mittelständischen Unternehmen sowie aus bundesweiten Wirtschaftsverbänden zurück, das überwiegend im Forschungsprojekt „Wirtschaftseliten zwischen Konkurrenzdruck und gesellschaftlicher Verantwortung“ (Leitung: Prof. Dr. Dieter Rucht/WZB, Prof. Dr. Peter Imbusch/Universität Bielefeld; Laufzeit 2002-2005) gewonnen wurden. Die Auswahlstrategie orientierte sich daran, möglichst vielfältige Branchen und Unternehmensformen in verschiedenen deutschen Regionen und eine angemessene Verteilung beider Geschlechter im Material abzudecken. Sie wurde gezielt als most different sample angelegt, um

Unterschiede in den Deutungsmustern von Führungskräften unterschiedlicher Positionen, Organisationskontexte, Branchen und Regionen sowie beider Geschlechter ermitteln zu können. Dabei wurde Wert darauf gelegt, jeweils typische Führungskräfte auszuwählen.

Die Analyse der transkribierten Interviews orientierte sich an den für das diskursive Interview (Ulrich 1999a, b) vorgeschlagenen Auswertungsschritten sowie an der Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 2010 [1967]; Kuckartz 2005) und der wissenssoziologischen Diskursanalyse (Keller 2007a, b). Die Auswertung erfolgte zunächst computerunterstützt (mit MAXqda) und orientierte sich in seinen Schritten (Grob- und Feinanalyse) an der wissenssoziologischen Diskursanalyse (Keller 2007b). In der inhaltlichen Grobanalyse wurden die relevanten Themenbereiche erarbeitet, indem nach einer Strukturierung des Materials die inhaltlichen Differenzierungen innerhalb der Äußerungen zu den Bezugsproblemen analysiert wurden. Im nächsten Schritt wurde herausgearbeitet, mit welchen strukturellen Differenzierungen der Befragungspersonen diese inhaltlichen Differenzierungen einhergingen (Feinanalyse). Dabei wurden auch sprachliche Besonderheiten in die Analyse einbezogen, z.B. eine besonders emotionale Sprache sowie Sprachbilder (vgl. Keller 2007b). Durch dieses Vorgehen wurde eine Typenbildung auf der Ebene der Deutungsmuster (vgl. Ulrich 1999a, b) sowie eine dichte Beschreibung und Erklärung dieser Muster erreicht.

Die empirische Analyse der Deutungsmuster fokussierte auf sechs Bereiche, die das Handeln der Führungskräfte und seine Deutung möglichst umfassend in den Blick nehmen sollten: Selbst- und Fremdbilder, soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse, unternehmerisches Handeln bzw. Entscheiden und gesellschaftliche Verantwortung.

3. Ergebnisse

Im Folgenden werden einige ausgewählte Ergebnisse der Arbeit dargestellt, die für die Gleichstellung von Frauen und Männern im Unternehmen besonders wichtig sind, und in einen Zusammenhang mit anderen Ergebnissen der Untersuchung gestellt. Im Zentrum der Darstellung steht die Analyse der Deutungsmuster sozialer Ungleichheit und der Geschlechterverhältnisse. Es handelt sich um Kernthemen der Untersuchung, da sie Antwort auf die Frage geben, wie hochrangige Führungskräfte die Gesellschaft wahrnehmen, in der sie leben und arbeiten und für die sie Verantwortung übernehmen (sollen). Gesellschaft konstituiert sich ganz wesentlich durch die Verteilung sozialer Ressourcen wie Macht, Status und Einkommen. Die Interviews ergeben einen differenzierten Blick der Führungskräfte auf die Gesellschaft und zeigen einen starken Zusammenhang zwischen dem Blick der Befragten auf soziale Ungleichheit und auf die Geschlechterverhältnisse.

3.1 Chancengleichheit und Leistungsgerechtigkeit

Insgesamt nehmen die Befragten grundlegende soziale Ungleichheiten wahr, die sie vor allem als Ungleichheit der Individuen in ihren Ausgangsbedingungen verstehen. Doch wird für Deutschland eine relativ große Chancengleichheit konstatiert und eine stetige Zunahme von Geschlechtergerechtigkeit. Im Mittelpunkt ihrer Selbst- und Gesellschaftswahrnehmung steht das meritokratische Deutungsmuster der Leistungsgerechtigkeit, das den Kern ihrer Gerechtigkeitsvorstellungen ausmacht:

„Wir haben unterschiedliche Lebenschancen, wir leben in einer Gesellschaft, in der man, denke ich, schon im Wesentlichen nach seiner persönlichen Leistung entlohnt wird“ (R4-07: 97).

Leistungsgerechtigkeit bezieht sich, im Gegensatz zu anderen Gerechtigkeitsvorstellungen, auf die Messung und Belohnung individueller Leistungen und die gesellschaftliche Anerkennung von Leistungen und Belohnungen. Als zentrales Element der Leistungsgenerierung wird der Wettbewerb gesehen. Hohe Einkommen werden als Belohnungen für besondere berufliche Leistungen verstanden, wobei die Definition von Leistungen und angemessenen Einkommenshöhen unterschiedlich wahrgenommen wird. In Abgrenzung zur Gesamtbevölkerung positioniert sich die befragte Gruppe als „Leistungsträger“ bzw. „Leistungselite“. Damit ist gemeint, dass sie überdurchschnittliche Leistungen und einen besonderen Beitrag für Wirtschaft und Gesellschaft erbringt:

„Die wenigsten Mitarbeiter auch hier bei uns im Unternehmen wären bereit, sowohl die Verantwortung als auch die zeitliche Inanspruchnahme dieser Managerjobs überhaupt leisten zu wollen“ (R2-02: 115).

Die Definition von Leistung wird dabei aus den Maßstäben der eigenen Tätigkeit abgeleitet: Arbeitszeit, Verantwortung und, vor allem bei den mittelständischen Unternehmen, als Beitrag für die Gesellschaft in Form von Arbeitsplätzen, Steuern und Innovationen. Führungskräfte aktiennotierter Großunternehmen definieren Leistung auch als Beitrag zum finanziellen Erfolg des Unternehmens und zur Gewinnerzielung der Anteilseigner. Diese Leistungen werden mit der eigenen Position und dem eigenen Einkommen verknüpft, was auch auf eine legitimierende Funktion der Leistungsideologie hinweist. Es entsteht der Eindruck, es mit einer herausgehobenen Gruppe zu tun zu haben, die über besondere Eigenschaften und Werte verfügt. Dies wird auch in den Interviewpassagen zu Vorbildern und zu Aspekten, die den Befragten an ihrem Beruf besonders relevant erscheinen, deutlich.

3.2 Die Erklärung gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse

Aus dieser Perspektive äußern sich die befragten Führungskräfte über die Verfasstheit der Gesellschaft, in der sie wirtschaften und deren Teil sie sind: sie tun es quasi von einem herausgehobenen Standort. Dies wird vor allem in ihren Erklärungen der sozialen Ungleichheit deutlich und in den Lösungsvorschlägen, die sie für soziale Probleme entwickeln. Dennoch gehen auch persönliche Erfahrungen in die Schilderung sozialer Zustände ein: Beobachtungen, Selbstwahrnehmungen, Erfahrungen mit Mitarbeiter_innen und Bewerber_innen und – bei einigen weiblichen Führungskräften – mit geschlechtsspezifischen Benachteiligungen im Unternehmen.

3.2.1 Ungleichheit der Geschlechter

Mit Geschlecht und Geschlechterverhältnissen wird eine zentrale Dimension sozialer Ungleichheit angesprochen. Das für diesen Sachverhalt vorherrschende Erklärungsmuster ist ein durchgängiger Differenzdiskurs. Die befragten Führungskräfte gehen mehrheitlich von grundsätzlichen Geschlechtsunterschieden aus:

„ich denke schon, dass Männer und Frauen unterschiedliche Qualitäten haben und unterschiedliches Herangehen auch haben an Aufgabenstellungen, auch an Problemlösungen, und unterschiedlich agieren auch im Umgang mit den anderen Menschen“ (R5-05: 102).

Nur ein kleinerer Teil der Befragten nimmt an, dass Frauen und Männer nicht unterschiedlich sind oder sich die Genusgruppen intern so stark differenzieren, dass zwar von unterschiedlichen Menschen, nicht aber von unterschiedlichen Geschlechtern gesprochen werden kann.

Dass es sich um *Konstruktionen* handelt, lässt sich an den widersprüchlichen und konfligierenden Annahmen über die Geschlechter erkennen: Es gibt im Material keine einheitlichen Aussagen darüber, wie Männer und Frauen ‚sind‘. Stattdessen haben die Befragten unterschiedliche Erfahrungen mit Männern und Frauen gemacht, in deren Wahrnehmung und Bewertung weitere Elemente einfließen. Aus diesen Erfahrungen leiten die Befragungspersonen Folgerungen über das Wesen von Männern und Frauen ab. Diese Annahmen gehen von unterschiedlichen Persönlichkeitseigenschaften von Männern und Frauen aus, die als angeboren oder sozialisationsbedingt erklärt und damit essenzialisiert werden. Diese Auffassung wird sowohl von den männlichen wie den weiblichen Führungskräften vertreten und zieht sich durch fast das gesamte Sample. Danach gehen Frauen anders an Aufgaben heran, treffen andere Entscheidungen, gehen anders mit Menschen um und kommunizieren anders als Männer.

Die Eigenschaften, die Frauen zugeschrieben werden, werden jedoch *unterschiedlich bewertet*: Einerseits wird von weiblichen Eigenschaften als Gewinn für das Unternehmen gesprochen, und Frauen werden als bessere Führungskräfte eingeschätzt, da sie verantwortungsbewusster und sozial kompetenter seien. Andererseits werden karriereorientierten Frauen Verhaltensdefizite im Umgang mit Unternehmensstrukturen und beim strategischen Handeln attestiert, die als verbreitete Ursache für ihre Unterrepräsentanz in Führungspositionen angesehen werden:

„wir haben noch keine andere Organisationsform als die von Männern erdachte. [...] viele Frauen verstehen die Spielregeln gar nicht, weil sie vielleicht als [...] junge Frau nicht genügend mit Männern gespielt haben, und kommen dann als Frauen in [...] dieses Umfeld und [...] benehmen sich wie eine Frau und bemerken gar nicht, dass sie aus Sicht der Männer diese völlig vor den Kopf stoßen oder sich selber völlig unmöglich machen, und wundern sich, wenn sie dann hinterher diskriminiert werden, oder an diesen berühmten Glass ceiling stoßen“ (R5-08: 86).

Für die Unterrepräsentanz von Frauen in Führungspositionen führen die befragten Führungskräfte Erklärungen an, die verschiedenen Ebenen zugeordnet werden können: Erstens eine *strukturelle* Ebene, auf der sich Karriere und Familie ausschließen, da die Anforderungen an Karriere und Führungspositionen die ganze Persönlichkeit der Frau erfordern; zweitens eine *kulturelle* Ebene, auf der traditionelle Geschlechterrollen dazu führen, dass berufstätige Mütter weder anerkannt noch infrastrukturell unterstützt werden; drittens eine *individuelle* Ebene, nach der Frauen die falschen Voraussetzungen mitbringen, um Karriere zu machen, und Führungspositionen gar nicht wollen; und viertens eine *Akteursebene*, auf der (vor allem männliche) Akteure im Unternehmen Frauen bei der Auswahl und Förderung benachteiligen.

Gemeinsam ist allen Ebenen, dass sie auf *Geschlechterstereotypen* aufbauen, die von grundsätzlichen Geschlechtsunterschieden geprägt sind, in deren Zentrum die Annahme steht, dass Frauen Kinder bekommen:

„wenn man ehrlich ist, ist die Tatsache, dass Frauen Kinder kriegen und sich dann eine Zeitlang auf Kinder konzentrieren, mit einer hervorragenden Karriere in vielen Berufen nicht so richtig vereinbar“ (R4-01: 147).

Das ist das vorherrschende Deutungsmuster, das aus den Äußerungen der befragten männlichen wie weiblichen Führungskräfte herausgearbeitet werden kann. Dominant ist dabei die Annahme, dass Rahmenbedingungen auf der gesellschaftlichen Makroebene (traditionelle Geschlechterrollen, auf diesen aufbauende sozialstaatliche Arrangements und eine defizitäre Infrastruktur) Frauen eine Vollzeittätigkeit erschweren, die die Voraussetzung für eine Karriere als Führungskraft wäre. Die individualistischen

Erklärungen bauen auf dieser Annahme auf und behaupten, dass sich viele Frauen unter diesen Bedingungen für ein Leben mit Kindern statt für eine Karriere im Unternehmen entscheiden. Strukturelle und individuelle Faktoren werden etwa gleich häufig genannt und von einem großen Teil der Befragten miteinander verbunden. Dabei erscheinen die strukturellen Faktoren als genau so wenig veränderbar wie die ‚Natur‘ der Frau.

Davon ausgenommen bleiben jedoch die Normen, die für Karrieren im Unternehmen und die Position von Führungskräften gelten und als gegeben vorausgesetzt werden. Nur ein kleiner Teil der befragten Frauen geht auf Benachteiligungen im Unternehmen durch unterschiedliche Leistungsansprüche an Männer und Frauen und den Ausschluss von Frauen aus männlichen Netzwerken ein.

3.2.2 Soziale Ungleichheit

Ursachen *sozialer* Ungleichheit liegen in den Augen der Befragten erstens in der ungleichen Verteilung von Begabungen, Leistungsmotivation und dem Talent, aus dem Leben „das Beste zu machen“ (R3-02: 129):

„Und dass es eben gescheite Leute gibt und weniger gescheite, und manche, die von Geburt an eben ein bisschen mehr in die Wiege bekommen haben als andere, das ist einfach so“ (V-23: 82).

Zweitens werden strukturelle Ungleichheiten der sozialen Herkunft und ungleicher Bildungschancen konstatiert, die für Individuen aus unteren sozialen Schichten unüberwindlich seien:

„wer glaubt, dass Bildung nichts mit Geld zu tun hat [...] oder der das nicht akzeptiert, [...] der hat es nicht verstanden aus meiner Sicht. [...] Dann schafft schon das Haus, aus dem ich komme, sehr wohl die Möglichkeit, einfach Schritte zu gehen, die mir, hab ich nicht die finanziellen Mittel von zu Hause, etwas Gleiches eben nicht möglich machen“ (R1-03: 83).

Durch die Bindung sozialer Ungleichheit an die Herkunftsfamilie erscheint Ungleichheit in den Augen der Befragten nur bedingt lösbar: „Da müssten sie die Kinder rausnehmen aus den Familien, das geht also gar nicht“ (R4-03: 130).

Drittens werden überindividuelle, nicht-soziale Faktoren herangezogen (Glück, Zufall, Schicksal), z.B. „zur rechten Zeit am rechten Ort“ zu sein (R4-07: 97).

„es gibt ja aus einer Familie Kinder, die unheimlich viel Erfolg haben und viel Geld verdienen, andere Kinder, die sind glücklich, weil sie irgendwas machen, was ihnen gut gefällt und dritte Kinder, die sind ganz unglücklich, weil nichts klappt. Woran liegt das? Das ist Lebensschicksal, das jeder Einzelne hat, das kann nicht abgeladen werden bei der Gesellschaft, kann nicht abgeladen werden beim Staat“ (V-15: 88).

Während ein Teil der geschilderten Wahrnehmungen und Erklärungen sozialer Ungleichheit – die Annahme unterschiedlicher Begabungen und Leistungsmotivationen – das meritokratische Deutungsmuster der Leistungsgerechtigkeit bestätigt, stehen die beiden anderen Erklärungen zu ihm im Widerspruch. Es stellt sich daher die Frage, wie die Befragten mit Inkonsistenzen zwischen Deutungsmustern umgehen. Dabei wird deutlich, dass den Führungskräften diese Inkonsistenzen nicht auffallen. Dass sich unterschiedliche Annahmen widersprechen, wird in den Interviews nicht zum Thema gemacht. Die individuellen und strukturellen Erklärungen werden vielmehr so miteinander verknüpft, dass ihnen Ungleichheit als unabänderliches soziales Problem erscheint.

Dabei lassen sich auch Argumentationsmuster vorfinden, die die zunächst widersprüchlich erscheinenden Deutungsmuster miteinander verbinden. Als dominante Argumentationsfigur wird die Vorstellung eines „Leistungswillens“ deutlich, der

strukturelle Benachteiligungen überwindet und stärker ist als individuelle Begabungen. Daraus wird im Gegenzug abgeleitet, dass Menschen, die soziale Ungleichheiten thematisieren und skandalisieren, nicht genug Leistungswillen bzw. entsprechende Leistungen gezeigt haben:

„Die Chancen sind im Prinzip da, also viele berufen sich eben auch auf ihre fehlenden Chancen, auf Ungleichbehandlung und, und, und. Aber weil sie vielleicht auch nicht die Leistung gebracht haben und von sich selber enttäuscht sind“ (V-21: 108).

Eine zweite Argumentationslinie fokussiert auf die Fähigkeit, aus seinem Leben das Beste zu machen und das eigene „Lebensglück“ zu verfolgen. Daher wird im Umkehrschluss gefordert, dass die Individuen für ihr „Lebensglück“ selbst verantwortlich sind:

„man kann die Leute nicht zu ihrem Glück zwingen, selbst wenn man ihnen die gleichen Chancen geben würde, würden manche mehr und manche weniger daraus machen. Viel hängt schon an den unterschiedlichen Begabungen und die Leute sind ja auch auf unterschiedliche Art und Weisen glücklich“ (R5-04: 115).

3.2.3 Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Deutung der Ungleichheitsdimensionen

Es zeigen sich sowohl strukturelle Ähnlichkeiten als auch Unterschiede in der Erklärung und Deutung der beiden Ungleichheitsdimensionen soziale Herkunft und Geschlecht.

Gemeinsam ist beiden Erklärungsversuchen, dass Ungleichheit mit Argumenten der Leistungsgerechtigkeit erklärt wird: Unterschiede im Hinblick auf Macht, Status und Einkommen in der Gesellschaft und im Unternehmen werden mit unterschiedlichen Begabungen, Verhaltensweisen und Leistungsmotivationen erklärt. Aus der Vorstellung, dass Aufstieg (im Sinne eines sozialen Aufstiegs oder einer Unternehmenskarriere) von Motivation, Lernbereitschaft (nämlich von den Männern im Unternehmen) und Arbeitseinsatz zu tun hat, erwächst der Eindruck, dass er von jedem und jeder prinzipiell erreichbar ist, wenn man oder frau es stark genug will. Das neoliberale Gedankengut des unternehmerischen Selbst, das sich in den aktuelleren Wirtschaftsdiskursen niederschlägt (vgl. Bröckling 2002) und noch viel länger in der (Karriere-)Ratgeberliteratur (vgl. Abele/Scharper 1995) enthalten ist, geht auch in die Äußerungen und Deutungsmuster der Führungskräfte ein.

Dazu gehört auch die Vorstellung, dass zumindest ein Teil der Lösung sozialer und geschlechtsspezifischer Ungleichheiten bei den Individuen selbst liegt. Das bedeutet für Angehörige benachteiligter sozialer Gruppen, die Chancen zu nutzen, die ihnen die Gesellschaft zur Verfügung stellt, und für Frauen im Unternehmen, von ihren männlichen Kollegen zu lernen und ihren familiären Lebensbereich so zu organisieren, dass eine kontinuierliche Vollzeittätigkeit ausgeübt werden kann.

Vom Staat und von der Gesellschaft wird im Gegenzug erwartet, dass Chancen bereit stehen und die Vereinbarkeit von Familie und Karriere gewährleistet ist. Dazu muss nicht nur Infrastruktur bereitstehen, sondern sie muss auch in gesellschaftliche Werte und Einstellungen eingebettet sein, so dass ihre Nutzung auch faktisch möglich ist. Frauen mit Kindern sollen nicht durch die gesellschaftliche Ächtung als „Rabenmutter“ von der Verfolgung ihrer Karriere abgehalten werden:

„Und deswegen müssen wir oder muss der Staat, muss unsere Gesellschaft Rahmenbedingungen schaffen, die es ermöglicht, das eine zu können ohne das andere zu lassen“ (V-06: 70).

Im Wesentlichen wird vom Staat und der Gesellschaft also die Gewährleistung von Chancengleichheit in den Ausgangsbedingungen gefordert, damit sich alle Individuen

in gleicher Weise einem gesellschaftlichen (Leistungs-)Wettbewerb stellen können. Insgesamt richten sich die recht allgemein bleibenden Lösungsvorschläge der Befragten vor allem an abstrakte Akteure: „den Staat“, „die Gesellschaft“ oder ein unpersönliches „man“. Konkretes staatliches Handeln in Form von gesetzlichen Regelungen oder Quoten wird jedoch als wirkungslos und leistungsfeindlich abgelehnt.

Während sich die Lösungsvorschläge im Bereich sozialer Ungleichheit stärker an meritokratischen Prinzipien orientieren, z.B. als Förderung von „Eigenverantwortung“ und einer stärkeren Anerkennung von Eliten, werden allerdings im Bereich der Geschlechterungleichheit auch Forderungen an die Unternehmen gestellt: Diese sollen einen Bewusstseinswandel einleiten und Frauen die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichtern. Dies wird mit dem Argument eines wirtschaftlichen Nutzens verknüpft.

Während soziale und geschlechtsspezifische Ungleichheit für den oder die Einzelne_n durch individuelle Anstrengungen als überwindbar erscheint, unterscheiden sich die Deutungsmuster der Führungskräfte im Hinblick auf die *gesamtgesellschaftlich* vorhandene soziale und geschlechtsspezifische Ungleichheit. Während soziale Ungleichheit (trotz der angenommenen strukturellen und sozialisationsbezogenen Ursachen) als grundsätzlich unlösbares soziales Problem erscheint, wird Geschlechterungleichheit trotz ihrer biologistischen Ursachenzuschreibung als graduell veränderbar verstanden – allerdings nur als langfristiger gesellschaftlicher Wandel und als Folge individueller Anstrengungen der Einzelnen.

Für den Umgang der Befragten mit Ungleichheitsverhältnissen bedeutet dies: Wenn Ungleichheiten als grundsätzlich unabänderlich und nur auf individueller Ebene durch eigene Anstrengungen als überwindbar angenommen werden, können sie und ihre Unternehmen wenig dagegen tun – und gesellschaftliche Forderungen nach einer größeren Unternehmensverantwortung in diesem Bereich erscheinen damit als gegenstandslos.

In Verbindung mit der Vorstellung einer grundsätzlichen Leistungsgerechtigkeit und dem eigenen Selbstverständnis als Leistungselite geschieht aber noch mehr: Die eigene privilegierte Position, die angesichts manifester gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse als rechtfertigungsbedürftig erscheint, wird legitimiert. Dies wird besonders deutlich bei den Äußerungen zur sozialen Ungleichheit und in abgeschwächtem Maße auch bei den Äußerungen zur geschlechtsspezifischen Ungleichheit. In diesem Sinne stabilisieren sich Deutungsmuster und Handlungen gegenseitig: Wenn auch weibliche Führungskräfte davon ausgehen, selbst angesichts erlebter Benachteiligungen im Unternehmen nur auf Grund von besonderen eigenen Leistungen in ihre Position gekommen zu sein, werden sie sich weiterhin gegen Gleichstellungsgesetze und Frauenquoten aussprechen (vgl. Alemann 2007, 2008). Aus ihrer Sicht würden Eingriffe von außen, die Unternehmenskarrieren für alle Frauen erleichtern würden, die eigenen Karriereanstrengungen sogar entwerten:

„Eine Frau, die auf diese Position käme qua Quotenregelung, die hätte dieses Stigma, ja. Auch wenn es sich nachher herausstellt, dass sie wirklich die gute Wahl ist. Aber ich denk mir, die müsste damit leben, dass sie einfach nur die Quotenfrau war“ (R1-01: 96).

Indem sie nichts dagegen unternehmen, sind Führungskräfte der deutschen Wirtschaft aber weiterhin an der Reproduktion von Ungleichheit beteiligt.

Auf der anderen Seite sehen sich einige weibliche und männliche Führungskräfte durchaus als agents of change im Hinblick auf die Geschlechterverhältnisse im Unternehmen, und in dieser Hinsicht zeigt sich ein grundlegender Unterschied im Umgang mit sozialer und geschlechtsspezifischer Ungleichheit. Bei den agents of change handelt es sich um Personen, die auf Grund von persönlicher Betroffenheit die

Verhältnisse im Unternehmen verändern wollen. Sie tun dies, weil sie beispielsweise positive Erfahrungen mit weiblichen Arbeits- oder Führungskräften gemacht haben und sie als Bereicherung für die eigene Abteilung erfahren haben, oder weil sie feststellen, dass die eigenen Töchter ähnliche Schwierigkeiten beim beruflichen Aufstieg haben wie die Frauen im Unternehmen. Oder sie tun dies, weil sie als Frauen einen Mangel an weiblichen Vorbildern wahrnehmen und unter ihrer doppelten ‚Besonderung‘ (als Frau und als Führungskraft) leiden und eine Lösung in der aktiven Vernetzung mit anderen Frauen sehen. So bestätigt zum einen eine an anderer Stelle in der Arbeit vorgenommene Analyse von Vorbildern die These fehlender Vorbilder und Mentor_innen für weibliche Führungskräfte und die Dominanz männlicher Vorbilder für beide Geschlechter. Zum anderen zeigt die Art und Weise, wie sich die weiblichen Führungskräfte über Männer und über andere Frauen äußern, dass sie sich als doppelt ‚anders‘ wahrnehmen: anders als Männer, aber auch anders als ‚alle Frauen‘.

Während sich die befragten Führungskräfte von sozialer Ungleichheit in gleicher oder ähnlicher Weise (nämlich als privilegierte Gesellschaftsmitglieder) betroffen sehen, werden beim Umgang mit geschlechtsspezifischen Ungleichheiten unterschiedliche Betroffenheitslagen sichtbar: Frauen sind anders als Männer von geschlechtsspezifischen Benachteiligungen betroffen, und die Karriereanforderungen im Unternehmen betreffen Eltern anders als Kinderlose. Entsprechend sind auch ihre Deutungsmuster unterschiedlich, was sich theoretisch wiederum auf den Problembezug von Deutungsmustern zurückführen lässt (vgl. Oevermann 2001a).

Während sich also durchaus einige Befragte als agents of change wahrnehmen, wird auf der anderen Seite deutlich, dass es auch diesen nicht darum geht, die bestehenden Ungleichheiten auf struktureller oder gesamtgesellschaftlicher Ebene zu verändern: Sie handeln als Individuen und fördern individuelle Frauen, vernetzen sich individuell und handeln individuelle Vorteile aus. Für die Einleitung struktureller Veränderung bleibt auch bei ihnen der ‚Staat‘ zuständig, dessen wichtigste Eingriffsmöglichkeiten – Gesetze und Quotenregelungen – jedoch als wirkungslos erklärt werden.

4. Folgerungen für die Gleichstellung in Organisationen

Die Analyse der Deutungsmuster sozialer und geschlechtsspezifischer Ungleichheit und der Rekurs auf Selbstwahrnehmungen, Gerechtigkeitsvorstellungen und handlungsleitende Relevanzen (Vorbilder und Werte) zeigt, dass männliche und weibliche Führungskräfte entgegen allen „Frauen-führen-anders“-Diskursen nur in wenigen Fällen unterschiedliche Deutungsmuster aufweisen, und auch dann spielen eher unterschiedliche Problembetroffenheiten (z.B. die eigenen Lebensverhältnisse) eine Rolle als das Geschlecht. Gleichzeitig werden jedoch machtvolle Geschlechterkonstruktionen bei den Inhaber_innen von Wirtschaftsführungspositionen sichtbar, welche die verbreiteten Differenzdiskurse tragen: So nehmen sowohl die männlichen als auch die weiblichen Befragten an, dass Frauen ‚anders‘ sind als Männer, auch wenn sich die befragten Frauen für sich selbst von den geäußerten Geschlechterstereotypen distanzieren. Allerdings wird auch deutlich, dass Frauen sich durchaus von männlichen Vorgesetzten und männerdominierten Netzwerken benachteiligt sehen und es ihnen schwer fällt, Vorbilder in der Wirtschaft zu finden. Die dominanten differenzorientierten Deutungsmuster der Führungskräfte, in deren Mittelpunkt neben der Behauptung, dass Karriere und Familie sich ausschließen, die Mutterschaft von Frauen als „soziale Tatsache“ steht, wirken sich auch auf die Bewertung der geschilderten Förderungsmaßnahmen aus:

Diese richten sich ausschließlich an Frauen als Mütter, und nicht an weibliche Führungskräfte.

Durch den Bezug von Erklärungen und Lösungsansätzen der Befragten, ihre meritokratischen Gerechtigkeitsvorstellungen und ihre Selbstpositionierung als Leistungselite aufeinander wird außerdem deutlich, wie sehr sich Deutungsmuster und Handlungspraxen gegenseitig stabilisieren, da sie den Interessen der Führungskräfte dienen. Entsprechend erscheint ein Wandel nur dann möglich, wenn mit machtvollen Ressourcen ausgestattete Akteurinnen und Akteure ihre Interessen im Handlungsfeld der Wirtschaft vertreten.

Im Hinblick auf die Unterrepräsentanz von Frauen im Management ist hier beispielsweise die Organisation FidAr (Frauen in die Aufsichtsräte e.V.) zu nennen, eine Gruppe von Frauen in Führungspositionen der Wirtschaft, Politik und Jurisdiktion, die auf Grund ihrer herausgehobenen Positionen in ihren Arbeitsbereichen und vor allem auch in der Wirtschaft anerkannt sind und ihr hohes gesellschaftliches Ansehen nutzen, um gesellschaftlichen Einfluss zu nehmen. Dazu kommen neuere gesellschaftliche Diskurse im Kontext eines prognostizierten, demographisch bedingten Fachkräftemangels sowie Männer- und Väterbewegungen. Das partielle Umdenken in der Wirtschaft zeigt sich nicht nur an einem neuen Familienfreundlichkeitsdiskurs, sondern auch an Vereinbarkeitsmaßnahmen, die sich explizit an Beschäftigte beiderlei Geschlechts als *Eltern* richten, und im gezielten Einsatz dieser Maßnahmen als Personalentwicklungs- und -rekrutierungsinstrument. Zugleich bestehen die in den Interviews geäußerten *Verfügbarkeitsnormen* und die herausgearbeiteten *Geschlechterstereotypen* in den Führungsetagen der Wirtschaft weiterhin fort, und „Frauen führen anders“ ist ein verbreitetes Thema von Ratgebern und Seminarangeboten.

Die Analysen zeigen, dass gesellschaftliche Erwartungen von den Führungskräften der Unternehmen und Verbände aufgenommen werden und sich in ihren Deutungsmustern niederschlagen. Dies geschieht jedoch selektiv, und die Führungskräfte verfügen über ein Repertoire von Argumentationsfiguren wie den „Leistungswillen“, um Widersprüche zwischen Deutungsmustern und der wahrgenommenen Wirklichkeit so zu bearbeiten, dass die eigenen Wirklichkeitsdeutungen beibehalten werden können. Die weiter oben genannten Arbeiten zur Bedeutung der Führungskräfte für die gesellschaftliche Verantwortung von Unternehmen stellen den Einfluss ihrer Deutungsmuster auf ihr *Handeln* heraus und zeigen, dass Führungskräfte Organisationskulturen und das Handeln anderer Organisationsmitglieder beeinflussen. Die soziale Wirklichkeit in Organisationen wird also von den Wirklichkeitsvorstellungen ihrer Führungskräfte maßgeblich mitgeprägt.

Für eine handlungsorientierte Geschlechterforschung stellt sich auf der Grundlage dieser Ergebnisse die Frage, ob gegenwärtig praktizierte Lösungsansätze wie Vereinbarkeitsmaßnahmen oder besondere Förderprogramme für Frauen überhaupt in der Lage sind, Geschlechterungleichheiten in Wirtschaft und Wissenschaft wirksam zu begegnen. So kann ein durch persönliche Erfahrungen und gesellschaftliche Diskurse induzierter Bewusstseinswandel in den Führungsetagen, der vielfach öffentlich konstatiert wird, nur ein Schritt in Richtung Geschlechtergerechtigkeit sein. Grundlegende Veränderungen kommen nur durch verbindliche, politisch durchgesetzte und gesetzlich abgesicherte Regelungen zu Stande, die alle Unternehmen umsetzen müssen. So führt die Formalisierung von Einstellungs- und Beförderungsverfahren messbar zum Abbau stereotypisierter Benachteiligungen (vgl. z.B. Krell/Sieben 2010). Gesellschaftliche

Initiativen wie die Väterbewegung können gleichstellungsorientierte Veränderungsprozesse einleiten oder unterstützen, indem sie sie in gesellschaftlichen Diskursen verankern und in die Politik hinein tragen. Weitere externe Gelegenheitsstrukturen wie der demografische Wandel und der mit ihm verbundene prognostizierte Fachkräftemangel geben schließlich den einzelnen Arbeitskräften einen Rückhalt, gezielt nach Unternehmen zu suchen, die gleichstellungsorientierte Arbeitsbedingungen anbieten.

Literatur

- Abele, A. und S. Scharper. 1995. Die Karrierefrau – Eine Inhaltsanalyse populärwissenschaftlicher Ratgeberliteratur. In: Gruppendynamik. 26. 237-254.
- Achatz, J. 2008. Die Integration von Frauen in Arbeitsmärkten und Organisationen. In: Wilz, S. M. (Hg.). Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen: Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: VS. 105-138.
- Alemann, A. von (unter Mitarbeit von S. Sielschott). 2007. Gleichstellung per Gesetz? Vom Gesetzentwurf zum Deal zwischen Regierung und Wirtschaftsverbänden. In: Imbusch, P. und D. Rucht (Hg.). Profit oder Gemeinwohl? Wiesbaden: VS Verlag. 161-199.
- Alemann, A. von. 2008. Stellungnahme zum Antrag der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN: Quote für Aufsichtsratsgremien börsennotierter Unternehmen einführen (BT-Drs. 16/5279). Sitzung des Rechtsausschusses des Deutschen Bundestags am 7. Mai 2008.
- Alemann, A. von und S. Beaufäys. 2013. „Im Schatten familienfreundlicher Personalpolitik: Gefühlte Aufstiegs Grenzen für Väter in Arbeitsorganisationen“. Vortragsmanuskript. Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie (SGS) „Ungleichheit und Integration in der Krise“. Bern. 28.6.2013.
- Allmendinger, J. und T. Hinz. 2007. Geschlechtersegregationen in Organisationen und die Lohndifferenz zwischen Männern und Frauen, In: Gildemeister, R. und A. Wetterer (Hg.). Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Münster: Westfälisches Dampfboot. 172-188.
- Aßländer, M. S. 2010. Moral als Managementaufgabe. Zur Bedeutung persönlicher Werte des Managements für eine ethische Unternehmensführung. In: Schumann, O. J.; Brink, A. und Beschorner, T. (Hg.). Unternehmensethik. Forschungsperspektiven zur Verhältnisbestimmung von Unternehmen und Gesellschaft. Marburg: Metropolis. 17-55.
- Böhnisch, T. 2003. Gruppenbild ohne Damen? Aspekte der Selbstkonstitution einer gesellschaftlichen Elite. In: Hradil, S. und P. Imbusch (Hg.). Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen. Opladen: Leske + Budrich. 175-192.
- Bröckling, 2002. Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter. Gender-Konstruktionen in Erfolgsratgebern. In: Leviathan. 30(2). 175-194.
- Buchholtz, A. K.; Amason, A. C. und M. A. Rutherford. 1999: Beyond Resources. The Mediating Effect of Top Management Discretion and Values on Corporate Philanthropy. In: Business & Society. 38(2). 167-187.
- Bürklin, W. und H. Rebenstorf. 1997. Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration. Opladen: Leske + Budrich.
- Collins, D. 2012: Business Ethics. How to Design and Manage Ethical Organizations. Hoboken, NJ: Wiley.

- Dackweiler, R-M. 2007. Elite, Exzellenz, Exklusion? In: Dackweiler, R-M. (Hg.). Willkommen im Club? Frauen und Männer in Eliten. Münster: Westfälisches Dampfboot. 9-28.
- Destatis. 2014: Erwerbstätige: Deutschland, Jahre, Wirtschaftszweige (WZ2008), Geschlecht. Internetquelle: https://www-genesis.destatis.de/genesis/online;jsessionid=A57EA4965F6D4AE501C3AF246F3E8E59.tomcat_GO_1_1?operation=previous&levelindex=2&levelid=1389427726371&step=2 (letzter Zugriff: 11.1.2014).
- Galonska, C. 2012. Die Wirtschaftselite im gesellschaftlichen Abseits: Von der Klasse an sich zur Klasse für sich? Wiesbaden: Springer VS Verlag.
- Glaser, B. G. und A. L. Strauss. 2010. Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. 3., unveränd. Aufl. Bern: Huber. Originalausgabe (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. Chicago: Aldine.
- Grabner-Kräuter, S. 2005. US-Amerikanische Business Ethics-Forschung – the story so far. In: Beschoner, T.; Hollstein, B.; König, M.; Lee-Peucker, M.; Schumann, O. J. (Hg.). Wirtschafts- und Unternehmensethik. Rückblick – Ausblick – Perspektiven. München, Mehring: Rainer Hampp. 141-179.
- Hartmann, K. 2007. Manager und Religion. Zum Wandel beruflicher und religiöser Lebensführung. Konstanz: UVK.
- Hartmann, M. 2002. Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Hartmann, M. 2002a: Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Hartmann, M. 2013. Soziale Ungleichheit – Kein Thema für die Eliten? Frankfurt a.M.: Campus.
- Holst, Elke und A. Wiemer. 2010 Zur Unterrepräsentanz von Frauen in Spitzengremien der Wirtschaft: Ursachen und Handlungsansätze. DIW Discussion Paper 1001, Berlin. Internetquelle: http://www.diw.de/documents/publikationen/73/diw_01.c.356535.de/dp1001.pdf (letzter Zugriff: 11.4.2013).
- Hornung, U. 2007. Soziale Ungleichheit versus soziale Differenzierung: Paradigmenwechsel feministischer Theoriebildung? In: Dackweiler, R-M. (Hg.). Willkommen im Club? Frauen und Männer in Eliten. Münster: Westfälisches Dampfboot. 29-46.
- Imbusch, P. 2007. Globalisierung, Wirtschaftseliten und soziale Verantwortung. In: Bemerburg, I. und A. Niederbacher (Hg.). Die Globalisierung und ihre Kritik(er): Zum Stand der aktuellen Globalisierungsdebatte. Wiesbaden: VS. 199-213.
- Imbusch, P. und A-S. Friedrichs. 2012. Wirtschaftseliten und soziale Desintegrationsprozesse – Gesellschaftliche Verantwortung vor und nach der Finanzkrise. In: Heitmeyer, W. und P. Imbusch (Hg.). Desintegrationsdynamiken. Wiesbaden: VS Springer. 101-113.
- Imbusch, P. und D. Rucht (Hg.). 2007b. Profit oder Gemeinwohl? Fallstudien zur gesellschaftlichen Verantwortung von Wirtschaftseliten. Wiesbaden: VS.
- Imbusch, P. und D. Rucht. 2007a. Wirtschaftseliten und ihre gesellschaftliche Verantwortung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. 4-5/2007. 3-10.
- Keller, R. 2007a. Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Profilierung der

- Diskursforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research. 8(2), Art. 19. Internetquelle: <http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0114-fqs0702198> (letzter Zugriff: 11.4.2013).
- Keller, R. 2007b. Diskursforschung: Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 3., aktual. Aufl. Wiesbaden: VS.
- König, T. 2007: ... weil unter Umständen auch zählt, was kein Geld einbringt. Hausfrauen der Wirtschaftselite. In: Dackweiler, R-M. (Hg.). Willkommen im Club? Frauen und Männer in Eliten. Münster: Westfälisches Dampfboot, 69-86.
- Krahwinkel, H-J. 1999. Manageridentitäten. Orientierungsmuster und Verhalten des leitenden Managements im Globalisierungskontext. Münster: Lit.
- Krell, G. und B. Sieben. 2010. Diversity Management: Chancengleichheit für alle und auch als Wettbewerbsfaktor. In: Krell, G.; Ortlieb, R. und B. Sieben (Hg.). Chancengleichheit durch Personalpolitik. 6. Aufl. Wiesbaden: Gabler. 155-174.
- Kuckartz, U. 2005. Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. Wiesbaden: VS.
- Liebeskind, U. 2011. Universitäre Lehre. Deutungsmuster von ProfessorInnen im deutsch-französischen Vergleich. Konstanz: UVK.
- Loe, T. W.; Ferrell, L. und P. Mansfield. 2000. A Review of Empirical Studies Assessing Ethical Decision Making in Business. In: Journal of Business Ethics. 25(3). 185-204.
- Meuser, M. und R. Sackmann. 1992. Zur Einführung: Deutungsmusteransatz und empirische Wissenssoziologie In: Meuser, M. und R. Sackmann (Hg.). Analysen sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus. 9-37.
- Oevermann, U. 2001a. Die Struktur sozialer Deutungsmuster. Versuch einer Aktualisierung. In: Sozialer Sinn. 2. 35-81.
- Oevermann, U. 2001b. Kommentar zu Christine Pläß und Michael Schetsche: „Grundzüge einer wissenssoziologischen Theorie sozialer Deutungsmuster“. In: Sozialer Sinn. 2. 537-546.
- Ohlendieck, L. 2003. Die Anatomie des Glashauses: Ein Beitrag zum Verständnis des Glass-Ceiling-Phänomens. In: Pasero, U. (Hg.): Gender – from Costs to Benefits. Opladen: Westdeutscher Verlag. 183-193.
- Pohlmann, M. 2011. Welche Werte in den Führungsetagen? Darstellungsmuster und Geltungsgründe von Moral im deutschen Top-Management. In: Lämmlin, G. und M. Pohlmann (Hg.). Neue Werte in den Führungsetagen? Kontinuität und Wandel in der Wirtschaftselite. Karlsruhe: Evangelische Akademie Baden. 79-103.
- Polterauer, J. 2010. Unternehmensengagement als „Corporate Citizen“. Zum Stand der empirischen Corporate Citizenship-Forschung in Deutschland. In: Backhaus-Maul, H.; Biedermann, C.; Nährlich, S. und J. Polterauer (Hg.). Corporate Citizenship in Deutschland. Gesellschaftliches Engagement von Unternehmen. Bilanz und Perspektiven. 2., aktual. u. erw. Aufl. Wiesbaden: VS. 203-239.
- Sachweh, P. 2010. Deutungsmuster sozialer Ungleichheit. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Schülein, J. A.; Brunner, K-M. und H. Reiger. 1994. Manager und Ökologie. Eine qualitative Studie zum Umweltbewußtsein von Industriemanagern. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Ullrich, C. G. 1999a. Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. In: Zeitschrift für Soziologie. 28. 429-447.
- Ullrich, C. G., 1999b. Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. Leitfadenkonstruktion, Interviewführung und Typenbildung. In: Arbeitspapiere Nr. 3. Mannheim: Zentrum für Europäische Sozialforschung. Internetquelle: <http://www.mzes.uni-mannheim.de/publications/wp/wp-3.pdf> (letzter Zugriff: 22.2.2013).
- Vester, M. 2003. Die Bedeutung milieutheoretischer Ansätze für die Elitenforschung. In: Hradil, S. und P. Imbusch (Hg.). Oberschichten – Eliten – Herrschende Klassen. Opladen: Leske + Budrich. 133-144.
- Vianello, M. und G. Moore (Hg.) 2000. Gendering Elites. Economic and Political Leadership in 27 Industrialised Societies. Houndmills, New York: Macmillan, St. Martin's Press.
- Whitehouse, L. 2006. Corporate Social Responsibility: Views from the Frontline. In: Journal of Business Ethics. 63. 279-296.

Dr. Annette von Alemann

Fakultät für Soziologie

Universität Bielefeld

annette.alemann@uni-bielefeld.de

Neuberufung von Professorinnen mit Forschungsschwerpunkten in der Geschlechterforschung

An die Universität Bielefeld sind drei Professorinnen mit Forschungsschwerpunkten in der Geschlechterforschung neu berufen worden. Sie lehren und forschen in den Fakultäten für Psychologie und Sportwissenschaft, Erziehungswissenschaft und Soziologie.

Professorin Dr. Valerie Kastrup

Fakultät für Psychologie und Sportwissenschaft



Dr. Valerie Kastrup ist als neue Professorin für Sportpädagogik und Sportdidaktik verantwortlich für das Studium der angehenden Sportlehrkräfte. Einer ihrer Forschungsschwerpunkte ist das Thema Sportlehrer- und Sportlehrerinnengesundheit. Weitere Schwerpunkte liegen in der Professionalisierung des Sportlehrer- und Sportlehrerinnenberufs und in der empirischen Unterrichtsforschung, zum Beispiel zur Lehrer_innen/Schüler_innen-Kommunikation im Sportunterricht. Hierbei forscht sie zu Gender-

Prozessen im Schulsport auf interaktionaler Ebene und zum „Doing gender“ zwischen Sportlehrern und Sportlehrerinnen und zwischen Sportlehrkräften und Schülern und Schülerinnen.

Valerie Kastrup, Jahrgang 1977, hat an der Universität Bielefeld Sportwissenschaft und Latein für das Lehramt sowie Sportwissenschaft im Diplomstudiengang mit dem Schwerpunkt Prävention und Rehabilitation studiert. Anschließend war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Sport und Erziehung tätig und unter anderem an der Konzeption der Bachelor- und Masterstudiengänge beteiligt. 2008 erfolgte die Promotion an der Universität Bielefeld. Anschließend absolvierte Valerie Kastrup ihr Referendariat an Gymnasien und Gesamtschulen in Detmold. Von 2010 bis 2012 war sie Juniorprofessorin in Bielefeld und in Magdeburg.

Professorin Dr. Helga Kelle

Fakultät für Erziehungswissenschaft

Dr. Helga Kelle wurde 2013 zur Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft



berufen. Ihre aktuellen Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der frühen Kindheit. Sie analysiert sowohl Einschulungsverfahren und Eingangsdiagnostiken in der Schule (DFG-Projekt 2012-2015) als auch die medizinischen Vorsorge- und Schuleingangsuntersuchungen bei 0- bis 5jährigen (DFG-Projekt 2006-2011). Ihre weiteren Arbeitsschwerpunkte in Forschung und Lehre sind Kindheits-, Geschlechter- und Schulforschung, Theorien der Erziehung, Bildung, Kindheit und generationalen

Ordnung, qualitative Methoden der Sozialforschung, ethnographische Methoden und Methodologie sowie Praxis- und Kulturanalyse von Entwicklungsbeobachtung und -diagnostik.

Helga Kelle, Jahrgang 1961, studierte Diplompädagogik mit den Nebenfächern Psychologie und Soziologie sowie dem Zusatzfach Sport an der Universität Bielefeld und promovierte hier auch 1991. In den 1990er Jahren führte sie zusammen mit Georg Breidenstein ein ethnographisches DFG-Projekt zum „Geschlechteralltag in der Schulklasse“ an der Laborschule Bielefeld durch, aus dem ihre Habilitationsschrift entstand (Potsdam 2001). Nach Lehrstuhlvertretungen unter anderem in Duisburg, Göttingen und München arbeitete Kelle von 2004 bis 2013 als Professorin für Erziehungswissenschaften mit dem Schwerpunkt schulische und außerschulische Bildungsprozesse von Kindern im Grundschulalter an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt. Helga Kelle ist u.a. Mitglied der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft und war zwischen 1998 und 2008 Mitherausgeberin der interdisziplinären Zeitschrift *Feministische Studien*.

Professorin Dr. Tomke König

Fakultät für Soziologie



Dr. Tomke König, Jahrgang 1966, wurde 2012 zur Professorin für Geschlechtersoziologie ernannt und ist neue Leiterin des Masterstudiengangs Gender Studies. Zu ihren Lehr- und Forschungsschwerpunkten gehören neben Geschlechterforschung auch die Themenbereiche Familie und Arbeitsteilung, soziale Ungleichheit sowie Elitenforschung. Nach dem Studium der Kulturanthropologie und Soziologie an der Johann Wolfgang-Goethe-Universität in

Frankfurt war sie dort von 1993 bis 1999 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, 1999 promovierte sie. Im Anschluss daran arbeitete sie in einem von der Europäischen Union geförderten internationalen Forschungsprojekt zu sozialen Ausschlussprozessen. 2001 beendete sie eine Zusatzausbildung zur Supervisorin an der Universität/Gesamthochschule Kassel. Von 2002 bis 2010 war sie Assistentin in verschiedenen Forschungsprojekten am Zentrum Gender Studies der Universität Basel unter Leitung von Prof. Dr. Andrea Maihofer. Dort habilitierte sie 2012 an der Historisch-Philosophischen Fakultät. Im Studienjahr 2011/2012 hat sie an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld bereits die Professur für Sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung vertreten.

Ringvorlesung „Differenz, Ungleichheit, Diskriminierung & Diversity? Wege zu einer gerechten Hochschule?“

Die Ringvorlesung „Differenz, Ungleichheit, Diskriminierung & Diversity? Wege zu einer gerechten Hochschule?“ ist Ergebnis eines Fachtages der Fakultät für Erziehungswissenschaft im November 2012, bei dem strategische Ziele von Gleichstellung und Diversity diskutiert wurden. Dabei wurde deutlich, dass die an der Universität Bielefeld aktuell diskutierten Diversity-Programmatiken und die damit anvisierten Ziele strukturell und analytisch mehr Fragen aufwerfen, als Antworten geben, so dass der Wunsch nach einer umfassenden und fundierten Auseinandersetzung mit dem Thema als zentrales Anliegen der am Fachtag Beteiligten formuliert wurde. Richtungsweisend war dabei die Fragestellung, ob und wie Diversity-Konzepte den Weg zu einer gerechten Hochschule markieren können.

Ausgangspunkt

Diversity-Ansätze gelten als zukunftsweisendes Leitbild für Hochschulen, deren Implementierung nicht nur (bildungs-)politisch vorangetrieben werden, sondern mit denen ein Lehr-, Lern- und Forschungsraum „der Vielfalt“ geschaffen werden kann. Menschen in und an der Universität werden in ihrer „Unterschiedlichkeit“ (neu) entdeckt: Mit Diversity, so lässt sich positiv formulieren, wird ein offener und chancengerechter Zugang zu „Bildung für Alle“ gefordert und gefördert. Grob systematisierend lassen sich zwei Richtungen aktueller Diversity-Programmatiken und -Maßnahmen an Hochschulen identifizieren:

1. In der Sichtbarmachung der vorherrschenden sozialen Selektivität: Wenn bspw. Studierende aus Nicht-AkademikerInnenfamilien an deutschen Hochschulen unterrepräsentiert sind, werden Diversity-Konzepte als Weg gesehen, dieser Selektivität entgegen zu treten. Mit Diversity werden somit ungleichheits- und diskriminierungs-sensible Fragestellungen thematisierbar, die eine Chancengerechtigkeit im Zugang, und innerhalb der Hochschule für ihre unterschiedlichen Mitglieder einfordern.
2. In einer zweiten, dominanteren und parallel dazu verlaufenden Richtung wird „Diversity“ als ökonomischer Faktor diskutiert, mit dem es um Rankings, Standortfragen und Exzellenzförderung geht. Dieser Diskurs begreift „Vielfalt als Herausforderung“ und Gewinn, aus der der Auftrag abgeleitet wird, Diversity zur Aufgabe eines „guten“ Managements zu machen. So lassen sich an Humankapital(-ideen) orientierte Diskurse beobachten, die der Bildungsinstitution raten, die Differenzen ihrer vielfältigen Mitglieder anzuerkennen, um ihr Potenzial als Wettbewerbsvorteil zu nutzen. Es geht hier also weniger um Fragen einer gerechten Teilhabe unterschiedlicher Bevölkerungs- bzw. Personengruppen an hochschulischer (Aus-)Bildung, sondern (vielmehr) wettbewerbsorientiert um eine Maximierung des Outputs der Organisation Hochschule.

In Wahrnehmung dieser unterschiedlichen Diskurse lässt sich die Frage aufwerfen, welche Konsequenzen mit welcher Programmatik und welcher Praxis einhergehen. Werden die beiden beschriebenen Stränge des Diversity-Diskurses, Verteilungsgerechtigkeit und Humankapital, genauer in den Blick genommen, dann wird deutlich, dass sowohl Programmatiken als auch Umsetzungen häufig in einer widersprüchlichen Vermischung anzutreffen sind.

Der Ausgangspunkt der Ringvorlesung war die von den VeranstalterInnen formulierte Kritik, dass die im Kontext von „Diversity-Management“ diskutierten „Diversity-Konzepte“ machtkritische und ungleichheitstheoretische Perspektiven auf Differenz zugunsten der Nutzbarmachung heterogener Ressourcen eher ausblenden. So gerät aus dem Blick, dass ethnische, geschlechtliche, soziale, körperliche und andere

Differenzen auch als gesellschaftlich hervorgebrachte und hierarchische Verhältnisse im Hochschulraum fortwirken und (re-)produziert werden. Anhand unterschiedlicher Zugänge sollte geklärt werden, wie sich der Hochschulraum im Kontext von Differenz, Ungleichheit und Diskriminierung überhaupt konstituiert. Leitfragen für die Veranstaltungen waren deshalb:

- Inwiefern (re-)produzieren Hochschulen Ungleichheit?
- Welche diskriminierenden Prozesse lassen sich an und durch Hochschulen aufzeigen?
- Sind aktuelle Diversity-Programmatiken angemessene Antworten im Umgang mit Differenz auf dem Weg zu einer gerechteren Hochschule?

In der Planung der Ringvorlesung wurde der Fokus mehrerer Veranstaltungen auf Gruppen gelegt, die aufgrund ihrer konstruierten Zugehörigkeit häufig benachteiligt werden und üblicherweise Gegenstand von Diversity-Aktivitäten sind. Dabei wurden sich die VeranstalterInnen der Problematiken bewusst, die als Spannungsfelder und typische Probleme im Feld um Diversity entstehen. Eben diese gilt es immer wieder reflexiv einzuholen und konsequent mit der Frage zu verbinden, welche Differenzlinien warum und vor allem von wem thematisiert und repräsentiert werden. Ein zentrales Anliegen war es, über die jeweiligen Vorträge und anschließenden Diskussionen eine Sensibilität für die Fallstricke und Widersprüche aktueller Diversity-Debatten und deren Umsetzungen zu erreichen, um so kritische Fragen aufwerfen zu können, die zukünftig in den Diversity-Maßnahmen an der Universität Bielefeld und darüber hinaus Berücksichtigung finden.

Die Veranstaltungsbeiträge

Unter dem Titel „Zugangsbarrieren und Exklusionsmechanismen an Hochschulen und aktuelle Diversity-Programmatiken“ führte Uta Klein (Universität Kiel, Arbeitsgruppe Gender Research Group) in die allgemeinen und aktuellen Entwicklungen in Sachen Diversity-Politik an Hochschulen ein. Die Referentin verdeutlichte den Spagat, den Hochschulen leisten müssen, wenn sie versuchen, Diversity zwischen Ansprüchen an Exzellenz und auf Chancengerechtigkeit zugleich zu implementieren.

Darauf aufbauend wurden bei den folgenden Einzelveranstaltungen fokussierende Perspektiven auf Ungleichheit im Hinblick auf die (Differenz-)Kategorien Migration, Geschlecht, Disability und Herkunft eingenommen. Mit Faraj Remmo (Universität Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft AG 10; SL_K5–Beratung für Studium, Lehre und Karriere) ging es um „Migration im Kontext von Hochschule“. Der Referent stellte ein Studierendenprojekt der Universität Bielefeld vor und diskutierte die Notwendigkeit, „Räume der Selbstvergewisserung“ zu implementieren, um Studierende im „empowernden“ Sinn zu ermöglichen, ihre Position an und in der Hochschule im Rahmen von Projektzusammenhängen zu reflektieren und produktiv zu nutzen. Zugleich wurden aber auch Fragen danach aufgeworfen, die sich ob der „Besonderung“ punktueller und nicht strukturell verankerter Projektangebote ergeben und so das damit verbundene Risiko von der Festschreibung von Differenzkategorien nach sich ziehen. Sandra Beaufäys (Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, SFB 882: „Von Heterogenität zu Ungleichheiten“) legte unter dem Vortragstitel „Geschlechterordnung im akademischen Feld“ eine Analyse von Machtverhältnissen vor und verdeutlichte anhand einer empirischen Studie zur deutschen Exzellenzinitiative die begrenzte Reichweite von Gleichstellungsmaßnahmen unter Exzellenzbedingungen, die trotz offizieller Bemühungen zu kurz griffen, weil sie in der Regel als „Frauenförderung“ konzipiert werden. Lars Bruhn und Jürgen Homann (Universität Hamburg, Zentrum für Disability Studies) kritisierten mit ihrer Perspektive

auf Behinderung, dass Diversity auf eine leistungsorientierte Programmatik abzielt, wenn Förderung allein deswegen betrieben werde, um Störungen im Alltagsbetrieb zu beseitigen und damit eine Anpassung an dominante Normalitäten herzustellen. Stattdessen forderten sie, die Bedingungen der Hochschule an die Menschen anzupassen, statt umgekehrt Menschen an die Bedingungen. Mit der vierten Differenzkategorie „soziale Herkunft“ sollte Lars Schmidt (Fachhochschule Düsseldorf, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften) Struktur-Habitus Konflikte von Studierenden aus nicht-akademischen Familien thematisieren; diese Veranstaltung musste krankheitsbedingt leider ausfallen und soll ggf. im Wintersemester 2014/15 nachgeholt werden. Zuletzt verdeutlichte Sarah Elsuni (Humboldt-Universität zu Berlin, Juristische Fakultät) aus juristischer Perspektive das die Veranstaltungsreihe durchziehende Differenzdilemma: Die Notwendigkeit, Ungleichheiten mittels der Benennung von Kategorien kritisierbar zu machen und sie damit zugleich festzuschreiben.

In der Abschlussveranstaltung ging es um aktuelle Entwicklungen, die – nicht zuletzt durch den Entwurf des neuen Hochschulzukunftsgesetzes für das Land NRW – Diversity zu einem zentralen hochschulpolitischen Thema werden lassen. Ausgangspunkt für die Diskussion war die Frage, ob „Diversity-Politik“ einen „Weg zu einer gerechteren Hochschule“ markiert. Die PodiumsteilnehmerInnen der Veranstaltung, die von Katharina Gröning (Universität Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft) moderiert wurde, waren: Andreas Keller (stellvertretender Vorsitzender der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft), Gerhard Sagerer (Rektor der Universität Bielefeld), Svenja Schulze (Ministerin für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes NRW) und Dieter Timmermann (Präsident des Deutschen Studentenwerks). Es wurde deutlich, dass über die Thematisierung von Diversity Bedarfe von Personengruppen in den Blick genommen werden, die bislang nur randständig oder gar nicht Gegenstand hochschulpolitischer Agenden waren. Der damit einhergehende Sensibilisierungsprozess im Hinblick auf problematische Kategorisierungen und damit verbundenen z.T. problematischen Zuschreibungen, der, und da waren sich alle TeilnehmerInnen einig, erst begonnen hat, kann durchaus als ein (erster kleiner) Erfolg gewertet werden. Stabilisierung und Institutionalisierung von Initiativen für Diversity sollten auf allen Hochschulebenen und -bereichen verankert werden, eine Anerkennung über zusätzliche Ressourcen sei hingegen nicht zu erwarten. Vielmehr gelte es, Strukturveränderungen auf den Weg zu bringen, in dem das Thema „Chancengerechtigkeit für Alle“ zum Querschnittsthema an Hochschulen insgesamt gemacht werden solle.

Resümee und kritischer Blick zurück

Ogleich die Veranstaltung die Aktualität von Diversity-Konzepten betont, ist darauf hinzuweisen, dass Forderungen nach Gleichstellung und Chancengerechtigkeit an deutschen Hochschulen nicht neu sind: Frauenförderung und Gleichstellungsarbeit sind seit jeher mit politischen Fragestellungen und Forderungen nach Chancengerechtigkeit befasst. Sie sind mittlerweile gesetzlich und institutionell fest verankerter Bestandteil der Universität. Zentrale Fragen, die sich in diesem Zusammenhang stellen, sind: In welchem Verhältnis stehen genderbezogene Gleichstellungsarbeit und Diversity? Was können Diversity-Ansätze von geschlechterbezogener Gleichstellungsarbeit lernen? Und letztlich: Welche Risiken bestehen, wenn Gleichstellungsarbeit einfach um den Arbeitsbereich Diversity erweitert wird, anstatt eigene Bereiche weiter auszubauen?

Neben diesen „Positionsbestimmungen“ lassen sich im Hinblick auf die Veranstaltungsreihe weitere zentrale Aspekte herausarbeiten: 1. Die Auswahl der Differenzkategorien 2. die Setzung von Differenzlinien und 3. die Benennung von ungleichheitsrelevanten Differenzen:

1. Zuvorderst lässt sich betonen, dass die Auswahl der Differenzkategorien, die in der Ringvorlesung diskutiert wurden, nämlich Migrationshintergrund, Geschlecht, Disability und soziale Herkunft, nicht abschließend die Vielfalt der relevanten Differenzkategorien innerhalb der Universität widerspiegeln. Beispielsweise ist die Kategorie Alter als eine hochrelevante Kategorie mit aufzunehmen, die an Hochschulen, nicht nur informell, sondern auch formal relevant gemacht wird (bspw. bei Juniorprofessuren, Altersgrenzen bei Verbeamtung, Studieren ab 50 etc.). Darüber hinaus wurde erst auf Hinweis von Studierenden versucht, auch Studierende als Politik-Machende und ExpertInnen auf dem Podium zu repräsentieren. Im Rückblick kann dies als „blinder Fleck“ bezeichnet werden, der trotz aller „Sensibilisierungsarbeit“ und reflexiver Absicht ein (fast schon) typischer Fehler ist, wie er in der Umsetzung von Diversity-Konzepten und bei Fragen der angemessenen Repräsentation gemacht wird.

2. Aus der intersektionalen Forschung (etwa Crenshaw 1989; Degele, Winkler 2010) ist bekannt, dass Differenzen analytisch nicht klar voneinander zu trennen sind bzw., dass spezifische Differenzlinien miteinander verwoben als Benachteiligungsstrukturen zusammenwirken. Dennoch wurde die Betrachtung einzelner Differenzkategorien vorgenommen, da mit ihnen ein jeweils spezifischer Blick auf universitäre Normalitäten und ihre Ausschlussmechanismen sichtbar werden, die sich in einer Zusammenschau womöglich verdecken.

3. Mit einer Benennung von potenziell ungleichheitsrelevanten Differenzkategorien geht die Konstruktion bzw. festigende Zuschreibung und scheinbare Homogenisierung von Zielgruppen einher, ein ständiges Dilemma im Versuch, Ungleichheiten zu thematisieren. So wurde bei der Planung der Veranstaltung auch immer wieder die Frage der Repräsentation gestellt: Wer sollte „den Raum“ bekommen, um in der Ringvorlesung zu sprechen? Dennoch ist es mit der Auswahl der „SprecherInnen“ gelungen, das aktuelle Feld der Diversity-Debatte in der Hochschule in seiner Breite aufzugreifen und zur Diskussion zu stellen.

Im Rückblick auf die verschiedenen, thematischen Facetten und Widersprüchlichkeiten wurde deutlich, dass trotz aller Fixierungen auf Gruppenzugehörigkeiten, wie sie in der Diskussion um Diversity schnell in den Blick geraten, diese immer wieder kritisch auf ihre Zuschreibungen und Schließungen befragt werden müssen. Allein sogenannte „besondernde Maßnahmen“, wie zum Beispiel zielgruppenorientierte Mentorings, die zum Nachteilsausgleich der zuvor „festgestellten“ Gruppen(-zuordnung) dienen, sind notwendig, aber nicht hinreichend. Vielmehr, und dies ist ein zentrales Fazit der Ringvorlesung, muss die Organisation Hochschule ihre Alltagskultur und ihre alltäglichen Handlungszwänge immer wieder im Hinblick auf ihre Ausschlussmechanismen überprüfen. Kurz gesagt: Es geht nicht allein um die besondere Beachtung *individueller* Bedarfe der Hochschulmitglieder, sondern um die *Veränderung von Bedingungen für Alle, hin zu einer gerechteren Hochschule*.

Abschließende Anmerkung

Die VeranstalterInnen der Ringvorlesung waren: Petra Bollweg, Susanne Gottuck, Ulrike Graff, Claudia Machold, Melanie Kuhn und Faraj Remmo. Sie sind WissenschaftlerInnen

an der Universität Bielefeld aus dem Mittelbau der Fakultät für Erziehungswissenschaft sowie aus dem Bereich „Studium, Lehre und Karriere“, die an Fragestellungen zu Differenz und Ungleichheit interessiert sind. Dabei verstehen sich die VeranstalterInnen als den Diskurs in Forschung und Lehre mitgestaltende AkteurInnen, die bestimmte Lesarten von Diversity an der Universität Bielefeld stärken, während sie andere kritisch befragen wollen, um so an der Gestaltung einer – womöglich – „gerechteren“ Hochschule aktiv beteiligt zu sein.

Weiterführende Lektüre

- Crenshaw, K.W. 1989. Demarginalizing the Intersection of Race and Class. A black feminist critique of antidiscrimination doctrine. In: University of Chicago Legal Forum. 139-167.
- Degele, N. und G. Winkler. 2010. Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheit. 2. Aufl. Bielefeld: transcript.
- Klein, U. und D. Heitzmann (Hg.). 2012. Hochschule und Diversity. Theoretische Zugänge und empirische Bestandsaufnahme. Weinheim [u.a.]: Beltz Juventa (Diversity und Hochschule).
- Krell, G.; Riedmüller, B.; Sieben, B. und D. Vinz (Hg.). 2007. Diversity studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze. Frankfurt a.M.: Campus.
- Mecheril, P. 2003. Politik der Unreinheit. Ein Essay über die Hybridität. Wien: Passagen-Verlag.

Dr. Petra Bollweg

Fakultät für Erziehungswissenschaft
Universität Bielefeld
petra.bollweg@uni-bielefeld.de

Susanne Gottuck

Bielefeld Center for Education and Capability Research
Universität Bielefeld
susanne.gottuck@uni-bielefeld.de

Dr. Ulrike Graff

Fakultät für Erziehungswissenschaft
Universität Bielefeld
ulrike.graff@uni-bielefeld.de

Nikolas Johann

Ethnographische Forschung zu Pädagogik und Geschlecht. **Ein Tagungsbericht**

Im Juli 2013 veranstaltete der Mädchentreff Bielefeld e.V. in Kooperation mit der Fakultät für Erziehungswissenschaft an der Universität Bielefeld die Tagung „Ethnographische Forschung zu Pädagogik und Geschlecht in außerschulischen und schulischen Feldern“. Ort der Tagung war das Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF), wo sich die rund 40 Forscherinnen und Forscher sowie Teilnehmende aus der Praxis einfanden. Hauptziel war die Vernetzung zwischen Theorie und Praxis: Praxis- und Forschungsperspektiven sollten gleichermaßen Berücksichtigung finden und in einen Austausch treten. Anstoß zur Tagung war das Forschungsprojekt „Selbstbestimmung und Geschlecht. Bildungsqualitäten genderpädagogischer Angebote der Jugendarbeit und im Kontext der Ganztagschule“, das mit dieser Tagung seine Pilotphase abschließen konnte. Das zunächst von der Universität Bielefeld finanzierte Projekt wird nun für die folgenden drei Jahre vom Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes NRW gefördert.

Das inhaltliche Programm startete mit Vorträgen aus Praxis und Forschung: Renato Liermann, Jugendbildungsreferent und Vorstand der Landesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit NRW, beschäftigte sich mit Genderpädagogik in schulischen und außerschulischen Kontexten. Dabei machte er deutlich, wie schwer sich der Spagat zwischen Jugendarbeit und Schule für die Fachkräfte gestaltet und plädierte dafür, Jungenarbeit schärfer zu profilieren, um so herauszustellen, welche Erwartungen an Pädagogik in welchem Bereich besser erfüllt werden können. Helga Kelle, Professorin für Allgemeine Pädagogik an der Fakultät für Erziehungswissenschaft der Universität Bielefeld, sprach über die Herausforderungen und Schwierigkeiten ethnographischer Forschung zu Pädagogik und Geschlecht. Sie stellte heraus, dass das „doing difference“ feldspezifisch ist und aus einer Verschränkung verschiedenster Differenzierungskategorien, Interaktionsordnungen sowie Differenzierungssettings besteht.

Im ersten Workshop der Tagung präsentierte Katharina Gosse von der Universität Duisburg-Essen ihre Forschungen zur Interaktion zwischen Fachkräften der offenen Kinder- und Jugendarbeit mit Heranwachsenden im kooperativen schulischen Setting. Parallel dazu ging Jan Wolter von der Universität Oldenburg der Frage nach, wie sich Differenzierungen anhand von Disziplinierungen vollziehen. Im Anschluss präsentierten Melanie Kubandt und Sarah Meyer von der Universität Osnabrück ihr Projekt zu Differenz in Kindertageseinrichtungen mit Fokus auf die unterschiedlichen Differenzkategorien. Thomas Viola Rieske von der Universität Potsdam stellte seine Dissertation vor, die sich mit verschiedenen Ansätzen und Zielsetzungen geschlechtssensibler Pädagogik im Bereich der Jungenarbeit befasst. Bianca Baßler von der Universität Freiburg präsentierte ihre Forschung zum Umgang mit Differenzen in Sozialpädagogik im Feld der Mädchenarbeit und ethnografischer Forschung. Von der Hokusei Gakuen Universität in Japan stellte Ulrike Nennstiel ihre Beobachtungen zum Genderbias an einer japanischen Mittelschule vor. Sie zeigte, dass die Annahmen über Geschlecht in hohem Maße mit dem Unterrichtsfach, der Einstellung und Selbstsicherheit der Lehrkraft verbunden sind.

Am zweiten Tag fanden parallele Workshops statt: Nikolas Johann, Katja Kolodzig und Ulrike Graff von der Universität Bielefeld berichteten aus ihrem Forschungsprojekt über Bildungsqualitäten genderpädagogischer Angebote der Jugendarbeit in Kooperation mit Ganztagschulen. Caterina Rohde, Promovendin der Universität Bielefeld, präsentierte ihre Forschung zur Bedeutung von Geschlecht in der Kinderbetreuungsarbeit am Beispiel von Au-pair Verhältnissen, bei denen der Anteil männlicher Au-pairs überraschend hoch ist. Lotte Rose von der Fachhochschule Frankfurt am Main stellte ihr Forschungsprojekt

zu „doing gender“ und Schulessen vor. Hier wurde deutlich gemacht, wie Geschlecht mittels Essenspraxen hergestellt wird und dass „doing gender“ von „doing generation“ überlagert werden kann.

Die mit der Tagung intendierte Annäherung zwischen Wissenschaft und Praxis wurde insgesamt an einigen Stellen erreicht: So wurde der Raum genutzt, um den nicht immer einfachen, aber ungemein wichtigen Dialog stattfinden zu lassen. Die Auseinandersetzung zwischen beiden Bereichen stellt eine fortwährende Herausforderung dar. Obgleich die Praktikerinnen und Praktiker zahlenmäßig nicht besonders stark vertreten waren, ist es dennoch gelungen, einen fruchtbaren Diskurs anzustoßen und wichtige Vernetzungsmöglichkeiten herzustellen. So bestand für die unterschiedlichen Projekte die Möglichkeit sich vor Fachpublikum präsentieren zu können und Rückmeldungen einzuholen. Die entsprechenden Workshops fanden in diskussionsfreudiger Atmosphäre statt, die trotz der Heterogenität der Projekte von gegenseitigem Interesse gekennzeichnet war. Da sich die Projekte in unterschiedlichen Stadien befinden, thematisch aber durch die Ethnographie eng verwoben sind, konnte ein konstruktiver Austausch stattfinden. Besonderes Interesse galt der abschließenden Frage, inwieweit die Ergebnisse aus den ethnographischen Forschungen in die Praxis zurückfließen können. Hierzu erscheint die Ethnographie überaus geeignet, da die Feldforschung in unmittelbaren Kontakt mit der Praxis steht und daher praxisrelevante Eindrücke generiert. Die Tagungsbeiträge werden noch in diesem Jahr als Sammelband beim Springer VS-Verlag erscheinen.

Nikolas Johann

Fakultät für Erziehungswissenschaft
Universität Bielefeld
n.johann@uni-bielefeld.de

Auftaktworkshop zu Genderkompetenz der AG „G.i.L. – Gender in die Lehre“

Angeregt durch aktuelle Bekundungen der Universität Bielefeld, Gender in Forschung und Lehre auszuweiten, z.B. im Rahmenplan zur Gleichstellung von Frauen und Männern, im Abschlussbericht an die Deutsche Forschungsgemeinschaft zur Umsetzung der forschungsorientierten Gleichstellungsstandards und in der Dokumentation der Umsetzung des Gleichstellungskonzeptes, hat sich im Wintersemester 2012/13 aus der zentralen Gleichstellungskommission heraus die Arbeitsgemeinschaft „Gender in die Lehre – G.i.L.“ an der Universität Bielefeld gebildet.

Die Universität Bielefeld kann auf langjährige und vielfältige Aktivitäten im Bereich der Gender Studies sowohl in der Lehre als auch in der Forschung zurückblicken, wie z.B. auf das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) sowie den Masterstudiengang Gender Studies „Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ und die Gender-Gastprofessur als fakultätsübergreifende „Wanderprofessur“. Jedoch fehlt es noch an einer systematischen Integration von Gender in die Lehre in *alle* Bereiche der Universität. Als eine wichtige Initiative hierzu wurde von G.i.L. am 26. April 2013 der Workshop „Genderkompetenz als Qualitätsmerkmal guter Lehre. Erläutern – Entwickeln – Etablieren“ veranstaltet, um Kontakte zu etablieren und den inneruniversitären Erfahrungsaustausch anzuregen.

Die Teilnehmenden des Workshops waren eine heterogene Gruppe aus Vertreter_innen der Gleichstellung, Personalentwicklung, der Lehrer_innenbildung BISED, des Servicebereiches SL_K5 und Lehrende der Universität Bielefeld. Dieses große Interesse der unterschiedlichen Bereiche und ihre erfolgreiche Zusammenführung in der Veranstaltung können als erste Erfolge der Arbeitsgemeinschaft gesehen werden. Zum Einstieg sprach Dr. Lisa Mense von der Universität Duisburg-Essen (UDE) vom bundesweiten „Expert/inn/enkreises für Genderkompetenz in Studium und Lehre“, dem auch die AG G.i.L. angehört zu „Genderkompetenz als Qualitätsmerkmal guter Lehre“. Hier wurde vorgestellt, wie andere Universitäten sich dem Themenkomplex „Gender in die Lehre“ in konkreten Projekten nähern. Zudem präsentierte sie die Arbeit der Gleichstellungsinstitutionen der UDE, gab einen Input zum Thema Geschlechtergerechtigkeit in Studium und Lehre, arbeitete heraus, wie Gender als Indikator für gute Lehre fungieren kann. Durch diese Ausführungen wurde deutlich, dass das Anliegen, den Aspekt Gender hochschulübergreifend in der Lehre zu verankern, eine komplexe Herausforderung darstellt.

Bei den Genderaspekten in der Lehre können die eigentlichen inhaltlichen Kompetenzen (wie Kenntnis und Anwendung der verschiedenen Theorien der Geschlechterforschung oder Wissen über die Kritiken und Auswirkungen der Geschlechterforschung in den Disziplinen) von den didaktischen Kompetenzen (wie dem Umgang mit Heterogenität und dem Erkennen, Reflektieren und Vermeiden von Diskriminierungen) unterschieden werden. Die enorme Bedeutung einer diskriminierungsfreien Lernumgebung stellte die Referentin besonders heraus. Damit einher geht die Fähigkeit, den eigenen Blick auf Diskriminierungen zu entwickeln, diese zu erkennen und abzubauen. Auch die Fähigkeit einer kritischen Selbstreflexion der eigenen Annahmen und Praxen hob sie hervor. Notwendig sei dies auch, um Problematiken der Reproduktion von Geschlechterstereotypen zu begegnen, etwa wenn Unterschiede von Männern und Frauen beim Lernen thematisiert würden.

Die Darstellung der Gleichstellungsinstitutionen und deren Arbeitsansatz der UDE waren sehr aufschlussreich. Durch den Zusammenschluss und die damit einhergehende Neustrukturierung der beiden Universitäten Duisburg und Essen war

eine besondere Situation gegeben, bei der es gelang, Gleichstellung als zentrales und Querschnittsthema zu etablieren. Weiterhin gibt es an der UDE mit der Prorektorin für Diversity Management eine zuständige Stelle im Rektorat, für die in Bielefeld noch kein Äquivalent vorhanden ist. Als wichtige Werkzeuge der Gleichstellungspolitik nannte sie Zielvereinbarungen mit den Institutionen und die Selbstverpflichtungen der Fakultäten, Mitglieder zu den regelmäßig angebotenen Gender Workshops zu entsenden. Zudem ist die UDE Sitz des bundesweiten *Expert/innenkreis für Genderkompetenz für Studium und Lehre*. Dieser richtet Tagungen aus, ermöglicht die Vernetzung mit anderen Hochschulen und nimmt innerhalb des eigenen Hauses eine ausgeprägte Multiplikator_innenrolle ein. Die jeweils erarbeiteten Ergebnisse und Termine werden auf dem *GenderPortal* veröffentlicht, einem Webprojekt der Universität, das weiterhin unter anderem Veranstaltungen mit Gender-Schwerpunkt in einem transdisziplinären Vorlesungsverzeichnis zusammenträgt, und Best Practise Beispiele sowie Checklisten zur Gleichstellungsarbeit anbietet.

Im Anschluss an die Darstellungen von Dr. Mense brachte eine angeregte Diskussion weitere Aspekte hervor, die sich auf die Besonderheiten der Universität Bielefeld beziehen. So wurden das Klima von Gleichstellungsbestrebungen an den Hochschulen mit der Beobachtung charakterisiert, dass es den Akteur_innen zwar möglich sei, Inhalte zu platzieren, diese oft aber nicht weiter aufgegriffen oder berücksichtigt würden. Ein Phänomen, das Gender-Maßnahmen an den Hochschulen charakterisiere, sei das Top-Down Problem: So hätten Gleichstellungsmaßnahmen häufig den Segen und die Unterstützung der Hochschulleitung, ihre Durchsetzung auf „unteren“ Ebenen der Lehre jedoch könne nicht oder nur partiell durchgesetzt werden und gestalte sich schwierig. Aus diesem Grund sei es besonders wichtig, den Fakultäten zu zeigen, welchen Nutzen sie konkret von Gender-/ Diversity-Erfolgen haben.

Die Ergebnisse

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass bei dem Workshop den Teilnehmer_innen wichtige Informationen, Anregungen und Hinweise zur Bedeutung und Implementierung der Dimension Gender in die hochschulübergreifende Lehre vermittelt wurden. Deutlich wurde so, wie dringend notwendig, aber auch komplex das Vorhaben der Universität Bielefeld ist, Gender und Diversity Maßnahmen zu stärken und dauerhaft in der Lehre zu implementieren. Zentrale Erkenntnisse waren:

- Von immenser Bedeutung ist ein diskriminierungsfreies Lernumfeld sowie die kontinuierliche Selbstreflexion der Lehrenden. Beides ist nicht einfach vorzusetzen, sondern erfordert Arbeit, Entwicklung und Kompetenz und somit regelmäßige Schulungs- und Sensibilisierungsangebote.
- Erfolge beruhen auf ermöglichenden Strukturen, sind aber immer mit handelnden Personen verbunden. Erforderlich sind intrinsisch motivierte und engagierte Mitarbeiter_innen, die die entsprechenden Prozesse verfolgen und erfolgreich platzieren.
- Sinnvoll ist ein langfristiger Blick. Die heutigen Studierende und Mitarbeiter_innen im Mittelbau, die später höhere Ebenen besetzen, können jetzt sensibilisiert werden.

Ausblick

In dem abschließend geäußerten Vorhaben der Teilnehmenden, die Thematik und Erkenntnisse des Tages mit in ihre jeweiligen Arbeitsbereiche einfließen zu lassen, liegt

ein gewisser Erfolg, auf dem weitere Projekte der AG G.i.L. aufbauen können. Dringend notwendig ist für die Universität Bielefeld ein koordiniertes systematisches Vorgehen bei der Fortsetzung der Implementierung von Gender in die Lehre, für das die AG G.i.L. ohne zusätzliche Ressourcen nur Impulse setzen kann und wozu sie für ihre weitere Arbeit auf die Unterstützung der Universitätsleitung angewiesen ist. Die AG G.i.L. wird die hochschulübergreifende Vernetzung fortsetzen, u.a. durch die Bereitstellung von Materialien zu Gender in die Lehre im dortigen Genderportal (<http://uni-bielefeld.de/gender/>) und hiermit einen wichtigen Beitrag leisten, um Geschlechtergerechtigkeit in Lehre und Forschung zu etablieren.

Susan Banihaschemi

Fakultät für Soziologie

Universität Bielefeld

susan.banihaschemi@uni-bielefeld.de

Susanne Richter

Fakultät für Soziologie

Universität Bielefeld

susanne.richter@uni-bielefeld.de

Promovieren – Ja? Nein? Vielleicht? Karrierevorstellungen von Studierenden der Gesundheitswissenschaften aus Geschlechterperspektive

Der Frauenanteil im Bachelor- und Masterstudiengang Public Health an der Universität Bielefeld liegt stabil bei 80%. Die Themen Gesundheitskommunikation und Gesundheit finden also überwiegend das Interesse von Frauen. Jedoch entschließt sich im Vergleich zu männlichen Absolventen eine geringere Anzahl der weiblichen Absolventinnen zur Promotion. Das Geschlechterverhältnis im Promotionsstudiengang ist ungefähr ausgeglichen, der Frauenanteil sinkt also gegenüber den Studiengängen um etwa 30 Prozent. Im Zeitraum von 2007 bis 2012 wurden 127 Promotionsbewerber/innen angenommen, davon 61 Frauen und 66 Männer (Frauenanteil 48%). Diese Unterrepräsentanz der Frauen war für die Gleichstellungskommission der Fakultät Anlass, Coachingangebote für weibliche Studierende bereitzustellen. So fanden 2010 zwei Workshops statt, die darauf abzielten, Frauen zu ermutigen, eine wissenschaftliche Karriere und eine Promotion, anzustreben.

Im Jahr 2012 beschloss die Gleichstellungskommission, künftige Maßnahmen zur Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses in ein systematisches Verfahren einzubetten. So sollte in Anlehnung an das in den Gesundheitswissenschaften gängige Vorgehen des Public Health Action Cycle zunächst eine Problemanalyse erfolgen, die die Grundlage für die Identifizierung von Handlungsbedarf, die darauffolgende Auswahl zielführender Maßnahmen und deren Evaluation bilden soll. Zunächst wurde eine Untersuchung durchgeführt, um Erkenntnisse darüber zu generieren, welche Karrierevorstellungen weibliche und männliche Studierende haben, welche Vorstellungen sie mit einer Promotion verbinden und welche hinderlichen und förderlichen Faktoren sie in diesem Zusammenhang wahrnehmen, um Hinweise darauf zu erhalten, warum Frauen nicht in gleichem Maße wie Männer den ersten Schritt in eine wissenschaftliche Karriere – die Promotion – wagen. Aus diesen Erkenntnissen sollen gezielte Angebote für weibliche Studierende entwickelt werden.

Methode

Die Untersuchung fand im Zeitraum April bis Oktober 2013 statt. Für die Datenerhebung wurde eine Kombination aus quantitativer und qualitativer Vorgehensweise gewählt. Mittels der quantitativen Erhebung in Form einer schriftlichen Befragung sollten ermittelt werden, welche hinderlichen und förderlichen Faktoren im Prozess der Promotion wirksam sein können und wie in diesem Zusammenhang die Vereinbarkeit von Familie und Studium bzw. Promotion für Männer und Frauen einzuschätzen ist.

Zielgruppe der *quantitativen* Erhebung waren alle Personen, die jemals an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften ein Promotionsvorhaben begonnen hatten, unabhängig davon, ob (bereits) ein erfolgreicher Abschluss vorlag. Aufgrund der überschaubaren Stichprobengröße (N=340) war eine Vollerhebung möglich. Es wurde ein Fragebogen entwickelt, der 38 Fragen zu den Bereichen beruflicher Werdegang, Promotion, persönliche Situation sowie Angaben zur Person enthielt.

Für die Rekrutierung von Interviewpersonen für die *qualitative Befragung* wurden die Studierenden der verschiedenen Studiengänge (Bachelor-, Master- und Promotionsstudiengang) angeschrieben. Aus jedem Studiengang sollten jeweils zwei Männer und zwei Frauen rekrutiert werden, die sich aktuell mit ihrer Qualifikationsarbeit beschäftigen. Eine Person sollte eines oder mehrere Kinder haben und ggf. über eine Berufsausbildung verfügen. Ergänzt wurde die Befragung der Studierenden durch Interviews mit Professor/innen, um auch die Perspektive der Betreuer/innen einzubinden.

Insgesamt wurden drei Interviewleitfäden entwickelt. Der Leitfaden für Bachelor- und Masterstudierende beinhaltete Fragen zur Studienmotivation, zu den Erwartungen und Zielen, die sich mit dem Studium verbinden, den inhaltlichen Schwerpunkten sowie zur Einschätzung einer wissenschaftlichen Laufbahn. Der Interviewleitfaden für Promovierende umfasste Fragen zur Entscheidung für eine Promotion, zur Bedeutung einer Promotion, zu den Rahmenbedingungen und Voraussetzungen für die Promotion sowie zu Prioritäten und Werten im Leben. Die Professor/innen wurden zur Betreuung von Promovierenden sowie zur Einschätzung der Auswirkungen einer Familiengründung auf die Promotion befragt.

Zusammensetzung der Stichprobe

Es wurden insgesamt 340 Personen zur quantitativen Befragung eingeladen; 69 Personen haben die Online-Befragung aufgerufen. Daraus ergibt sich eine Rücklaufquote von 30,5%. Die auswertbare Anzahl lag bei insgesamt 58 Fällen, was einer Responserate von 25,7% entspricht. 60% der Antwortenden waren Frauen und 40% Männer. Um zu unterscheiden, ob es sich bei den Befragten um aktuell Promovierende oder um ehemalige (erfolgreiche) Promovierende handelt, wurde nach dem aktuellen Stand der Promotion gefragt. Der größte Anteil des Rücklaufs entfällt auf die Gruppe der erfolgreichen Promovierenden (50,9%), gefolgt von der Gruppe der Promovierenden, die aktuell an ihrer Dissertation arbeiteten (31,6%). 17,5% gaben an, ihr Promotionsvorhaben aufgegeben zu haben. Das mittlere Alter der Studienteilnehmer/innen beträgt 42,4 Jahre und variiert zwischen 26 und 58 Jahren. Insgesamt besitzen 94,8% der Befragten die deutsche, 5,2% haben eine andere Staatsangehörigkeit. Die Mehrheit der Befragten (82,5%) hat angegeben, während der Promotionszeit in einer Partnerschaft zu leben bzw. gelebt zu haben. Fast ein Drittel der Befragten gab an, eigene Kinder zu haben.

Insgesamt wurden 14 leitfadengestützte Interviews geführt. Das gewünschte Teilnahmeprofil konnte nicht vollkommen erfüllt werden. Es konnten kein Bachelor- und Promotionsstudent mit Kind sowie kein Masterstudent ohne Kind zur Befragung gewonnen werden.

Zentrale Ergebnisse

Im Folgenden werden einige Ergebnisse dargestellt, die sich auf die berufliche Orientierung, die Einschätzung der Bedeutung einer Promotion für die eigene Berufsplanung und die Vereinbarkeit von Berufs- und Familienplanung der Studierenden beziehen. Die Ausführungen verbinden die quantitativen mit den qualitativen Ergebnissen, wenn nicht anders kenntlich gemacht.

• Studium und berufliche Orientierung

Der Entschluss zur Promotion wird in der Regel während des Masterstudiums gefasst, entwickelt sich im Rahmen von Tätigkeiten an der Fakultät oder es wird die Gelegenheit genutzt, im Rahmen einer Qualifizierungsstelle zu promovieren. Ein fortgeschrittenes Alter und der hohe Arbeitsaufwand der Promotion, der unter Umständen nur schwer mit der beruflichen bzw. familiären Situation zu vereinbaren ist, hemmen bei beiden Geschlechtern den Entschluss.

Der Entschluss zur Promotion und zur wissenschaftlichen Karriere wird gemäß der Literatur (Kahlert, Kruppa 2013; Stark 2003) durch die Tätigkeit als studentische bzw. wissenschaftliche Hilfskraft begünstigt. Auch in unserer Erhebung lässt sich das

bestätigen sowohl bei den Interviewpartner/innen als auch bei den befragten (ehemaligen) Promovierenden. Einen noch größeren Einflussfaktor hat nach dieser Erhebung jedoch die persönliche Ansprache der Hochschullehrer/innen, die sich motivierend auf die Promotionsentscheidung auswirkt.

Zu den bedeutendsten Voraussetzungen für eine Entscheidung zur Promotion zählen für beide Geschlechter gleichermaßen finanzielle Sicherheit, ein hohes Interesse am Promotionsthema sowie im Bedarfsfall die Sicherstellung der Kinderbetreuung. Die beruflichen Ziele, die die Promovierenden mit einer Promotion erreichen möchten, richten sich nur vereinzelt auf die Tätigkeit an einer Hochschule. Obwohl die wissenschaftliche Arbeit hoch geschätzt ist, wird das Arbeitsfeld Hochschule mit Perspektivlosigkeit assoziiert und damit als Arbeits- und Lebensort vielfach unattraktiv. Dies ist vor allem den schwierigen Arbeitsbedingungen des Mittelbaus geschuldet, die als hinderlich für eine langfristige private Lebens- und Familienplanung bewertet werden. Bessere berufliche Möglichkeiten versprechen sich die Studierenden daher außerhalb der Hochschule bei großen Trägern und Forschungsinstituten des Gesundheitswesens. Auch die (ehemaligen) Promovierende der quantitativen Befragung äußern in hohem Maße Interesse an wissenschaftlicher Forschung (95%), doch nur knapp die Hälfte (46%) strebt die Hochschule als künftigen Beschäftigungsort an. Allerdings geben dieses Ziel im Verhältnis mehr Männer als Frauen an.

• **Einschätzung der Bedeutung einer Promotion**

Nach Einschätzung der Studierenden spielt die Promotion eine zentrale Rolle bei der Verfolgung von Karrierezielen und ist bei zwei Drittel der befragten (ehemaligen) Promovierenden Grund für die Entscheidung zur Promotion. Tendenziell sind höheres berufliches Ansehen und das Anstreben einer Hochschullaufbahn für die befragten Männer stärkere Motivatoren als für die befragten Frauen, die häufiger als die Männer angeben, mit der Promotion eine persönliche Herausforderung zu verbinden. Diese Ergebnisse decken sich mit Befunden verschiedener Studien, wonach bei der Promotionsentscheidung von Männern stärker Status- und Prestigegedanken im Fokus stehen, während Frauen häufiger angeben, sich an Arbeitsinhalten zu orientieren (Briedis 2007; Holzbecher, Küllchen, Löther 2002; Lind 2004; u.a.). Durch das gesellschaftliche Ansehen eines Dokortitels eröffnen sich berufliche Möglichkeiten, auch in Richtung höherer Positionen, Aufstiegschancen in der Hierarchie und damit verbunden bessere Entlohnung, so zeigen die qualitativen Interviews.

Die Interviews machen darüber hinaus deutlich, dass die Bachelor- und Master- wie die Studierenden des Promotionsstudiengangs auch Negatives mit einer Promotion verbinden. Als bedeutendste Nachteile werden der große Zeit- und Arbeitsaufwand sowie die Notwendigkeit, für einen bestimmten Zeitraum andere Lebensbereiche zurückzustellen, gesehen. Die Unsicherheit über Dauer und Erfolg der Promotion verschärft die Situation eines oftmals ungesicherten Arbeitsverhältnisses während der Promotionszeit. Außerdem verzögert die Promotion den Einstieg in die Erwerbstätigkeit. In anderen Studien wurden diese Aspekte ebenfalls als den Entschluss zur Promotion hemmende Faktoren ermittelt (vgl. Hachmeister 2012; Leemann et al. 2011).

• **Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Promotionsvorhaben**

Die Studienergebnisse zeigen, dass sich männliche und weibliche Promovierende durch eine schwierige Vereinbarkeit der Promotion mit ihrer beruflichen Situation beeinträchtigt

fühlen bzw. dass sich die mangelnde Vereinbarkeit belastend auf die Promotion auswirkt. Die Vereinbarkeit von Promotion und Berufstätigkeit ohne gemeinsame Schnittstellen wird als problematisch und schwer realisierbar gesehen. In den Interviews sprechen alle erwerbstätige Promovierende – also auch die an der Fakultät beschäftigten – mangelnde zeitliche Ressourcen für die Arbeit an der Dissertation an.

- **Vereinbarkeit von Familienaufgaben und Promotion**

Für rund die Hälfte der Befragten in der quantitativen Erhebung ist die Promotion gut mit ihrer familiären Situation vereinbar. Frauen und Männer unterscheiden sich dabei deutlich: Bei den Frauen stimmen nur 39,4% dieser Aussage zu, bei den Männern sind es hingegen 78,3%. Umgekehrt geben 30,4% der Befragten an, dass die familiäre Belastung den Fortgang der Promotion hemmt. Auch hier finden sich deutliche Geschlechterunterschiede: Während diese Aussage nur 17,4% der Männer bejahen, trifft dies auf 39,4% der Frauen zu.

In den qualitativen Interviews wird deutlich, dass weibliche wie männliche Studierenden geschlechtstypische Verteilung von Betreuungsaufgaben zu Lasten der Frauen wahrnehmen. Entsprechend schätzen sie die Chancen auf eine wissenschaftliche Laufbahn für Männer höher ein als für Frauen. Bereits in der Qualifizierungsphase stellt die schwierige Vereinbarkeit der Promotion mit der familiären Situation in erster Linie für Frauen ein Hindernis dar. Auch erleben mehr Frauen als Männer die familiären Anforderungen als belastend und das Gelingen der Promotion gefährdend.

In der Literatur lassen sich zwar Belege dafür finden, dass Kinder keinen bzw. nur einen geringen Einfluss auf die Kontinuität des Karrierestrebens haben. In den vorliegenden Studienergebnissen finden sich jedoch eher Beispiele, die darauf hindeuten, dass diejenigen, die Kinder haben, zum Teil sehr belastet sind und dadurch die Weiterarbeit an der Promotion erschwert ist. Wenngleich insgesamt der Anteil der Promovierende mit familiären Verpflichtungen an der Fakultät für Gesundheitswissenschaften sehr gering ist, scheint das beschriebene Problem vor allem Frauen zu betreffen. Befunde aus anderen Studien stützen diese Annahme. Bereits im Vorfeld der Entscheidung für oder gegen eine wissenschaftliche Laufbahn bezögen Frauen die Vereinbarkeit von Karriere und Familie in ihre Überlegungen ein und stünden stärker als Männer unter dem Druck, sich für das eine oder andere entscheiden zu müssen (vgl. Hachmeister 2012; Leemann et al. 2011).

- **Zweifel an persönlicher Eignung**

Die in der Literatur beschriebenen Zweifel von Frauen in Bezug auf ihre fachliche Kompetenz und ihre Eignung für eine wissenschaftliche Laufbahn beeinflussen deren berufliche Orientierung und Zielsetzungen (Petersen 2007; Kahlert, Kruppa 2013). Das spiegelt auch diese Untersuchung wieder. So äußerte jede zweite befragte Promovendin und nur jeder zehnte Promovend Zweifel an der persönlichen Eignung für das angestrebte Vorhaben. Diese Selbstzweifel werden als belastend für den Fortgang der Promotion erlebt. Nahe liegt, dass schwierige Rahmenbedingungen und Belastungen – familiär oder beruflich – vorhandene Selbstzweifel noch verstärken können.

- **Geschlechterzuschreibungen**

Die Studierenden nehmen deutliche Geschlechterunterschiede hinsichtlich Karrierechancen und Möglichkeiten der Vereinbarkeit von Familienaufgaben und Berufstätigkeit wahr: Frauen seien stärker als Männer gezwungen, sich zwischen Kind

und Karriere entscheiden zu müssen. Aber auch unabhängig vom Familienstatus werden Frauen schlechtere Aufstiegschancen und geringere berufliche Erfolgsaussichten zugesprochen. Als Gründe hierfür nennen die Befragten Charaktereigenschaften von Frauen und Männern bzw. Geschlechterklischees, die Frauen eher zurückhaltendes Verhalten und Männern eher Mut und Selbstsicherheit zuschreiben. Sie werden auch als Grund für die Benachteiligung von Frauen bei Stellenvergaben gesehen. Als weiteres Hindernis wird formuliert, dass Führungspositionen überwiegend von Männern besetzt sind und die homosoziale Personalauswahl dazu führt, dass Männer bevorzugt werden und Frauen der Aufstieg erschwert wird. Die Befragten folgern daraus, dass die Gleichstellung von Frauen und Männern in der Arbeitswelt noch unzureichend umgesetzt ist und der Weiterentwicklung bedarf.

Schlussfolgerungen und Handlungsempfehlungen

Die Untersuchung bestätigt für die Studierenden der Gesundheitswissenschaften weitgehend die Befunde der Literatur. Die Gleichstellungskommission der Fakultät nutzt daher die Ergebnisse für die Entwicklung von Maßnahmen, die den angedeuteten Handlungsbedarf aufgreifen sollen.

- **Informationen „rund um die Promotion“ für weibliche Studierende**

Um weibliche Studierende zum einen stärker für eine wissenschaftliche Laufbahn zu interessieren und ihnen gleichzeitig Möglichkeiten zur Absicherung der Promotionsphase aufzuzeigen, sollte die Fakultät über Finanzierungsmöglichkeiten (Stipendien, Forschungsmittel) und über universitäre frauenspezifische Unterstützungsangebote (wie Karriereberatung, Mentoringprogramm „movement“) informieren. Aufgrund der erhöhten Betroffenheit sollte hierbei insbesondere die Vereinbarkeit von familiären Betreuungsaufgaben mit einer Promotion thematisiert werden. Ziel der Information sollte außerdem sein, den Studierenden mit der Promotion verknüpfte Karriere- und Aufstiegsmöglichkeiten außerhalb der Hochschule aufzuzeigen.

- **Gezielte Ansprache von Studierenden für Hilfskrafttätigkeiten**

Insbesondere weibliche Studierende sollten für Tätigkeiten als studentische und wissenschaftliche Hilfskräfte und hier insbesondere für solche mit qualifizierten Arbeitsaufgaben angesprochen und eingestellt werden. Bei Interesse an wissenschaftlicher Arbeit und entsprechender Eignung sollten sie außerdem gezielt auf die Möglichkeit der Promotion aufmerksam gemacht werden.

- **Coachingangebote für Studentinnen und Promovendinnen**

Seminare, die weibliche Studierende und Promovierende bei der Karriereplanung unterstützen sollen, wurden von der Gleichstellungskommission bereits in früheren Jahren organisiert und fanden große Resonanz. Bei künftigen Angeboten sollte ein besonderer Schwerpunkt auf den Abbau von Selbstzweifeln und die Förderung des Vertrauens in die eigene Kompetenz gelegt werden.

- **Belastung des Mittelbaus betrifft beide Geschlechter**

Über Gleichstellungsfragen hinaus birgt die vorliegende Erhebung Hinweise auf die Schwierigkeit, Berufstätigkeit mit Promotion zu verbinden. Dieses Problem wird von beiden Geschlechtern und von an der Fakultät wie auch von extern Beschäftigten

thematisiert. Die Qualifizierungsstellen an der Fakultät sind jedoch in besonderer Weise betroffen. So kann die Tatsache, dass der/die Betreuer/in der Promotion in der Regel auch der/die Vorgesetzte ist, situativ eine zusätzliche Schwierigkeit bei der Bewältigung des Arbeitsaufkommens im universitären Kontext bedeuten. Diese Ergebnisse verdeutlichen die Notwendigkeit, auf fakultärer wie universitärer Ebene die Diskussion um die Belastungen des akademischen Mittelbaus zu intensivieren und geeignete Vorgehensweisen zur Ermittlung und zum Abbau dieser Belastung zu entwickeln.

Die vorgelegten Ergebnisse und ersten Handlungsempfehlungen werden in künftigen Diskussionen der Gleichstellungskommission und weiteren relevanten Gremien der Fakultät konkretisiert, um insbesondere die weiblichen Studierenden bei der Karriereplanung in geeigneter Weise zu unterstützen und zu fördern.

Literatur

- Briedis, K. 2007. Übergänge und Erfahrungen nach dem Hochschulabschluss. Ergebnisse der HIS-Absolventenbefragung des Jahrgangs 2005. Hannover: HIS. Internetquelle: http://www.his.de/pdf/pub_fh/fh-200713.pdf (letzter Zugriff: 15.07.2013).
- Hachmeister, C.-D. 2012. Einsam an der Spitze: Unterrepräsentanz von Frauen in der Wissenschaft aus Sicht von Professor(inn)en in den Naturwissenschaften. Internetquelle: http://www.che.de/downloads/CHE_AP_153_Einsam_an_der_Spitze.pdf (letzter Zugriff: 17.07.2013).
- Holzbecher, M. Küllchen, H. und A. Löther. 2002. Fach- und fakultätsspezifische Ursachen der Unterrepräsentanz von Frauen bei Promotionen. IFF-Forschungsreihe Bd. 14. Bielefeld.
- Kahlert, H. und D. Kruppa. 2013. Riskante Karrieren. Wissenschaftlicher Nachwuchs im Spiegel der Forschung. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Leemann, R. J., Da Rin, S. und S. Boes. 2011. Katalysatoren und Handicaps wissenschaftlicher Karrieren von Frauen. In B. Blättel-Mink (Hg.), Gleichstellung im Reformprozess der Hochschulen. Neue Karrierewege für Frauen? Sulzbach: Ulrike Helmer. 123–142.
- Lind, I. 2004. Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen. Ein Forschungsüberblick. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Lorenz, F. 2004. Lebensraum Universität. Lebenskonzepte von Hochschulabsolventinnen und -absolventen. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Petersen, R. 2007. Entscheidungsphase Promotion. Studentinnen reflektieren Voraussetzungen, antizipieren Folgen sowie Alternativen und erkennen Barrieren/Hürden. Duisburg. Internetquelle: duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlet/DerivateServlet/Derivate-16943/Petersen_Renate_Diss.pdf (letzter Zugriff: 02.04.2013).
- Stark, B. 2003. Qualität der Förderung in Graduiertenkollegs. Ergebnisse einer Kollegiatenbefragung. Weinheim: Wiley-VCH.

Gabriele Klärs

Gleichstellungsbeauftragte der Fakultät für Gesundheitswissenschaften
Universität Bielefeld
gabriele.klaers@uni-bielefeld.de

Susanne Richter

Re-Akkreditierung und Weiterentwicklung des Masterstudiengangs Gender Studies

Auch wenn die im Rahmen der Bologna-Reform eingeführten (Re-) Akkreditierungsverfahren mit einem Aufwand verbunden sind, der gerade neben den alltäglichen Anforderungen zu groß und unangemessen erscheint, so liegt in diesem Verfahren doch die Chance, neu eingeführte Studiengänge zu konsolidieren, Erfolge sichtbar zu machen, Etabliertes weiterzuentwickeln und Neuerungen auf den Weg zu bringen. Die aktuell erfolgreich abgeschlossene Reakkreditierung des Masterstudiengangs „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ der Universität Bielefeld kann im Sinne dieser Beobachtung als ‚gelingen‘ gesehen werden. Der Studiengang, der seit dem Wintersemester 2007/2008 besteht, wurde im Sommer 2013 zusammen mit sieben anderen Studiengängen der Fakultäten für Soziologie und Erziehungswissenschaft ohne Auflagen begutachtet und hat damit seine erste Reakkreditierung erfolgreich durchlaufen.

An der Universität Bielefeld bieten die Fakultäten für Soziologie, Erziehungswissenschaft, Gesundheitswissenschaften sowie Psychologie und Sportwissenschaften unter organisatorischer Verantwortung der Fakultät für Soziologie, unterstützt durch das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), das Fach „Gender Studies – Interdisziplinäre Forschung und Anwendung“ als gemeinsamen, interdisziplinären Studiengang mit dem Abschluss „Master of Arts“ (M.A.) an. Am Lehrangebot beteiligen sich darüber hinaus die Fakultäten für Rechtswissenschaft, Geschichtswissenschaft, Literaturwissenschaft und Wirtschaftswissenschaft sowie der Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Bielefeld. Die Anwendungsorientierung des Vollzeitstudiengangs kommt besonders im umfassenden Modul „Angewandte Geschlechterforschung“ zum Tragen, aber auch in den thematischen Hauptmodulen wird immer wieder der Bezug zwischen wissenschaftlichen Theorien und empirischen Forschungsergebnissen und der potentiellen Berufspraxis von GeschlechterforscherInnen hergestellt. Neben den anwendungsorientierten Aspekten des Studiengangs besteht so ebenfalls die Möglichkeit, sich auf die Forschung zu spezialisieren. Im Mittelpunkt des Studienangebots stehen disziplinübergreifende Theorien, Methoden und Erkenntnisse der Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung. Die Studierenden lernen die Geschlechterforschung also als ein inter- und transdisziplinäres Fach kennen.

Die anstehende Reakkreditierung gab den Anlass, den Studiengang in seiner bisherigen Form einer grundlegenden Evaluation zu unterziehen und ausführliche Gespräche mit seinen Beteiligten der verschiedenen Statusgruppen zu führen. Auf Basis der so zusammengetragenen, zahlreichen Anregungen, aber auch durch neue Vorgaben der Kultusministerkonferenz und Masterprüfungsordnung entstand ein aktualisiertes und erweitertes Konzept der Studiengangsstruktur mit vielen Neuerungen. Zentrale Anliegen dabei waren die Interdisziplinarität des Studiengangs systematischer in das Curriculum einzuschreiben und durch entsprechende Lehrformen zu vermitteln, die unterschiedlichen fachlichen Vorbildungen und beruflichen Perspektiven der Studierenden stärker in Rechnung zu stellen und die Anteile des angeleiteten Selbststudiums zu erhöhen und damit die Eigenverantwortung der Studierenden bei der Gestaltung ihres Studiums und ihrer fachlichen Qualifikation für die Anforderungen verschiedener Berufsfelder zu fördern.

Das neue Modell der Bielefelder Gender Studies ist seit dem Wintersemester (2013/14) im Einsatz. So steht den Studierenden nun ein attraktives, neues Studienangebot zur Verfügung, das nach Einschätzung der beauftragten Agentur AQAS „den internationalen Standards“ entspricht. Zukünftig möchte die Studiengangsleitung, Prof.

Dr. Tomke König (Fakultät für Soziologie), die Interdisziplinarität noch systematischer in der Lehre verankern (maßgeblich durch Co-Teaching und Co-Learning), die Bereiche Internationalisierung und Forschungsorientierung ausbauen sowie ein Absolvent_innennetzwerk einrichten. Bei der Begehung des Studiengangs wurde sehr deutlich, dass das ambitionierte Konzept des Studiengangs nur interdisziplinär realisiert werden kann und die Frage nach den Ressourcen von großer Bedeutung ist. Die Frist bis zur nächsten Reakkreditierung der Bielefelder Gender Studies beträgt sieben Jahre. Das sind drei Jahre mehr als in der Periode, die nun zu Ende geht, und die mit den Herausforderungen der Studiengangsleitung, der Umsetzung und permanenten Arbeit am neuen Studiengangskonzept und der stetig steigende Nachfrage nach Geschlechterforschung sicherlich nicht zu lang wird.

Susanne Richter

Fakultät für Soziologie

Universität Bielefeld

susanne.richter@uni-bielefeld.de

AN(N)O 2015. Aktuelle Normative Orientierungen, Geschlechteridentitäten und Berufswahlentscheidungen junger Frauen

Trotz Angleichungen im Bereich der Erwerbsorientierung und des Bildungsniveaus von Frauen und Männern folgt die Berufswahl nach wie vor weitgehend der Logik der Zweigeschlechtlichkeit, ist der Ausbildungs- und Arbeitsmarkt in Frauen- und Männerberufe bzw. in weiblich und männlich codierte Studienfächer segregiert (vgl. Bundesagentur für Arbeit 2012; Heintz [u.a.] 1997). Um die geschlechtliche Segregation von Berufen und Studienfächern verstehen zu können, gilt es einerseits aus *subjektorientierter* Perspektive die Ebene der sozialen Handlungen zu berücksichtigen und die Aufmerksamkeit auf das „Wie“ alltäglicher Zuschreibungs-, Wahrnehmungs- und Darstellungsroutinen zu lenken. Andererseits interessieren aus *symbolischer* Perspektive normative Orientierungsmuster und Anforderungen, mit denen junge Menschen im Rahmen ihrer Berufs- und Lebensplanungen konfrontiert sind und auf die von ihnen Bezug genommen werden muss. Insofern mit Judith Butler (2002; 2009) davon ausgegangen werden kann, dass die Konstituierung von Subjekten nicht unabhängig von der Relevanz gesellschaftlicher Normen zu denken sei, stellt folglich auch der Vorgang der Berufs- oder der Lebensplanung „keine radikale Wahl und kein radikales Projekt dar, das auf eine bloß individuelle Entscheidung zurückgeht“ (Butler 2002: 313). Vielmehr weisen diese Wahlen immer auch „zeitliche und kollektive Dimensionen“ (ebd.) auf. Normen wirken also „innerhalb sozialer Praktiken als impliziter Standard der Normalisierung“ (ebd.: 73), insofern sich in ihnen wirkmächtige Vorstellungen darüber transportieren, was als aner kennenswertes weibliches oder männliches Lebensmodell oder als „normaler“ Beruf einer Frau oder eines Mannes gilt. Normen sind nach Butler immer auch Bedingungen, unter denen sich Anerkennung vollziehen kann. Daher stellt sich u.a. die Frage, welche Normen immer wieder zitiert werden müssen, um „erkennbare und anerkannte Subjekte“ (Fritzsche 2012: 191) in bestimmten Berufsfeldern zu bleiben.

Vor diesem Hintergrund interessiert sich das an der Fachhochschule Kiel verortete Forschungsprojekt „AN(N)O 2015“¹ für die alltäglichen Kämpfe und Konflikte von jungen Frauen und Männern um adäquate bzw. „intelligible“ (Butler 1991: 38) Positionierungen im Feld normativer Diskurse zu Beruf und Geschlecht. Nur in Kenntnis dieser normativen Orientierungen – so die Ausgangsthese – kann eine Erweiterung und Vervielfältigung der Berufsorientierungen und der Lebensplanungen von jungen Frauen und Männern erfolgen. Wenn berufliche Identitätsentwürfe, wie Butler schreibt „von Normen konstituiert werde[n]“, muss erforscht werden, „wie diese Konstituierung erfolgt“ (Butler 2009: 31).

Methodisches Vorgehen

Im Rahmen der qualitativ angelegten Studie AN(N)O 2015 sind bundesweit 16 Gruppendiskussionen zu Zukunftsentwürfen und Berufsvorstellungen mit Schüler_innen im Alter von 14 bis 19 Jahren in geschlechtshomogenen sowie -heterogenen Gruppen an Schulen mit gymnasialer Oberstufe in den Bundesländern Thüringen, Hamburg, Nordrhein-Westfalen und Schleswig-Holstein durchgeführt worden.² Mit der Dokumentarischen Methode, die in der Tradition der Wissenssoziologie nach Karl

1 „ANNO 2015 - Aktuelle normative Orientierungen, Geschlechteridentitäten und Berufswahlentscheidungen junger Frauen“ wird aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und aus dem Europäischen Sozialfonds der Europäischen Union für eine Laufzeit von 2011 – 2014 gefördert.

2 Ergänzt wurden die Gruppendiskussionen durch Interviews mit Studentinnen, die sich für ein technisches Studienfach entschieden haben.

Mannheim steht, geht es um die Analyse „kollektiver Orientierungsmuster“ (Bohnsack 2000: 376), die von den Schüler_innen in Bezug auf ihre Berufsplanung miteinander ausgehandelt werden. Mit Bezug auf Butler wird berücksichtigt, dass die Jugendlichen in den Gruppendiskussionen immer auch auf geteiltes (Alltags-)Wissen zurückgreifen, das nie losgelöst von vorgängigen, kollektiv geteilten Normen und wirkmächtigen Anrufungen zu betrachten ist.

Empirische Einblicke

Inwiefern normative Orientierungen im Zuge der Berufs- und Lebensplanungen junger Frauen relevant werden und von diesen bearbeitet werden (müssen), wurde in der Arbeitsgruppe „Rollenbilder – Studien- und Berufswahl“ im Rahmen des Workshops „Dimension: Geschlecht, Vereinbarkeit“ des Ministeriums für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen mit Bezug auf zwei Sequenzen aus den im Forschungsprojekt durchgeführten Gruppendiskussionen verdeutlicht.

Normative Geschlechtersymbolik von Berufen

Im Zuge der Gruppendiskussionen werden von den jungen Frauen spätere Berufswünsche thematisiert. Dabei werden auch immer wieder bestimmte spätere Berufsfelder für den eigenen Lebensentwurf ausgeschlossen:

Pia: Ich find's voll witzig, ich hab also öfter diese Tests gemacht, auch so etwas umfangreichere Berufswahltests und da kamen IMMER technische Berufe bei raus. Ich weiß nicht, ob das auch so en Wink mit dem Zaunpfahl ist, einfach von den Unis, dass die sich nach Frauen in technischen Berufen sehnen. Ich weiß es nicht.

((mehrere lachen))

Pia: Aber, ähm, ich hab, also ich find, also ich kann mir jetzt gar nicht vorstellen, aber zum Beispiel was ich auch mitkriege, zum Beispiel mein Freund studiert Ingenieurinformatik und da sind auch im ganzen Studien-, Studiengang zwei Frauen, glaub ich, ne, und das sind auch so richtige Mannsweiber, also ...

((mehrere lachen))

Nesrin: Boah.

((mehrere lachen))

Pia: das sind auch nicht, wo man, wo man sich vorstellen kann, okay, das könnte jetzt jedes Mädchen einfach so machen, ne. Und, also obwohl, ich weiß nicht, es würd mich einfach nicht interessieren.

Der kurze Ausschnitt aus einer Gruppendiskussion verdeutlicht die nach wie vor bestehende männliche Codierung von technischen Berufen. Mit der Vermutung, dass die Unis „*sich nach Frauen in technischen Berufen sehnen*“ verdeutlicht Pia zum einen ihr Wissen darum, dass ein technisch ausgerichtetes Studienfach zumeist von Männern gewählt wird. Darüber hinaus verweist ihre Aussage aber auch auf ein Wissen um gesellschaftliche Anrufungsprozesse, im Zuge derer um junge Frauen in den MINT-Fächern geworben wird. Pia selber kann sich einen technischen Beruf, obwohl ihr eine solche Wahl durch umfangreiche Tests nahegelegt wurde, nicht vorstellen („*also ich find, also ich kann mir jetzt gar nicht vorstellen*“). In ihren nachfolgenden Erklärungen, warum sie sich das nicht vorstellen kann, artikuliert sich ein Wissen darüber, dass Frauen in der Informatik sowohl von der statistischen Norm als auch von der Geschlechternorm

abweichen. Mit Rückgriff auf die Erzählungen ihres Freundes weiß sie, dass dort nur zwei Frauen studieren und diese dann auch noch „so richtige Mannsweiber“ seien. Durch die Wahl des Begriffes „Mannsweiber“ macht Pia deutlich, dass für sie die Frauen, die Ingenieurinformatik studieren, nicht den normativen Vorstellungen von Weiblichkeit entsprechen. Die Frauen in dem Studiengang scheinen nicht entsprechend der (weiblichen) Geschlechternorm zu agieren und dadurch nicht eindeutig mehr als Frauen (an-)erkannt werden zu können. Verständlich wird mit dieser Argumentation ihre Skepsis gegenüber der Wahl eines solchen Studienfachs, könnte eine solche Wahl doch sowohl bedeuten, eine statistische Ausnahme zu sein, als auch gängigen Normen von Weiblichkeit nicht mehr zu entsprechen, bzw. die (An-)Erkennbarkeit als Frau einzubüßen. Abgeschlossen wird ihre Argumentation dann aber mit dem Verweis auf das eigene fehlende Interesse an dem Studiengang („Und, also obwohl, ich weiß nicht, es würd mich einfach nicht interessieren“). Obwohl zuvor auf die Relevanz von Geschlechterordnungen und die Macht von Geschlechternormen verwiesen wurde, werden die Normen nicht als Grund angegeben, vielmehr fungiert nun das individuelle Nicht-Interesse als legitimerer und geschlechtsneutraler Begründungszusammenhang für die Verwerfung technischer Berufswahloptionen.

Normative Anforderungen an die Vereinbarkeit von Kindern und Beruf

Weitere normative Anforderungen an die jungen Frauen werden in den Gruppendiskussionen im Bereich „Vereinbarkeit von Kindern und Beruf“ erkennbar:

Elisa: Ich stell mir eigentlich auch mehr so die Frage, ähm, so, wenn ich mich jetzt dazu entscheide, Kinder zu bekommen, wozu schlag ich dann überhaupt diesen komplizierten Weg mit erst so lange Schule und dann Studium und so weiter, wozu schlag ich das alles ein, wenn ich nachher am Ende sowieso da steh und mit Anfang, Mitte 30 Hausfrau und Mutter bin.

Senna: Du kannst trotzdem noch arbeiten. Du kannst ja, meine Eltern arbeiten auch beide.

Elisa: Aber wenn ich jetzt den Beruf einschlage, den ich, äh, ja, in Erwägung ziehe, einzuschlagen und so

Aline: Dann setzt du ein Jahr aus und dann kommt das Kind in den Kindergarten oder Tageskita.

Senna: Oder, oder der Papa passt drauf auf. Oder dann hast du einen Hausmann zu Hause.

Elisa: Also für mich gehört der Mann sowieso schon mal nicht nach Hause. Aber da können wir uns auch noch drüber streiten. Also da ((mehrere lachen))

Senna: Ja oder dann guck mal, dann verdienst du viel Geld, dann kannst du dir 'ne, 'ne Nanny leisten, die dann auf dein Kind aufpasst.

Gesa: Aber tut es dann einem Kind gut nur mit Nanny aufzuwachsen?

Elisa: Ja eben. Also...

Hanna: Aber, aber warum hab ich sonst Kinder in die Welt gesetzt, wenn ich die Erziehung von meinen Kindern auch anderen überlasse.

Aline: Man kann ja auch halbtags arbeiten.

Elisa: Ja ist halt, ja, das ist in manchen Berufen aber einfach, einfach schwierig.

Hanna: Aber in manchen Berufen ist es halt nicht möglich.

In dieser Sequenz wird deutlich, dass die Orientierungsrahmen, innerhalb derer die jungen Frauen ihre Berufswünsche verhandeln durch Anforderungen der Vereinbarkeit von Kindern und Beruf abgesteckt sind. So zeigt sich in der Diskussion eine klare Doppelorientierung der jungen Frauen in Bezug auf Familie und Beruf. Gleichzeitig wird die Anforderung, beides vereinbaren zu können, von den jungen Frauen als in ihrer primären Verantwortung liegend gesehen (vgl. Diezinger 2008). Die jungen Frauen aktualisieren damit ein kollektives Wissen um Geschlechternormen. Diese Normen zeitigen ihre Wirkmacht in den Berufs- und Lebensplanungsprozessen, insofern die eigenen Möglichkeiten und Wahlen entlang der normativen Orientierung am Modell der weiblichen Doppelorientierung und Doppelverantwortung entwickelt werden. Zwar werden diese Normen auch in Frage gestellt – so z.B. durch Senna, die den Vorschlag macht, dass Elisa doch auch „*einen Hausmann zu Hause*“ haben könne – dennoch erweisen sich diese Infragestellung immer als das „Andere“ der Norm. Darüber hinaus zeigt sich in der Sequenz, dass Berufswahlplanungen nicht isoliert erfolgen, sondern in und mit diesen vielfältigen weiteren normativen Anforderungen – in diesem Beispiel in Bezug auf Mutterschaft – bedacht, bearbeitet und auch eingeplant werden müssen. So verweben sich die Anforderungen an eine gelungene Berufswahl mit den normativen Anforderungen an gute Mutterschaft. Die Mädchen verhandeln miteinander, welche Formen von Mutterschaft legitim bzw. intelligibel sind (*ein Jahr aussetzen, Kindergarten, Tageskita, Nanny, halbtags arbeiten etc.*). So wird der Beruf auch danach ausgewählt, ob dieser später ein anerkanntes Modell von Mutterschaft ermöglicht, ob man beispielsweise auch „*halbtags arbeiten*“ oder sich „*eine Nanny leisten*“ kann.

Ausblick

Die ausgewählten Datensequenzen zeigen exemplarisch auf, mit welcher vielfältigen normativen – und durchaus widersprüchlichen – Anforderungen in Bezug auf Mutterschaft, Weiblichkeit, Vereinbarkeit und auch Körperlichkeit sich junge Frauen im Zuge ihrer Lebensplanungen und Berufswahlentscheidungen auseinandersetzen müssen. Es zeigt sich, dass die Berufswahlentscheidungen nicht losgelöst von der Verhandlung weiterer identitärer Rollen und Subjektpositionen, wie die Rolle als Frau, Familiengründer_in oder Mutter erfolgen. Im Rahmen der Berufswahlprozesse erweisen sich mithin zusätzliche Anforderungen als evident, die von den Subjekten unter ethischen und normativen Gesichtspunkten hin bedacht und bearbeitet werden müssen. Für Mark Savickas et al. (2009: 242) geht es in Berufsberatungsprozessen deshalb auch weniger darum, dass Entscheidungen getroffen werden, als dass Bedeutungen konstruiert, kohärente Erzählungen und Imaginationen von sich durch Abwägung der unterschiedlichen Rollen und Positionen entwickelt werden. Eine solche Beratung würde sich dementsprechend auch nicht mehr als Berufsberatung, sondern vielmehr als Lebensplan-Beratung verstehen, durch die die Subjekte unterstützt werden, die für sie relevanten Lebens-Rollen und Normen im Rahmen ihrer Berufsplanungen in Betracht zu ziehen und in Beziehung zu setzen (ebd.: 245). Dabei kann und darf die Bedeutung geschlechtlicher Normen – so zeigen es auch die ausgewählten Sequenzen – nicht unterschätzt werden, ganz im Gegenteil muss die Diskussion und Reflexion dieser Normen und Bilder einen zentralen Raum erhalten.

Literatur

- Bohnsack, R. 2000. Gruppendiskussion. In: Flick, U.; von Kardorff, E. und I. Steinke (Hg.). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt. 369-384.
- Bundesagentur für Arbeit. 2012. Studienfachwahl - typisch Frau, typisch Mann? Internetquelle: <http://www.studienwahl.de/de/orientieren/frau-im-studium.htm> (letzter Zugriff: 10.3.2013).
- Butler, J. 2009. *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, J. 2003. *Kritik der ethischen Gewalt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, J. 2002. Performative Akte und Geschlechterkonstitution. *Phänomenologie und feministische Theorie*. In: Wirth, U. (Hg.). *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. 301-320.
- Butler, J. 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Diezinger, A. 2008. Alltägliche Lebensführung: Die Eigenlogik alltäglichen Handelns. In: Becker, R. und B. Kortendiek (Hg.). *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. 2. Erw., aktual. Aufl. Wiesbaden: VS. 221-226.
- Fritzsche, B. 2012. Subjektivationsprozesse in Domänen des Sagens und Zeigens. Butlers Theorie als Inspiration für qualitative Untersuchungen des Heranwachsens von Kindern und Jugendlichen. In: Ricken, N. und N. Balzer (Hg.): *Pädagogische Lektüren Judith Butlers*. Wiesbaden: VS. 181-205.
- Heintz, B. [u.a.]. 1997. *Ungleich unter gleichen. Studien zur geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarktes*. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Savickas, M. [u.a.]. 2009. Life designing: A paradigm for career construction in the 21st century. In: *Journal of Vocational Behavior*. 75. 239-250.

Prof. Dr. Melanie Plößer

Fachbereich Sozialwesen
Fachhochschule Bielefeld
Melanie.ploesser@fh-bielefeld.de

Prof. Dr. Christiane Micus-Loos

Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit
Fachhochschule Kiel
christiane.micus-loos@fh-kiel.de

Ulrike Struwe

Rollenbilder in der Studien- und Berufswahl. Frauen für MINT gewinnen

Nach wie vor ist der Arbeitsmarkt nach Geschlecht segregiert. Frauen wählen bevorzugt Berufe im Dienstleistungs- und im kaufmännischen Bereich, Männer oftmals gewerblich-technische Berufe. In den zehn am häufigsten gewählten Ausbildungsberufen von jungen Frauen liegen Dienstleistungs- und Gesundheitsberufe neben Verwaltungs- und Büroberufen an vorderster Stelle. Spitzenreiter bei den weiblichen Ausbildungsanfängerinnen ist die Verkäuferin (16.209 Neuabschlüsse in 2012), gefolgt von der Kauffrau im Einzelhandel (14.925 Neuabschlüsse), der Bürokauffrau (14.604 Neuabschlüsse) und der Medizinischen Fachangestellten (14.163 Neuabschlüsse). Auf Platz 1 steht bei den männlichen Auszubildenden der Kfz-Mechatroniker (19.320 Neuabschlüsse in 2012), gefolgt vom Industriemechaniker (13.488 Neuabschlüsse) und dem Einzelhandelskaufmann (12.363 Neuabschlüsse). Während beim Einzelhandelskaufmann/der Einzelhandelskauffrau ein relativ ausgeglichenes Geschlechterverhältnis vorherrscht, sind beispielsweise hohe Geschlechterkonzentrationen bei den Kfz-Mechatronikern/Kfz-Mechatronikerinnen mit einem Männeranteil von ca. 98 Prozent oder den Medizinischen Fachangestellten mit einem Männeranteil von nur ca. 1 Prozent festzustellen (Berufsbildungsbericht 2013). Quantitativ unterrepräsentiert sind Männer in Dienstleistungsberufen, insbesondere im Erziehungs-, Pflege-, und Gesundheitswesen sowie im Verwaltungsbereich. Bundesweit lag der Anteil männlicher Mitarbeiter im pädagogischen Bereich der Kindertagesstätten bei 3,8 Prozent, und hier sind männliche Praktikanten, Absolventen eines freiwilligen sozialen Jahres sowie Zivildienstleistende und ABM-Kräfte mit einem Anteil von insgesamt 0,6 Prozent bereits mitgezählt (Koordinationsstelle Männer in Kitas 2014).

Auch im Studium zeigt sich, dass – abgesehen von der Betriebswirtschaftslehre, die bei Frauen und Männern gleichermaßen beliebt ist – Frauen andere Studiengänge wählen als Männer. Folgen bei den Männern nach der auf Platz 1 der beliebtesten Studiengänge gelegenen BWL direkt Maschinenbau, Informatik und Elektrotechnik, sind es bei den Frauen (auch hier liegt BWL auf Platz 1) Germanistik, Medizin, Jura und Pädagogik. Dennoch zeigt ein Blick in die Statistik, dass gerade im Bereich der technisch-naturwissenschaftlichen Fächer die Gesamtzahl von Frauen in den letzten Jahren stetig angestiegen ist.

Im Studienjahr 2012 entschlossen sich 35.716 Studienanfängerinnen für ein Studium in der Fächergruppe Ingenieurwissenschaften. Das sind 2.538 mehr als 2011 (33.178) und stellt einen Anstieg um 7,6 Prozent dar. Der Anteil der Studienanfängerinnen erhöhte sich zwischen 2011 und 2012 von 21,2 Prozent auf 23,0 Prozent. Somit nehmen 2012 sowohl von der Anzahl als auch vom Anteil her so viele Frauen wie nie zuvor ein Studium der Ingenieurwissenschaften auf. Auch in der Fächergruppe Mathematik und Naturwissenschaften steigt die Zahl der Studienanfängerinnen im 1. Fachsemester stetig an. Im Studienjahr 2012 entschlossen sich 58.115 Studienanfängerinnen für ein Studium in dieser Fächergruppe. Ihre Anzahl stieg damit im Studienjahr 2012 im Vergleich zu 2011 um 7,6 Prozent (+4.118) (vgl. Statistisches Bundesamt 2013 und Berechnungen der Geschäftsstelle von „Komm, mach MINT.“ 2013). Diesen Trend gilt es mit zielgerichteten Angeboten und Maßnahmen weiter auszubauen.

Gründe für die eingeschränkte Berufswahl von Frauen und Männern

Mit einer Vielzahl von Studien, Modellprojekten, Untersuchungen und Expertisen wurde und wird der Frage nachgegangen, welche Barrieren für den geringen Anteil von Frauen in Technik und Naturwissenschaften verantwortlich sind und wie diesen effektiv

begegnet werden kann. Nissen et al. zeigen für die gewerblich-technische Ausbildung von Mädchen eine differenzierte Analyse dieser Mechanismen auf und zeichnen nach, dass der Berufswunsch nicht die Formulierung eines Wunschberufs, sondern ein Kompromiss ist, ein Konstrukt, mit dem das Ergebnis gesellschaftlicher Zwänge als subjektives gewolltes Produkt verarbeitet wird (vgl. Nissen et al. 2003). In Schuster et al. werden die wichtigsten Einflussfaktoren, die das Berufswahlverhalten von jungen Frauen beeinflussen, systematisch dargestellt und in die drei Bereiche strukturelle Determinanten (sozio-ökonomische Einflussfaktoren), symbolische Determinanten (kulturelle Geschlechterstereotype) und individuelle Determinanten (biografische Erfahrungshintergründe) gegliedert. Zudem werden Projekte, mit denen versucht wird, die genannten Determinanten zu beeinflussen, analysiert und vergleichend einander gegenüber gestellt. Dadurch können Möglichkeiten und Grenzen der einzelnen Projektformen herausgearbeitet werden (vgl. Schuster et al. 2004).

Angesichts der seit langem bestehenden Beharrungstendenzen der Jugendlichen bei der Einmündung in einen Beruf stellt sich insbesondere die Frage nach dem Einfluss der unterschiedlichen Institutionen und Akteursgruppen. Lins et al. kommen zu dem Ergebnis, dass das geschlechtstypische Berufswahlverhalten ursächlich durch die technische Sozialisation von Jungen und Mädchen, die sogenannten „Gatekeepers“ – Eltern, Lehrkräfte, Peers etc., die Systeme der Aus- und Weiterbildung sowie die Darstellung von Technik im öffentlichen Raum bestimmt wird. Diese üben Einfluss auf die Selbsteinschätzung junger Menschen aus und bestimmen darüber, ob sie technische Berufe in Betracht ziehen (Lins et al. 2008). Auch Struwe rekurriert auf die Bedeutung von Eltern, Schule, Peergruppen als wesentliche Informationsquellen für die Berufsorientierung. Weitreichende Bedeutung haben aber auch die Berufsberatung und das Internet. Dabei könne gerade das Internet für Frauen bei der Entscheidung für einen technischen Beruf unterstützend wirken, da es Informationen unvoreingenommen bereithalte (vgl. Struwe 2010).

Warum mehr Frauen für MINT gewinnen?

Frauen für MINT-Berufe – Berufe in den Bereichen Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik – zu gewinnen, ist aus drei Gründen von zentraler Bedeutung. Aus arbeitsmarktpolitischer Perspektive ist die Fachkräftesicherung wesentlich: Deutschland als Hochtechnologiestandort ist auf gut ausgebildete MINT-Nachwuchskräfte angewiesen. Aufgrund der demografischen Entwicklung wird die Zahl der in den Arbeitsmarkt eintretenden jungen Menschen in den kommenden Jahren jedoch weiter sinken. Gleichzeitig wird das Ausscheiden vieler heute noch erwerbstätiger MINT-Beschäftigter zu einem erhöhten Ersatzbedarf führen und technische Entwicklungen, wie beispielsweise im Bereich der Elektromobilität oder der erneuerbaren Energien, lassen einen zusätzlichen Bedarf an MINT-Fachkräften erwarten. Junge Frauen bringen mit ihren guten schulischen Leistungen und ihrem breiten Interessensspektrum wichtige Voraussetzungen mit, um verstärkt in die MINT-Berufe einzusteigen. Zweitens bedeutet die stärkere Einbindung von Frauen in technisch-naturwissenschaftlichen Feldern den Einbezug von Vielfalt in Unternehmen, Forschungseinrichtungen und Hochschulen. Durch die Einbindung des „anderen“ Blickwinkels von Frauen ist von einer Ausweitung neuer Ideen auszugehen, die für die erfolgreiche Entwicklung und Vermarktung von Produkten und Dienstleistungen sowie die angewandte Forschung von Bedeutung sind. Drittens ist die stärkere Einbeziehung von Frauen in naturwissenschaftliche und

technische Berufe aus Gründen der Chancengerechtigkeit erforderlich. Unabhängig von geschlechtlich bedingten Rollenerwartungen sollen Frauen und Männer Berufe nach Eignung und Neigung wählen können. Nur so können sich Talente entwickeln und unterschiedliche Sichtweisen und Denkansätze in allen Berufssparten angemessenen Eingang finden.

„Komm, mach MINT.“ – der Nationale Pakt für Frauen in MINT-Berufen

Um die bereits existierenden Angebote zur Erweiterung des Berufswahlspektrums junger Frauen zu bündeln, öffentlich sichtbar zu machen und die dahinterstehenden Akteurinnen und Akteure zu vernetzen, wurde 2008 der Nationale Pakt für Frauen in MINT-Berufen „Komm, mach MINT.“ auf Initiative des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Rahmen der Qualifizierungsinitiative „Aufstieg durch Bildung“ ins Leben gerufen. Seitdem hat sich „Komm, mach MINT.“ zu einer bundesweit wichtigen Aktionsplattform entwickelt. Grundlage hierfür ist ein starkes Bündnis aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Sozialpartnern, Verbänden und Medien, das mittlerweile über 180 Partner (Stand Februar 2014) umfasst. Gemeinsam mit seinen Partnern will der Pakt

- ein realistisches Bild der ingenieur- und naturwissenschaftlichen Berufe vermitteln und die Chancen für Frauen in diesen Feldern aufzeigen,
- junge Frauen für naturwissenschaftlich-technische Studiengänge begeistern,
- Hochschulabsolventinnen für Karrieren in technischen Unternehmen und Forschungseinrichtungen gewinnen.

Dementsprechend bietet die Initiative gerade Mädchen und jungen Frauen ein breites Angebot, um Vorurteile abzubauen und MINT auf vielfältige Art und Weise kennenzulernen. Knotenpunkt aller Aktivitäten ist die Website www.komm-mach-mint.de.

Vielen Mädchen und junge Frauen sind MINT-Berufe als berufliche Optionen wenig bewusst, da diese weder im täglichen Leben noch in den Medien präsent sind. Vorherrschende Vorstellungen von MINT-Berufen sind geprägt von dem Bild, dass es sich bei diesen um wenig kommunikative Berufe handelt, die zudem für Frauen nicht geeignet sind. Diese Vorstellungen werden durch Medien wie Fernsehen, Print-Darstellungen in Broschüren, Zeitschriften und Zeitungen weiter genährt, da darin überwiegend Männer in technischen Berufen dargestellt werden. Um mehr Frauen auf MINT-Studiengänge und Berufe aufmerksam zu machen, gilt es, die Darstellung männlicher Akteure in jenen Feldern zu durchbrechen. Dies erfolgt im Rahmen von „Komm, mach MINT.“ auf unterschiedliche Weise über Role-Models, aber auch über praktische Selbsterfahrungen und über die Vermittlung in unterschiedlichsten Medien, denn laut Nissen et al. vermag die Vorbildfunktion technisch kompetenter Frauen sowie die aktive Erfahrung eigener technischer Fähigkeiten das technikkompetente Selbstbild junger Frauen zu stärken (vgl. Nissen et al. 2003).

Um die Vielfalt von MINT-Berufen aufzuzeigen, informiert das Projekt junge Frauen bundesweit auf Messen und Veranstaltungen über MINT-Berufe und lädt sie mit naturwissenschaftlich-technischen Experimenten dazu ein, Selbsterfahrungen in diesem Bereich zu sammeln. Zudem bekommen die jungen Frauen die Gelegenheit, mit weiblichen Role Models in Kontakt zu kommen, die von ihren persönlichen Erfahrungen in MINT-Berufsfeldern berichten. Für junge Frauen ist es von besonderer Bedeutung von weiblichen Auszubildenden, Studentinnen oder Ingenieurinnen zu erfahren, wie sie ihren beruflichen Alltag meistern. Dadurch erhalten sie Identifikationsmöglichkeiten, die einen Einstieg in einen MINT-Beruf erleichtern. „Komm, mach MINT.“ bietet

diese Möglichkeiten und stellt zudem Informationsbroschüren bereit. Über Podcasts auf www.komm-mach-mint.de lernen junge Frauen eine Auswahl von Studiengängen und Berufsfeldern kennen und erleben Frauen in diesen männerdominierten Bereichen. Auf diese Weise wird die männliche Dominanz in diesen Berufs- und Studienfelder durchbrochen und MINT wird als Option für weibliche Berufswege vermittelt.

Nicht nur für die Berufs- und Studienentscheidung an sich, sind unterstützende Maßnahmen für Frauen in MINT erforderlich. Auch der Übergang vom Studium in den Beruf ist zu begleiten, da Frauen (60%) mit einer MINT-Ausbildung seltener als Männer (70%) in die Wirtschaft gehen (vgl. Haffner et al. 2006). Um jungen Frauen diese Wege aufzuzeigen und zu zeigen, dass sie mit einem Studiengang in einem männlich dominierten Fach dennoch nicht als Frau allein sind, wurde das Format „Meet.Me“ entwickelt. Auf dieser Veranstaltung lernen weibliche MINT-Nachwuchskräfte das „Komm, mach MINT“-Netzwerk der Paktpartner aus Unternehmen, Hochschulen, Verbänden und Organisationen kennen. An zwei Tagen haben die Teilnehmerinnen die Gelegenheit, im persönlichen Austausch ihre Karriereoptionen zu entwickeln und ihre beruflichen Ziele vor dem Hintergrund der Erwartungen und Angebote ganz unterschiedlicher Arbeitgeber zu überprüfen. Neben diesen zielgruppenspezifischen Angeboten, die sich direkt an junge Frauen wenden, ist die Vernetzung und Sichtbarmachung junger Frauen in MINT Ziel dieser Veranstaltung. „Komm, mach MINT.“ bietet der Zielgruppe der jungen Frauen somit eine Reihe von Möglichkeiten MINT kennenzulernen und diese als Berufe für Frauen zu erfahren.

Literatur

- Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) (Hg.). 2013. Berufsbildungsbericht 2013.
- Geschäftsstelle von „Komm, mach MINT.“. Daten und Fakten zu technisch-naturwissenschaftlichen Studienbereichen 2012 für Studienanfängerinnen und Studienanfänger und Absolventinnen und Absolventen. Internetquelle: <http://www.komm-mach-mint.de/Service/Daten-Fakten> (letzter Zugriff: 21.02.2014).
- Haffner, Y.; Könekamp, B. und B. Krais. 2006. Arbeitswelt in Bewegung. Chancengleichheit in technischen und naturwissenschaftlichen Berufen als Impuls für Unternehmen. Herausgegeben vom Bundesministerium für Bildung und Forschung.
- Koordinationsstelle „Männer in KITAS“: Berechnung männlicher Beschäftigter nach offiziellen Daten des Forschungsdatenzentrums der Länder im Amt für Statistik Berlin-Brandenburg. Statistik der Kinder- und Jugendhilfe Teil. III (Statistik der Kinder und tätigen Personen in Tageseinrichtungen) 2012. Internetquelle: <http://www.koordination-maennerinkitas.de/forschung/mehr/> (letzter Zugriff: 21.02.2014).
- Lins, C.; Mellies, S. und B. Schwarze. 2008. Frauen in der technischen Bildung – Die Top-Ressource für die Zukunft. In: Buhr, R. und E.A. Hartmann. (Hg.). Technische Bildung für Alle. Ein vernachlässigtes Schlüsselement der Innovationspolitik. Berlin: VDI/VDE Innovation + Technik GmbH. 257 – 328.
- Nissen, U.; Keddi, B. und P. Pfeil. 2003. Berufsfindungsprozesse von Mädchen und jungen Frauen. Erklärungsansätze und empirische Befunde. Opladen: Leske + Budrich.
- Schuster, M.; Sülzle, A.; Winker, G. und A. Wolffram. 2004. Neue Wege in Technik und Naturwissenschaften. Zum Berufswahlverhalten von Mädchen und jungen

- Frauen. Studie im Auftrag des Wirtschaftsministeriums Baden-Württemberg. Stuttgart.
- Statistisches Bundesamt (Hg.). 2013. Studierende an Hochschulen. Fachserie 11, Reihe 4.1. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.
- Struwe, U. 2010. Berufsorientierung im Spannungsfeld von Information und Beratung. Eine interaktions- und kommunikationstheoretische Perspektive auf die Berufsorientierung technisch interessierter Jugendlicher. Opladen. Budrich UniPress.

Dr. Ulrike Struwe

Kompetenzzentrum Technik-Diversity-Chancengleichheit e.V.
Fachhochschule Bielefeld
struwe@kompetenzz.de

Birgitta Wrede & Ilona Pache

Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) 2014

Institutionalisierungsprozesse der Frauen- und Geschlechterforschung werden vom Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) nachhaltig durch das Engagement in den vielfältigen Netzwerken und Verbänden in diesem Wissenschaftsfeld vorangetrieben. Auch zum Aufbau und zur Entwicklung des Dachverbandes „Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum“ (KEG) hat das IFF maßgeblich beigetragen. Dr. Birgitta Wrede vom IFF ist langjährige Sprecherin und federführend bei den Aktivitäten der KEG, insbesondere bei der Organisation der regelmäßig stattfindenden Jahrestagungen.

Auf der diesjährigen Konferenz wurden erneut aktuelle Entwicklungen in den Gender Studies mit Fachkolleg_innen erörtert. An der Universität Paderborn trafen sich im Februar am Zentrum für Geschlechterstudien/ Gender Studies (ZG) mehr als 70 Geschlechterforscher_innen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zu einem Erfahrungsaustausch. In insgesamt sieben Arbeitsgruppen wurden in unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen Trends der Hochschulentwicklung in ihren Auswirkungen auf die Einrichtungen diskutiert sowie Strategien der Institutionalisierung reflektiert und analysiert.

Die AG 1 **Zentren für die Zukunft – Perspektiven der Verstetigung in Zeiten von Umbrüchen und Neuanfängen** – moderiert von Inga Nüthen (ZEFG, Freie Universität Berlin) und Dirk Schulz (GeStiK, Universität zu Köln) – fokussierte die Situation der Einrichtungen für Geschlechterforschung. Ausgangspunkt war die Frage, ob es trotz unterschiedlicher Rahmenbedingungen und Erfahrungen ähnliche Herausforderungen, Strategien und Perspektiven gibt. Obwohl sich die Wege der Institutionalisierung sowie die Strukturen der Zentren regional und über die Dekaden hinweg stark unterscheiden, stehen sie doch immer wieder vor ähnlichen Herausforderungen (Stichworte: Evaluation, Verstetigung, Zeit- und Rationalisierungsdruck). Helga Hauenschild (Koordinationsstelle Geschlechterforschung, Universität Göttingen), Birgitta Wrede (Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF), Universität Bielefeld), Britta Thege (Institut für Interdisziplinäre Genderforschung und Diversity, Fachhochschule Kiel) und Marianne Schmidbaur (Cornelia Goethe Centrum (CGC), Universität Frankfurt/Main) diskutierten über die aktuelle Situation, strukturelle Umbrüche, Aufgabe und Rollen der jeweiligen Zentren innerhalb der Hochschule und gaben einen Ausblick auf deren Zukunft.

Insbesondere die allgemeinen Bedingungen einer ökonomisierten Hochschullandschaft machen die Verstetigung zentraler Einrichtungen der Geschlechterforschung ähnlich relevant. Gerade im Kontext einer Finanzierungssituation, die immer mehr dauerhafte Aufgaben zugunsten kurzfristiger Projekte aufgibt, ist die Frage nach der Verstetigung besonders wichtig. Neben den strukturellen Bedingungen ist auch immer wieder die Frage zu diskutieren: Was soll, muss und kann eine solche Einrichtung leisten? Welches sind ihre Aufgaben und welche strukturelle Organisation ist dafür optimal? Welche Rolle spielt dabei die lokale Situation? Ausgehend von einer gemeinsamen Bestandsaufnahme wurden Möglichkeiten und Strategien für eine Zukunft der Zentren diskutiert.

Die AG 2 **Entwicklung der Gender-Studiengänge** wurde moderiert von Helga Hauenschild (Georg-August-Universität Göttingen) und Ilona Pache (Humboldt-

Universität zu Berlin). Ein Schwerpunkt der AG war die Reflexion institutioneller Rahmenbedingungen und curricularer Ausrichtungen bei der Ersteinrichtung von Gender Studiengängen. Über den Stand der Entwicklung des BA-Nebenfachs an der Goethe-Universität Frankfurt referierte Marianne Schmidbaur (Goethe-Universität Frankfurt), zur Entwicklung des hochschulübergreifenden Masterstudiengangs Gender Studies „MGGM“ - Marburg-Gießen-Gender-Master sprach Barbara Grubner (Philipps Universität Marburg). Die Beiträge thematisierten verschiedene Strategien der Etablierung und Fragen zur Ausstattung mit den notwendigen Ressourcen.

Ein zweiter Schwerpunkt fokussierte die Studien- und Lehrerfahrungen in etablierten Studiengängen. Dabei standen Fragen der Qualitätsprüfung und -sicherung sowie Rahmenbedingungen und Ergebnisse der Reform der BA- und MA-Studiengänge im Vordergrund. Helga Hauenschild (Universität Göttingen) zeigte Bilanzen und Perspektiven der Göttinger Geschlechterforschung auf, bevor abschließend Ilona Pache (Berlin) zur Reform der BA- und MA-Gender-Studiengänge an der HU Berlin sprach. Diese Beiträge zeigten Erfolge in den etablierten Studiengängen auf, aber auch dass strukturelle und konzeptuelle Profilmerkmale der Gender Studies, wie Inter- und Transdisziplinarität, nach wie Besonderheiten im akademischen Betrieb und somit anhaltende Herausforderungen sind.

Mit der AG 3 **Gleichstellungspolitik, Frauenförderung und Geschlechterforschung an Kunst- und Musikuniversitäten bzw. Kunst- und Musikhochschulen** eröffneten Andrea Ellmeier (Universität für Musik und darstellende Kunst Wien), Alexander Fleischmann (Akademie der Bildenden Künste Wien) und Christa Brüstle (Kunstuniversität Graz) ein im Rahmen der KEG gänzlich neues Themenfeld. Schwerpunkt war die Diskussion der Anforderungen an die Hochschulen in diesem Bereich, die sich durch Implementierung von Gleichstellungsmaßnahmen, Frauenförderprogrammen sowie Geschlechterforschung/ Gender Studies ergeben. Sie stoßen im Kunst- und Musikbereich auf spezifische institutionelle und strukturelle, aber auch inhaltliche (fachliche) Vorbedingungen und Ausgangssituationen. Hier scheint insbesondere ein grundsätzliches Verständnis von Kunst oder Musik ausschlaggebend, das fach- bzw. institutionenspezifisch oft hegemoniale Züge trägt. Beide Aspekte spielen auch eine Rolle bei der jeweiligen Ausrichtung der Geschlechterforschung/ Gender Studies. Während an den Kunstuniversitäten eher ein innovatives Verständnis von Kunst und eine Aufgeschlossenheit gegenüber kulturwissenschaftlichen und interdisziplinären Arbeitsansätzen dazu führt, dass der Geschlechterforschung eher mit Offenheit begegnet wird, dieser auch produktiv, vor allem im Bereich der bildenden Künste, aufgenommen wird, zeigt sich an Musikuniversitäten hingegen häufig ein konservatives Verständnis von Musik und zugleich sind relativ traditionelle Arbeitsstrukturen grundlegend. Diese AG will aus dem Vergleich von Institutionen im deutschsprachigen Raum sowie zwischen Hochschulen unterschiedlicher künstlerischer Ausrichtung neue Aspekte in die hochschulpolitische Diskussion einbringen. Nicht zuletzt scheint auch das Thema künstlerische Forschung gerade für die Geschlechterforschung selbst wichtige Impulse liefern zu können.

Die AG 4 **Gender Studies goes online? Gender-Wissen im Netz** thematisierte unter der Moderation von Gabi Jähnert (Humboldt-Universität zu Berlin) die Möglichkeiten des web2.0 und der neuen Informationsmedien für die weitere Profilierung der

Gender Studies. Der Hintergrund für ein solches Panel liegt auf der Hand: Die wissenschaftlichen Kommunikationsstrukturen sowie die Anforderungen und Bedürfnisse in der Literaturrecherche und -bereitstellung haben sich in den zurückliegenden Jahren verändert. Wissenschaftliche Texte werden auch in den Gender Studies in Blogs und Internetforen bereitgestellt und diskutiert. Es gibt online-Zeitschriften, Gender-Wikis und Gender-Glossars. Unter Student_innen und auch Wissenschaftler_innen erfolgt die Erstinformation über neue Themen häufig über Wikipedia und Google. Die Akzeptanz für Open Access und für reine Online-Publikationen ist – wie in den Geistes- und Sozialwissenschaften insgesamt – jedoch immer noch gering. Die oftmals prekäre und doppelte Verankerung der Geschlechterforschung – innerhalb von Disziplinen und als interdisziplinäres Fach – bringt für die Literatursuche und -bereitstellung noch einmal besondere Herausforderungen mit sich.

Vor diesem Hintergrund stellte die AG exemplarisch einige dieser Projekte und Rechercheinstrumente vor und diente dem Erfahrungsaustausch über Herausforderungen in diesem Feld. Präsentiert wurden Online-Genderressourcen aus bibliothekarischer Sicht von Karin Aleksander (Humboldt-Universität zu Berlin), das Projekt Meta_Datenbank des i.d.a.-Dachverbandes von Marius Zierold (Humboldt-Universität zu Berlin), das onlinejournal Kultur und Geschlecht von Anja Michaelen (Ruhr-Universität Bochum), die Planungen für ein Gender-Fachrepositorium von Gabriele Jähnert (Humboldt-Universität zu Berlin) sowie das Gender-Glossar (www.gender-glossar.de) von Daniel Diegmann und Juliane Keitel (Universität Leipzig).

Auch mit der AG 5 **Verankerung der genderspezifischen Lehre in den Curricula am Beispiel Medizin** wurden von Anja Vervoorts (Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf), Ulrike Nachtschatt (Medizinische Universität Innsbruck) und Sandra Steinböck (Medizinische Universität Wien) ein für die KEG neues Feld eröffnet: die Erfahrungen bei der Verankerung von Genderaspekten in der Lehre an medizinischen Fakultäten. Ausgehend von einer Bestandsaufnahme der Gender Medizin an drei deutschsprachigen Universitäten wurde diskutiert, welche Rahmenbedingungen, welche Strategien und welche Qualitätsstandards notwendig sind, um die Verankerung der Gender Medizin in den Curricula voranzutreiben. Nach einleitenden Präsentationen fand ein Austausch von Ideen und Erfahrungen insbesondere zu zwei Themenfeldern statt: zum einen zum Genderbegriff in der Medizin sowie zu Strategien zur Vermeidung der Reduktion auf biologische Faktoren, zum anderen zu Evaluation und Qualität, Rahmenbedingungen, Vernetzung und notwendigen Stakeholdern.

Die AG 6 **Was heißt gender- und diversitygerechte Didaktik? (Forschungs-) Grundlagen, Umsetzung und kritische Praxisreflexion** wurde moderiert von Urte Böhm (Alice-Salomon-Hochschule Berlin), Daniela Marx (Georg-August-Universität Göttingen) und Sandra Smykalla (Fachhochschule Kiel). Zur Ausgangslage: Wie Gender- und Diversity-Ansätze in Studium und Lehre verankert werden können, wird derzeit bspw. im Kontext der Hochschuldidaktik und der Studiengangsentwicklung an vielen Hochschulen diskutiert und es ist ein regelrechter Boom an Maßnahmen in diesem Bereich zu verzeichnen. Insbesondere durch die Förderung im Rahmen des Qualitätspakts Lehre haben die hochschuldidaktischen Initiativen in diesem Bereich stark zugenommen und es sind neben Geschlechterforscher_innen und Gleichstellungsbeauftragten auch ganz neue Akteur_innen damit befasst. Es fällt auf, dass neue Akteurskonstellationen ent-

stehen, dass ein oft nur vages Verständnis von Diversität und Heterogenität zum Tragen kommt, das Verhältnis von Diversity und Gender unterbestimmt bleibt und schließlich, dass Erkenntnisse aus der Lehr-Lernforschung häufig OHNE Genderbezug als empirische Grundlage dienen.

Die AG ging vor diesem Hintergrund der Frage nach, was „gender- und diversitygerechte Lehre“ genau heißen kann und soll und auf welche Studien und Erkenntnisse der Gender Studies didaktische Maßnahmen zurückgreifen. Welche Forschungsperspektiven und -ergebnisse nutzen – und brauchen – die Akteur_innen in der Konzeption und Umsetzung gender- und diversitygerechter Didaktik und Lehre?

Auf der Basis eines umfassenden Diversitätsbegriffs mit intersektionaler Perspektive, welcher Heterogenität im Lehr-Lernverhalten ebenso in den Blick nimmt wie soziale Ungleichheitsverhältnisse, wurde im Sinne einer kritischen Praxisreflexion ausgelotet, welche Möglichkeiten der konkreten Umsetzung „gender- und diversitygerechte Lehre“ es in einzelnen Lehrveranstaltungen und in der Lehrplanung gibt. Hierbei wurde auch die Gefahr der Stereotypisierung und Reifizierung der Differenz reflektiert. Fragen, die sich hieraus ergeben, betreffen auch die Verankerung gender- und diversitygerechter Lehre in den Curricula: Welche Effekte haben additive bzw. Querschnittsangebote? Welche Qualitätskriterien gelten zudem für „gender- und diversitygerechte Lehre“? Sollten gar eigene Qualitätskriterien entwickelt werden?

In der AG 7 **Integratives Gendering in der Forschung** stellte Nele Bastian (Leuphana Universität Lüneburg) den an der Leuphana Universität entwickelten Ansatz zur Berücksichtigung von Gender-Diversity Aspekten im alltäglichen Prozess von Lehre, Forschung, Transfer, Organisations- und Personalentwicklung als ein Qualitäts- und Profilelement vor. Die Konzeptionierung und Realisierung des ‚integrativen Gendering‘ fokussierte sich zu Beginn auf die Integration von Geschlechterforschung in Studium und Lehre sowie auf Geschlechtergerechtigkeit und Chancengleichheit im Studienzugang und der Studienstruktur. Das Konzept erfuhr eine Erweiterung auf die Vielfaltsdimensionen des Diversitykonzeptes. Diversity wird seither nicht additiv zu Gender betrachtet, vielmehr bildet Diversity ein Spektrum, das verschiedene Vielfaltsdimensionen umfasst, welche jeweils in einer wechselseitigen Beziehung mit der Kategorie Gender verknüpft sind.

Nach einem kurzen Input wurde in einem methodisch aufbereiteten und strukturierten Diskussionssetting gearbeitet. Die AG diskutierte, wie die Integration von Geschlechterforschungsfragestellungen in die Breite der disziplinären Forschung zur Steigerung der Qualität von Forschung beitragen sowie dem Nachweis exzellenter Forschungsleistungen dienen kann. Es wurden Empfehlungen, Best Practice Beispiele, Strategien, Orte und Adressat_innen der Platzierung erörtert. Dabei wurden auch Effekte, Potenziale sowie Kooperationen des integrativen Gendering in der Forschung herausgearbeitet.

Zu allen AGs der KEG 2014 finden sich ausführliche Protokolle im Netz (Webadresse siehe unten). Mit Blick auf die nächste Jahrestagung der KEG 2015 wurden als mögliche Themen benannt:

- Gender Studies an Fachhochschulen: Neue Kooperationsmöglichkeiten
- Interdisziplinäre Netzwerke der Gender Studies auf nationalen und regionalen Ebenen

- Zentren im Kontext neuer Governancestrukturen (Hochschulentwicklung, Finanzierungskonzepte, Exzellenzinitiative, Parametersteuerung)
- Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung: Kooperationen und Konkurrenzen

Weiter fortgeführt werden sollen folgende AGs:

- Entwicklungen der Zentren für Gender Studies – zwischen Anpassung, Vermarktung und Selbstbehauptung (Normalisierung und Professionalisierung; eigene und strukturelle Kriterien und Qualitätsanforderungen)
- Entwicklungen der Gender Studies Studiengänge
- Gender Studies an Kunst- und Musikhochschulen
- Gender Studies in der Medizin
- Didaktiken der Gender Studies

Initiativen zur Ausgestaltung dieser oder anderer AGs sind herzlich willkommen! Bezüglich Ort und Zeitpunkt der KEG 2015 wurde wieder die Koppelung mit der Tagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien ins Auge gefasst.

KEG im Internet: <http://www.genderkonferenz.eu>. Hier gibt es unter „Kontakt“ auch die Möglichkeit, sich in die Mailingliste der KEG einzutragen. Informationen können über die Mailingliste von dort aus auch verteilt werden.

Die Sprecher_innen der KEG:

Dr. Birgitta Wrede

Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
birgitta.wrede@uni-bielefeld.de

Dr. Ilona Pache

Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG)
Humboldt-Universität zu Berlin
ilona.pache@gender.hu-berlin.de

Dr. Tanja Rietmann

Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung
Universität Bern
tanja.rietmann@izfg.unibe.ch

Alexander Fleischmann

Netzwerk für Frauenförderung
Akademie der bildenden Künste Wien
a.fleischmann@akbild.ac.at

Wissenschaftliche Begleitung einer Maßnahme zur Erwerbsintegration Alleinerziehender

Alleinerziehende in Deutschland

Die Anzahl Alleinerziehender ist in den letzten Jahren stetig gewachsen. Lag der Anteil der Alleinerziehendenhaushalte von allen Familienhaushalten im Jahr 1996 noch bei 17%, so wurden durch das statistische Bundesamt im Jahr 2011 bereits 22,9% verzeichnet (BpB 2012). Von diesen insgesamt 2,69 Millionen alleinerziehenden Frauen und Männern lebte bei 1,59 Millionen mindestens ein minderjähriges Kind. Im Jahr 2011 waren 90,1% der Alleinerziehenden mit minderjährigen Kindern Frauen.

Im November 2010 waren 41% aller Alleinerziehenden in Deutschland auf Leistungen des SGB II angewiesen im Vergleich zu 11,2% im Bevölkerungsdurchschnitt (Bundesagentur für Arbeit 2010: 47). Ca. zwei Drittel¹ der Alleinerziehenden haben nicht die finanziellen Möglichkeiten, unerwartete Ausgaben zu bestreiten, ca. ein Fünftel² hat Probleme, die Wohnung angemessen zu heizen (Egeler 2010: 10). Die Möglichkeit, einer geregelten Erwerbsarbeit nachzugehen, ist aufgrund mangelnder Betreuungsmöglichkeiten und familienunfreundlicher Arbeitsbedingungen häufig erschwert (Hammer 2011: 5; BMFSFJ 2008: 66). Hinzu kommt, dass viele der alleinerziehenden Mütter über keinen berufsqualifizierenden Abschluss verfügen. Dies betraf im Jahr 2008 25% der alleinerziehenden Mütter, unter den nicht berufstätigen stieg dieser Anteil sogar auf 45% (BMFSFJ 2008: 57). Alleinerziehende sind in Nordrhein-Westfalen einem doppelt so hohen Armutsrisiko ausgesetzt wie Paargemeinschaften mit mindestens einem minderjährigen Kind (Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes NRW 2011: 3).

Zusätzlich zu den wirtschaftlichen Benachteiligungen kommen vielfältige psychosoziale Belastungen. Vor allem Trennungs- und Scheidungssituationen sind für Frauen mit einem erheblichen Risiko verbunden, Opfer von psychischer, körperlicher und/oder sexueller Gewalt durch den Partner zu werden (Schröttle, Müller 2004). Kumulierende Problemlagen führen zudem zu erhöhten Vermittlungshemmnissen auf dem Arbeitsmarkt.

Wissenschaftliche Begleitung

Von Februar 2011 bis Dezember 2012 wurde am Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) der Universität Bielefeld die wissenschaftliche Begleitung einer sozialpädagogischen Maßnahme zur Wiedereingliederung von Alleinerziehenden im SGB-II-Bezug durchgeführt.

Zielgruppe der Maßnahme (Schulungen, Beratung und Praktikum) stellten Alleinerziehende mit mehrfachen Vermittlungshemmnissen und besonderem Unterstützungsbedarf dar – wie bspw. eine fehlende oder geringe Schul- und Berufsausbildung, geringe Deutschkenntnisse, Probleme bei der Organisation der Kinderbetreuung oder ein längerer Ausstieg aus dem Beruf aufgrund von Kindererziehung. Ziel des Unterstützungsprogramms war eine Stabilisierung und berufliche (Neu-)Orientierung der TeilnehmerInnen und deren Vorbereitung auf die Arbeitsmarktintegration. Im Idealfall wurde die Vermittlung in ein Regelarbeitsverhältnis angestrebt.

Während des Evaluationszeitraums wurden insgesamt 70 Personen bei Eintritt in das Programm mittels eines leitfadengestützten Interviews zu ihrer aktuellen Lebenssituation, zu ihren Erwartungen an und bei Abschluss des Programms und zu

1 Im Vergleich zu 33% der Haushalte mit zwei Erwachsenen mit Kind.

2 Im Vergleich zu 5% der Haushalte mit zwei Erwachsenen mit Kind.

ihren Erfahrungen mit dem Projekt befragt. Zusätzlich konnten jeweils 55 bis 65³ Fragebögen zur Selbstwirksamkeitserwartung⁴ (also zur Überzeugung, etwas bewirken und schwierige Situationen durch eigenen Einfluss bewältigen zu können), zur subjektiven Lebenszufriedenheit,⁵ zur psychischen⁶ Gesundheit und zur körperlichen⁷ Gesundheit ausgewertet werden. Zusätzlich wurden Interviews und eine Gruppendiskussion mit den Mitarbeiterinnen geführt und die Ergebnisse in Rückkopplungsschleifen gemeinsam mit den Mitarbeiterinnen reflektiert. Über den Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung hinaus wurden eine Gruppendiskussion und drei Einzelinterviews mit den FallmanagerInnen durchgeführt, die die Alleinerziehenden in die Maßnahme vermittelten (Glammeier 2014).

Zusammenfassung der Ergebnisse

Durch die Maßnahme wurde einerseits eine sehr heterogene Zielgruppe erreicht, was sich in der Altersspanne der TeilnehmerInnen (20 bis 55 Jahre), der Anzahl der Kinder (1 bis 9) oder dem Migrationshintergrund, teils verbunden mit sehr geringen Deutschkenntnissen, aber auch hinsichtlich der Fähigkeiten zur Alltagsbewältigung und einem damit einhergehenden unterschiedlich hohen Unterstützungsbedarf zeigte.⁸

Andererseits wurden Ähnlichkeiten hinsichtlich der Lebenssituationen und Problemkonstellationen sichtbar. Trotz der Tatsache, dass die Maßnahme sowohl für Frauen als auch für Männer konzipiert wurde, nahm während des gesamten Projektzeitraums lediglich ein Mann an der Maßnahme teil. Die Mehrheit der TeilnehmerInnen (73%) hatte keine abgeschlossene Berufsausbildung. Nur 60% der befragten TeilnehmerInnen nutzten einen Computer und Internet zuhause, wodurch sich auch Einschränkungen im Zugang zum Erwerbsarbeitsmarkt (z.B. bei Stellenrecherchen und dem Verfassen von Bewerbungen), aber auch im Hinblick auf die soziale Teilhabe im Allgemeinen ergaben.

Die wissenschaftliche Begleitung zeigte weiterhin, dass die Gruppe der gesundheitlich beeinträchtigten bzw. unterdurchschnittlich gesunden Personen in der Zielgruppe des Projekts mit 29% (körperliche Gesundheit) und 32% (psychische Gesundheit) erheblich größer ist als im weiblichen Bevölkerungsdurchschnitt (jeweils 17%). Auch in Bezug auf ihre subjektive Lebenszufriedenheit zeigten die TeilnehmerInnen negativere Werte. Während sich die durchschnittlichen Angaben des weiblichen Bevölkerungsdurchschnitts als ‚eher zufrieden‘ interpretieren lassen, scheinen die befragten Alleinerziehenden ‚eher unzufrieden‘ zu sein. Trotz der hohen Belastungen wiesen die Befragten im Durchschnitt jedoch eine ähnlich hohe Selbstwirksamkeitserwartung auf wie der weibliche Bevölkerungsdurchschnitt.

Durch die leitfadengestützten Interviews wurde deutlich, dass – aufgrund der bisherigen vorwiegend familialen Orientierung vieler TeilnehmerInnen und den teilweise nur wenigen Erfahrungen mit Erwerbstätigkeit – ein großer Unterstützungsbedarf bestand: hinsichtlich einer (Neu)Orientierung auf dem Arbeitsmarkt, einer grundlegenden Vorbereitung einer Bewerbung und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Hier wurde

3 Abweichende Zahlen ergeben sich durch teilweise geringe Deutschkenntnisse und dadurch bedingte Verständnisprobleme in Bezug auf die Inhalte der Fragebögen, aber auch dadurch, dass nicht alle Teilnehmenden zu allen Befragungszeitpunkten erreicht werden konnten.

4 Skala zur Allgemeinen Selbstwirksamkeitserwartung nach Schwarzer (Jerusalem, Schwarzer 1986).

5 Satisfaction with Life Scale nach Diener u.a. (1985).

6 Symptom-Checkliste von L. R. Derogatis (SCL-90) (Franke 2002).

7 Gießener Beschwerdebogen (GBB-24) (Brähler [u.a.] 2008).

8 Knapp ein Fünftel der Befragten verfügte nicht über die deutsche Staatsbürgerschaft, mehr als ein Drittel wurde nicht in Deutschland geboren.

die niedrigschwellige Unterstützung in der Gruppe, aber auch in individuellen Settings als sehr hilfreich beurteilt, vor allem machte es den TeilnehmerInnen Mut, eine konkrete Ansprechperson an der Seite zu haben.

In den Einzelberatungen wurden mehrfache Problemlagen, welche die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit erschwerten oder behinderten, und ein hoher psychosozialer Beratungsbedarf sichtbar, der über die Angebote im Rahmen des Projekts hinausging, so dass Weitervermittlungen zu anderen Beratungsstellen und Institutionen der Sozialen Arbeit notwendig waren. Themen in der Beratung waren bspw. gesundheitliche Probleme, psychische Erkrankungen, Selbstzweifel und Unsicherheiten, große psychische Belastungen aufgrund erlebter Gewalt in Kindheit und Jugend sowie aufgrund von Gewalt durch den Partner, Schulden, Schwierigkeiten bei der Organisation der Kinderbetreuung, Probleme mit der Erziehung der Kinder oder bei der Wohnungssuche. Für einige stark belastete TeilnehmerInnen war auch die mit dem Projekt einhergehende Schaffung einer Alltagsstruktur hilfreich sowie das Angebot der Kinderbetreuung und die Erfahrung, in den Präsenzzeiten im Gegensatz zur Familienzeit „Zeit für sich“ zu haben und auch einmal die eigene Person in den Mittelpunkt zu stellen.

Angesichts des teilweise geringen Selbstvertrauens – vor allem im Hinblick auf das Berufsleben – war ein entscheidender Aspekt für die TeilnehmerInnen die persönliche Stärkung, die sie durch das Projekt erfahren haben – sowohl im Kontakt mit den Mitarbeiterinnen, als auch durch den Austausch in der Gruppe. Eine Teilnehmerin beschreibt dies folgendermaßen:

„Im Vorfeld war ich auch mehr so nervlich fertig und am Ende, konnte mich auch noch gar nicht groß drauf konzentrieren. Und durch diese Gespräche hier, auch untereinander, durch dieses Projekt, wo man eigentlich merkt, man steht mit seinem Problem gar nicht alleine da, es gibt ganz viele, denen es genauso geht, bin ich auch innerlich wieder ruhiger und ausgeglichener geworden. Ich hatte auch zum Beispiel bis dahin auch noch extreme Schlafstörungen [...] Und durch dieses Projekt [...] ist es bei mir innen drin viel, viel ruhiger geworden, ich kann wieder mehr lachen, ich bin wieder freier aus mir heraus, also das Projekt hat mir ganz viel Stärke auch gegeben.“

Teilweise wurde eine Stärkung auch durch die im Projekt erzielten Erfolge erreicht:

„Ich hab meine kompletten Bewerbungen hier fertig gekriegt, was ich nicht gedacht hätte, auch so, was Deutsch angeht, so mit Ausdrücken, wie man was wie macht, oder im Bewerbungsgespräch, wie man sich verhält. Also, es sind ganz viele Sachen und Punkte, die mich jetzt selbstbewusster auch wieder auftreten lassen, so ändern gegenüber.“

Das Projekt selbst, aber auch die dadurch initiierten Kontakte stellten teilweise ein wichtiges Übungsfeld dar:

„Ja, positiv ist, dass man wieder offener wird, auch mit fremden Menschen umzugehen oder halt offen auch auf andere Leute zuzugehen, man muss ja auch seine Hemmschwelle auch so 'n bisschen überspringen.“

Schwierig war jedoch, der Heterogenität der TeilnehmerInnen, insbesondere hinsichtlich ihrer Unterstützungsbedarfe, gerecht zu werden. Während eine große Gruppe von dem Projekt sehr profitieren konnte, weil sie die Unterstützung benötigte, die angeboten wurde, waren für andere TeilnehmerInnen manche Angebote im Hinblick auf das Anforderungsniveau zu niedrigschwellig. Hinzu kommt, dass die in äußeren Rahmenbedingungen begründeten Hindernisse der Erwerbstätigkeit auch durch das

Projekt nicht behoben werden konnten. Dazu gehörten bspw. neben fehlenden, unflexiblen oder nicht erreichbaren Kinderbetreuungsmöglichkeiten, einem eingeschränkten öffentlichen Personennahverkehr im ländlichen Raum, unflexible und ungünstige Arbeitszeitmodelle der Arbeitgeber oder Vorurteile und Diskriminierungen (aufgrund der Alleinverantwortung der Frauen für die Kinder). Die Spannweite der Einschätzungen zum Nutzen des Projekts wird an diesen zwei Zitaten zweier TeilnehmerInnen deutlich:

„Für Leute, die echt nicht mehr wissen, wie sie weiter machen sollen, ist das ‘nen richtiges Auffanglager. Wenn man’s denn mal so sagen darf.“
 „Ich bin hier falsch.“ [...] Interviewerin: „Was wäre dann das richtige Projekt für Sie?“
 Teilnehmerin: „Gar kein Projekt, ich will arbeiten, ich kann arbeiten.“

Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung sprechen für die Etablierung eines umfassenden Unterstützungsangebots für arbeitslose Alleinerziehende mit mehrfachen Problemlagen. Es bedarf jedoch einer kritischen Reflexion, inwiefern solche Maßnahmen auf der Basis einer aktivierenden Arbeitsmarktpolitik mit individualisierenden Verantwortungsverschiebungen zu Lasten der Arbeitslosen und mit entsprechenden Stigmatisierungen einhergehen und wie die Soziale Arbeit sich zu diesem Problem verhalten soll.

Literatur

- Brähler, E.; Hinz, A. und J.W. Scheer. 2008. GBB-24. Der Gießener Beschwerdebogen. 3., überarb. Aufl. Bern: Verlag Hans Huber.
- Bundesagentur für Arbeit. 2010. Analyse der Grundsicherung für Arbeitsuchende. November 2010. Nürnberg. Internetquelle: <http://statistik.arbeitsagentur.de/Statischer-Content/Statistische-Analysen/Analytik-reports/Zentrale-Analytik-reports/Monatliche-Analytik-reports/Generische-Publikationen/Analyse-Grundsicherung-Arbeitsuchende/Analyse-Grundsicherung-Arbeitsuchende-201011.pdf>
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.). 2008. Alleinerziehende. Lebens- und Arbeitssituation sowie Lebenspläne. Berlin. Internetquelle: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung2/Pdf-Anlagen/alleinerziehende-umfrage-2008,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (letzter Zugriff: 09.01.2014).
- Bundeszentrale für politische Bildung (BpB). 2012. Zahlen und Fakten. Die soziale Situation in Deutschland. Alleinerziehende. Internetquelle: <http://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61581/alleinerziehende> (letzter Zugriff: 09.01.2014).
- Diener, E. [u.a.]. 1985. The Satisfaction with Life Scale. In: Journal of Personality Assessment. 49. 71-75.
- Egeler, R. 2010. Pressekonferenz „Alleinerziehende in Deutschland – Ergebnisse des Mikrozensus 2009“. Statistisches Bundesamt. Wiesbaden, Berlin. Internetquelle: https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2010/Alleinerziehende/Statement_Egeler_PDF.pdf?__blob=publicationFile (letzter Zugriff: 09.01.2014).
- Franke, G. H. 2002. SCL-90-R. Symptom-Checkliste von L.R. Derogatis – Deutsche Version. 2., vollständig überarb. Aufl. Göttingen: Beltz Test GmbH.

- Glammeier, S. 2014. „Die das wollen, die schaffen es auch“ – Zur Bedeutung von Orientierungs- und Deutungsmustern für sozialpädagogisches Handeln am Beispiel von Fallmanagement bei Alleinerziehenden im SGB II-Bezug. In: Köttig, M. [u.a.]. Wahrnehmen, Analysieren, Intervenieren. Zugänge zu sozialen Wirklichkeiten. Opladen: Barbara Budrich.
- Hammer, V. 2011. Aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse zu Einelternfamilien in Deutschland. In: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA) (Hg.). Forum Sexuaufklärung und Familienplanung 1/ 2011. Alleinerziehend im Lebensverlauf. Frankfurt. 3-7.
- Jerusalem, M. und R. Schwarzer. 1986. Selbstwirksamkeit. In: Schwarzer, R. (Hg.). Skalen zur Befindlichkeit und Persönlichkeit. Berlin: Institut für Psychologie, Freie Universität Berlin.
- Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen. 2011. Sozialberichterstattung Nordrhein-Westfalen. Lebenslagen von Alleinerziehenden. Düsseldorf. Internetquelle: http://www.mais.nrw.de/sozber/sozialberichterstattung_nrw/kurzanalysen/Kurzanalyse_1_2011_Alleinerziehende.pdf (letzter Zugriff: 09.01.2014).
- Schrötte, M. und U. Müller. 2004. Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Hg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ). Internetquelle: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung4/Pdf-Anlagen/langfassung-studie-frauen-teil-eins,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (letzter Zugriff: 09.01.2014).

Dr. Sandra Glammeier

Zentrum für Geschlechterstudien / Gender Studies (ZG)
Universität Paderborn
sandra.glammeier@upb.de

Kathrin Vogt

Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
kathrin.vogt@uni-bielefeld.de

Claudia Hornberg, Helga Nolte, Kathrin Vogt & Ivonne Wattenberg

Vorstudie für eine Repräsentativ-Befragung zur Teilhabe von Menschen mit Behinderungen

Das Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) hat mit gemeinschaftlicher Leitung das Institut für empirische Soziologie (IfeS) an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (vertreten durch Dr. Monika Schröttle) und die Universität Bielefeld, Fakultät für Gesundheitswissenschaften, Arbeitsgruppe 7: Umwelt und Gesundheit und Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (vertreten durch Prof. Dr. Claudia Hornberg) mit der „Vorstudie für eine Repräsentativ-Befragung zur Teilhabe von Menschen mit Behinderungen“ beauftragt.

Ziele des Projektes

Zentrales Ziel der Vorstudie ist die konzeptionelle und inhaltliche Vorbereitung einer bundesweiten repräsentativen Befragung, die erstmals umfassende Daten zur Teilhabesituation von Menschen mit Behinderungen liefert, das bisherige Monitoring erweitert und eine solide Datenbasis schafft. Um die unterschiedlichen Zielgruppen möglichst umfassend einzubeziehen, sollen sowohl Menschen, die in Einrichtungen und in Privathaushalten leben, als auch schwer zugängliche Gruppen (z.B. Menschen mit geistigen Behinderungen, Gehörlose, Menschen mit psychischen Erkrankungen) und Menschen ohne amtlich anerkannte Behinderung einbezogen werden.

Die Teilhabesituation der unterschiedlichen Gruppen soll nach Kriterien wie z.B. Geschlecht, Alter, ethnische und soziale Herkunft, Bildungsniveau, Wohnsituation, Art/Grad der Behinderung sowie weiteren relevanten Merkmalen – auch im Vergleich zu Menschen ohne Behinderungen – beurteilt werden können. Neben Teilhabebarrrieren sollen verfügbare individuelle und umweltbezogene Ressourcen (z.B. soziales Umfeld, materielle Sicherheit, Mobilität) sowie Strategien zur Überwindung von strukturellen und sozialen Barrieren erhoben werden, die zusammen mit den genannten Faktoren die individuelle Teilhabesituation prägen. Ergänzt werden soll der Survey um eine qualitative Zusatzbefragung, die tiefergehende Analysen zu subjektiv erlebten Teilhabemöglichkeiten und -hindernissen bei Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen zulässt.

Die Vorstudie wird von einem wissenschaftlichen Beirat begleitet, bestehend aus Expert/-innen, die im wissenschaftlichen Kontext oder in ihrer praktischen Arbeit mit der Lebenssituation von Menschen mit Behinderungen befasst sind. Zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Projekts treffen diese zusammen, um aus verschiedenen Perspektiven spezifische methodische und inhaltliche Fragen zu diskutieren. Im Sinne der partizipativen Forschung erfolgt die Einbeziehung von Wissenschaftler/-innen (inkl. Interviewer/-innen) mit Behinderung(en) in das Projektteam und in den studienbegleitenden Beirat. Zudem sind in verschiedenen Projektphasen (z.B. Fragebogenkonzeption, Entwicklung der Zugänge) Feedbackrunden mit Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen und Beeinträchtigungen, aber auch mit Verbänden und Einrichtungen der Behindertenhilfe, geplant.

Vorgehen und Status Quo

Im Rahmen der Vorstudie wurden zunächst zentrale Teilhabefelder sowie erste konkrete Fragestellungen für die Konzeption einer möglichen Hauptstudie benannt und ein Vorschlag für methodische Bearbeitungsmöglichkeiten vorgelegt. Für die Konzipierung der quantitativen Studie wurden Überlegungen zum Stichprobenkonzept vorgenommen (u.a. Konkretisierung der einzubeziehenden Befragungsgruppen und Zugangswege, mögliche Screening-Methoden, Vorgehen bei der Stichprobenziehung und -umfang) sowie erste Fragebogenbestandteile erarbeitet. Für den qualitativen

Studienteil wurden Themenfelder festgelegt, die einer inhaltlichen Vertiefung bedürfen, um die unterschiedlichen Lebenswelten und Teilhabesituationen der Menschen mit Behinderungen abzubilden. Zusätzlich wird geprüft, welche Methoden zur Befragung von Gruppen und Einzelpersonen zum jetzigen Zeitpunkt am geeignetsten erscheinen. Surveyteilnehmer/-innen des quantitativen Teils können auf diese Weise vertiefend zu ihren subjektiv erlebten Teilhabemöglichkeiten und -grenzen befragt werden (z.B. in Form von problemzentrierten Interviews oder Fokusgruppen). Zudem wird geprüft, ob bestimmte Gruppen von Menschen mit Behinderungen besser mit qualitativen Methoden zu erreichen sind (z.B. durch „teilnehmende Beobachtung“ bei Personen mit sehr stark eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten).

Derzeit werden die ersten Konzeptvorschläge zu den quantitativen und qualitativen Befragungsteilen unter Einbeziehung verschiedener Expert/-innen diskutiert und weiter konkretisiert. Da nicht alle Menschen mit Behinderungen dem qualitativen oder quantitativen Erhebungskonzept folgend befragt werden können, jedoch eine möglichst alle Behinderungsgruppen umfassende Erhebung angestrebt wird, werden weitergehend modifizierte Methoden diskutiert, die eine Befragung schwer befragbarer Gruppen (u.a. taubblinde Menschen, Menschen mit schweren kognitiven Einschränkungen) ermöglichen. Des Weiteren werden Erweiterungsmöglichkeiten bestehender Großbefragungen (u.a. Mikrozensus, SOEP, Gesundheitssurveys) durch Einzelfragen, Module oder die Befragung von Zusatzstichproben zur Optimierung der Datenlage analysiert.

Im Projektabschnitt von Januar bis Mai 2014 sind die Vorbereitung und Testung des Grundfragebogens und der Fragebogenversionen für den quantitativen Survey sowie der Interviewleitfäden für die qualitative Befragung vorgesehen. Außerdem wird die Potentialanalyse zu den Möglichkeiten und Grenzen der Erweiterung bestehender Befragungen im Sinne eines umfassenden Monitorings fortgeführt.

Dr. Monika Schröttle (Projektleitung Universität Erlangen-Nürnberg)

Institut für empirische Soziologie (IfeS)
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg
monika.schroettle@ifes.uni-erlangen.de

Prof. Dr. Claudia Hornberg (Projektleitung Universität Bielefeld)

Fakultät für Gesundheitswissenschaften und
Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
claudia.hornberg@uni-bielefeld.de

Gender und Diversity – einige kritisch konstruktive Überlegungen

„Albtraum oder Traumpaar“, so war der Titel einer Tagung in Berlin, bei dem es um einen interdisziplinären Dialog zur „Modernisierung“ von Geschlechter- und Gleichstellungspolitik ging (Andresen et al. 2009). Nun, die Frage ist bis heute nicht beantwortet. Für die einen ist es nach wie vor der Albtraum, weil ein Managementkonzept niemals für das politische Ziel der Gleichstellung der Geschlechter genutzt werden kann. Für die anderen ist es zwar auch nicht das Traumpaar, sie sehen in der Debatte um Diversity und Diversity Management aber Gelegenheiten, den Gleichstellungsgedanken zielführend in einen Managementdiskurs zu bringen. Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass die Erfolge von Managementkonzepten, die sich auf Menschen richten – und durchaus nicht als „weiche“ Faktoren bezeichnet werden sollten – ökonomisch eher indirekt messbar sind. So kann ein entsprechendes Managementkonzept durchaus motivationssteigernd wirken oder den Krankenstand verringern helfen. Die Erfolge für die Gleichstellung (nicht nur zwischen Frau und Mann) sind messbar u.a. in den Strukturen von Organisationen (Verteilung z.B. der Geschlechter in der Hierarchie, im Entlohnungssystem, im betrieblichen Arbeits- und Gesundheitsschutz etc.).

In der frauen- und geschlechterpolitischen Debatte wird äußerst kontrovers diskutiert, inwieweit mit Diversity-Konzepten Chancengleichheit erzielt werden kann. Die Idee der Verbindung von Gleichstellung und Ökonomisierung, von einem sogenannten business case und einem equity case, hat hier zu kritischen Einschätzungen geführt. So sieht Wetterer (2002) im Managing Diversity lediglich eine Modernisierung des Vokabulars. Andere vermuten einen neuen Pragmatismus im Umgang mit Gender. Krell (2008) sieht in Diversity dagegen einen Türöffner-Effekt auch und insbesondere für Gender. Chancen werden darin gesehen, dass Gender über die Diversity-Debatten in die Unternehmen gebracht wird.

Die am Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) im Themenfeld Diversity und Diversity Management durchgeführten Projekte arbeiten auf der Folie der hier skizzierten Ambivalenzen und versuchen dabei, den aktuell entstandenen Möglichkeitsraum für den Gewinn an Deutungsmacht aufzuzeigen. Wie also kann der Zusammenhang von Diversity Management und einer Politik der Chancengleichheit begrifflich gefasst und praktisch angegangen werden? Grundlage bildet eine integrierte und kategorial erweiterte Analyse von Ökonomie und Chancengleichheit. Das beinhaltet, vorhandene Strukturen, Handlungen, Praktiken und Routinen im Sinne einer Mehrebenenanalyse zu hinterfragen (vgl. Kutzner 2010). Neben den Organisationsstrukturen sind insbesondere die Haltung und das Handeln des Managements sowie der Beschäftigten entscheidend für den Erfolg eines Diversity Managements. Mit einem arbeits- und geschlechterpolitischen Zugang soll der weitgehend normativ geführten Debatte um Diversity und Diversity Management eine theoretische Orientierung gegeben werden. Denn Unternehmen sind auch Orte politischen Handels und die Organisation von Arbeit verläuft prozesshaft. So kann eine geschlechterbezogene Organisation von Arbeit im Kontext von Machtbeziehungen und sozialen Ungleichheiten analysiert werden (vgl. Kutzner 2003). Aus einer solchen handlungs- und politikorientierten Sichtweise sind Unternehmen Herrschaftsgebilde, in denen verschiedene Interessen aufeinandertreffen. Dabei sind die Interessen nicht unbedingt nach sozialen Gruppen differenziert, denn Unterschiede bei den Interessen existieren auch innerhalb einer Gruppe. Gender kann auf diese Weise als sozial konstruiert und damit auch in seiner Wahrnehmung und seinen Wirkungen als veränderbar angesehen werden. Dadurch kann gezeigt werden, wie variabel, wie kontingent, aber

auch wie strukturell rückgebunden das Herstellen von Differenz sein kann. Mit anderen Worten, in betrieblichen Gestaltungsprozessen wie bei der Einführung eines Diversity Managements besteht auch die Möglichkeit, Diskurse über Vielfalt zu führen und Deutungsmacht zu erlangen.

Diversity Management im Sinne eines bewussten Umgangs mit Vielfalt beinhaltet das Erkennen, Verstehen und Wertschätzen von Vielfalt. Damit Unternehmen einen Zugang zum Thema Diversity, Diversity Management und Chancengleichheit bekommen können, wurde an der Sozialforschungsstelle Dortmund (sfs) unter Leitung der Autorin ein Tool entwickelt, welches im Internet frei zugänglich ist (www.online-diversity.de). Damit steht ein Befragungs- und Analyseinstrument zur Verfügung, mit dem Unternehmen sowie öffentliche und private Einrichtungen aller Größen und Branchen ganz konkret ihren Umgang mit einer vielfältigen Belegschaft, aber auch Kundschaft analysieren können, unabhängig davon, ob sie ein Diversity Management praktizieren oder nicht. Mit dem Tool werden so hemmende, aber auch fördernde Strukturen und Handlungsweisen analysiert. Die Ergebnisse ermöglichen, erste Handlungsschritte ab- und einzuleiten. Das Tool geht nicht von einem bloßen Differenzverständnis aus, sondern versucht eine Perspektive einzunehmen, aus der heraus Anforderungen an die Gestaltung von Arbeit und Arbeitsbedingungen formuliert werden können. Mit diesem handlungstheoretischen Ansatz zielt das Tool auf die Möglichkeiten der Gestaltbarkeit eines Diversity Managements (vgl. Kutzner 2011a).

In dem Projekt „Innovation und Diversity. Konzepte, Instrumente und Empfehlungen jenseits traditionellen Managements“ des IFF wurden u.a. rund 700 Aufsichtsratsmitglieder und Interessenvertretungen danach befragt, wie in ihren Unternehmen mit dem Vielfalt und Chancengleichheit umgegangen wird (vgl. Kutzner 2011b). Die Ergebnisse bestätigten den enormen Handlungsbedarf in diesem Feld. In dem IFF-Projekt „Chancen durch Vielfalt“ standen hingegen die besonderen Interessen und Anforderungen in kleinen und mittleren Betrieben im Mittelpunkt. Hier ging es darum, konkrete Handlungsvorschläge zu entwickeln und das Online-Tool Diversity auf Basis betrieblicher Erfahrungen zu überprüfen.

In den aktuellen IFF-Aktivitäten stehen somit folgende Fragestellungen im Mittelpunkt: Können Diversity und Diversity Management als betriebliche Gleichstellungsstrategie genutzt werden und wie ist das Verhältnis von Gender zu Diversity? Handelt es sich beim Managing Diversity um eine Strategie „rhetorischer Modernisierung“ (Wetterer 2002)? Wird dabei eine Re-Aktivierung tradierter zweigeschlechtlicher Denk- und Deutungsmuster, Geschlechterstereotype und tradierter geschlechterbezogener Zuschreibungen betrieben? Diesen und weiteren Fragen wird in den Projekten zu Diversity am IFF nachgegangen.

Literatur

- Andresen, S.; Koreuber, M. und D. Lüdke (Hg.). 2009. Gender und Diversity: Albtraum oder Traumpaar? Interdisziplinärer Dialog zur „Modernisierung“ von Geschlechter- und Gleichstellungspolitik. Wiesbaden: VS.
- Krell, G. 2008. Diversity Management: Chancengleichheit für alle auch als Wettbewerbsfaktor. In: Krell, G. (Hg.). Chancengleichheit durch Personalpolitik. Gleichstellung von Frauen und Männern in Unternehmen und Verwaltungen. Rechtliche Regelungen – Problemanalysen – Lösungen. Wiesbaden: Gabler. 63-80.

- Kutzner, E. 2003. Die Un-Ordnung der Geschlechter. Industrielle Produktion, Gruppenarbeit und Geschlechterpolitik in partizipativen Arbeitsformen. München und Mering: Rainer Hampp Verlag.
- Kutzner, E. 2010. Diversity Management zwischen Ökonomisierung und Gleichstellungspolitik. In: GENDER - Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft. 2. 25-40.
- Kutzner, E. 2011a. Diversity Management aus gleichstellungspolitischer Perspektive – das „Online-Tool Diversity“ als ein erster Interventionsschritt in Unternehmen. In: Smykalla, S.; und D. Vinz (Hg.). Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Münster: Westfälisches Dampfboot. 261-280.
- Kutzner, E. 2011b. Vielfalt im Innovationsprozess. Konzepte, Instrumente und Empfehlungen für ein innovationsförderndes Diversity Management. Bielefeld: IFF-Forschungsreihe Bd.18.
- Wetterer, A. 2002. Strategien rhetorischer Modernisierung. Gender Mainstreaming, Managing Diversity und die Professionalisierung der Gender-Expertinnen. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien. 20 (3). 129-148.

Dr. Edelgard Kutzner

Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
edelgard.kutzner@uni-bielefeld.de

Christiane Ernst, Ulrike Janz, Barbara Möhrke, Petra Kolip, Marion Steffens, Andrea Stolte & Claudia Hornberg

Betrifft Frauengesundheit: Das Kompetenzzentrum Frauen und Gesundheit NRW

Frauen und Männer unterscheiden sich hinsichtlich ihres Krankheitsspektrums, ihrer Betroffenheit von Erkrankungen sowie ihres Erlebens und Umgangs mit Gesundheit und Krankheit. Ebenso differieren die sozialen Rahmenbedingungen, die Gesundheit und Krankheit bei Frauen und Männern mitbestimmen. Zahlen des Robert-Koch-Instituts aus den Jahren 2008 bis 2011, die im Rahmen der Studie zur Gesundheit Erwachsener in Deutschland (DEGS) ermittelt worden sind, belegen, dass Frauen stärker als Männer von chronischen Krankheiten betroffen sind und mehr als doppelt so häufig die Diagnose Depression erhalten (8,1% zu 3,8%, RKI 2013).

Zum Teil können Geschlechterdifferenzen im Krankheits- und Gesundheitsverhalten auf biologische Gegebenheiten zurückgeführt werden, z.B. auf einen unterschiedlichen Hormonzyklus oder auf das unterschiedliche Verhältnis von Fett- und Muskelmasse im weiblichen und männlichen Körper. Andererseits können unterschiedliche soziale Welten von Frauen und Männern heterogene Krankheitsbilder und -symptome erzeugen. „Belastungen und Ressourcen aus dem Familienleben und der Hausarbeit sind weiterhin nicht gleichmäßig verteilt. Frauen leisten häufiger und in höherem Ausmaß als Männer unbezahlte Arbeit im Haushalt und bei der Erziehung der Kinder (...)“ (RKI 2013). Verschiedene individuelle Alltagssituationen (wie spezifische Anforderungen aus dem Erwerbsleben, immerwährender Zeitdruck, familiäre Problematiken etc.) können Prädiktoren für Krankheiten werden, die sich aufgrund der häufig vorhandenen unterschiedlichen Lebensrealitäten von Frauen und Männern im Rahmen der binären Konstellation Mann – Frau geschlechtstypisch ausdrücken.

Einer geschlechtersensiblen Forschung und Versorgung, aber auch der Ausdifferenzierung von Diagnostik und Therapie von Erkrankungen bei Frauen und Männern wird noch nicht genügend Rechnung getragen. Soziale Faktoren sind in diesem Kontext stärker zu berücksichtigen, um sowohl bei Frauen, als auch bei Männern Unter-, Über- oder Fehlversorgung zu vermeiden. Auch die Entwicklung, Erprobung und Evaluation von geschlechtssensiblen Präventions- und Versorgungskonzepten steht vielfach noch aus (vgl. Hagen, Starker 2011). Erst der systematische Blick auf die jeweils besonderen Belange von Frauen und Männern ermöglicht, dass Angebote, Programme und Interventionen in problem- und zielgruppengerechter Differenzierung konzipiert und umgesetzt werden (vgl. Pauli, Hornberg 2010a, b).

An diesen Schnittstellen setzt das Kompetenzzentrum Frauen und Gesundheit NRW an. Im Juni 2012 hat das Kompetenzzentrum auf dem Gesundheitscampus in Bochum unter der kooperativen Leitung von Prof. Dr. Claudia Hornberg und Marion Steffens seine Arbeit aufgenommen. Das Kompetenzzentrum ist eine Kooperationsgemeinschaft, die sich aus der Fakultät für Gesundheitswissenschaften und dem Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) der Universität Bielefeld sowie dem GESINE-Netzwerk Gesundheit.EN, ein Netzwerk zum Thema Intervention bei Häuslicher Gewalt aus dem Ennepe-Ruhr-Kreis, zusammensetzt. Es wird vom Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter des Landes Nordrhein-Westfalen zunächst bis zum 31. Dezember 2014 gefördert.

Ziel des Kompetenzzentrums ist, die gesundheitliche Versorgung von Frauen in NRW zu verbessern. Dabei ist der Theorie-Praxis-Transfer, aber auch die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Gesundheitseinrichtungen ein entscheidender Ansatzpunkt, um eine Optimierung der Versorgungssituation von Frauen in NRW zu erreichen. Die

interdisziplinäre Zusammenarbeit sowie der Austausch der verschiedenen Akteurinnen und Akteure des Gesundheitswesens sind wichtige Bausteine für eine gelungene Weiterentwicklung der Versorgungssituation von Frauen.

Die Angebote des Kompetenzzentrums zielen auf Fachberatung und Fachvorträge zu ausgewählten Themenschwerpunkten, der Unterstützung bei der Konzeption und Umsetzung von gendersensiblen Maßnahmen im Gesundheitsbereich sowie der Vermittlung von Referentinnen und Referenten. Das Kompetenzzentrum möchte damit den Wissenstransfer und das Wissensmanagement erweitern, den Theorie-Praxis-Dialog fördern und eine bessere Vernetzung der Akteurinnen und Akteure im Gesundheitswesen ermöglichen.

Themenschwerpunkte des Kompetenzzentrums

Das Kompetenzzentrum Frauen und Gesundheit NRW arbeitet schwerpunktmäßig zu den Themengebieten *Geburtshilfliche Versorgung*, *Psychische Gesundheit* und *Intervention bei Gewalt*.

Geburtshilfliche Versorgung

Eine frauengerechte geburtshilfliche Versorgung zielt darauf ab, Schwangere und Gebärende als aktive Partnerinnen im Entscheidungs- und Versorgungsprozess wahrzunehmen und sie bei einer informierten Entscheidung zu unterstützen. In den letzten Jahrzehnten hat sich die geburtshilfliche Versorgung stark weiterentwickelt, was zu einem deutlichen Absinken der Mütter- und Säuglingssterblichkeit beigetragen hat. Parallel hierzu ist eine starke Risikoorientierung im geburtshilflichen Sektor zu verzeichnen, was u.a. an der stark gestiegenen Kaiserschnitttrate erkennbar wird. Vielfach gibt es bei der Entscheidung für einen Kaiserschnitt einen Handlungsspielraum, der nicht zuletzt aus haftungsrechtlichen Gründen immer häufiger zugunsten einer Schnittentbindung ausgelegt wird. Mehr als jedes dritte Kind kommt in Deutschland per Kaiserschnitt zur Welt; NRW weist im Vergleich zu den anderen Bundesländern hohe Raten auf (vgl. Kolip et al. 2012).

Insgesamt ist die derzeitige geburtshilfliche Versorgung durch Ambivalenzen gekennzeichnet: Einerseits besteht nicht selten eine Überversorgung bei risikoarmen Schwangerschaften, andererseits profitieren nicht alle Frauen gleichermaßen von dem guten Versorgungsangebot (beispielsweise minderjährige Schwangere, Schwangere mit Migrationshintergrund, Schwangere mit psychischen Erkrankungen oder von Gewalt betroffene Frauen). Handlungsbedarf besteht daher im Hinblick auf die hohen Kaiserschnitttraten, der Versorgung vulnerabler Gruppen sowie der Risikoorientierung in der Schwangerenvorsorge. Seit April 2014 ist ein Faktenblatt zum Thema „Postpartale Depression – tabuisiert, unterschätzt und unterversorgt“ auf der Homepage www.frauenundgesundheit-nrw.de zu finden.

Psychische Gesundheit

Die unterschiedliche Symptomatik und Prävalenz psychischer Erkrankungen bei Frauen und Männern verdeutlicht die Notwendigkeit von geschlechtssensiblen Versorgungsstrukturen im ambulanten und stationären Bereich. Während bei Frauen häufiger Depressionen, Angst- und Essstörungen diagnostiziert werden, sind Männer anfälliger für Suchtkrankheiten, wie Alkoholismus, oder weisen häufiger als Frauen delinquentes Verhalten auf. Die Ursachen für die Vulnerabilität von Frauen hinsichtlich

bestimmter psychischer Störungsbilder sind vielfältig. Erwerbstätige Frauen mit Kindern sind zum Beispiel mit widersprüchlichen Rollenanforderungen konfrontiert (vgl. Allmendinger et al. 2013), während Frauen mit Zuwanderungsgeschichte oftmals zunächst sprachliche und kulturelle Hürden im Gesundheitssystem überwinden müssen, um entsprechende Versorgung zu bekommen (vgl. Gün 2011).

Im Themenfeld Psychische Gesundheit besteht Handlungsbedarf hinsichtlich der Unter- und Fehlversorgung von Frauen mit psychischen Erkrankungen sowie der Verbesserung der sektorenübergreifenden Versorgung. Akteurinnen und Akteure in den unterschiedlichen Versorgungsbereichen des Gesundheitswesens sind in Hinblick auf die Unterschiedlichkeit von Frauen und Männern sowie der Wichtigkeit von Gender Mainstreaming zu schulen. Tradierte Rollenzuschreibungen und Rollenanforderungen können psychische Krankheiten auslösen. Eine der Kernaufgaben des Kompetenzzentrums ist die Sensibilisierung der Akteurinnen und Akteure im Gesundheitswesen für die Auswirkungen von geschlechterbezogenen Rollenanforderungen und -zuschreibungen in Hinblick auf die Gesundheit und gesundheitliche Versorgung.

Zu einem für Frauen belastenden und krankmachenden Phänomen kann die sozial gesetzte und immer noch stark vorhandene primäre Zuordnung von Frauen zu den nicht-bezahlten Tätigkeiten wie Hausarbeit und Kindererziehung werden (vgl. Allmendinger et al. 2013). Diese Zuschreibung geht vielfach mit einer gesellschaftlichen Diskriminierung einher, die zum einen subtil wirkt, vielfach aber auch offen und unhinterfragt praktiziert wird. Auf dem Arbeitsmarkt zeigt sich das Ungleichgewicht in Wertung und Entlohnung von Frauen und Männern beispielsweise in Form von „typischen“ Männer- und Frauenberufen (vgl. z.B. Borutta, Giesler 2006) sowie der hohen Zahl von Frauen in Teilzeittätigkeiten (vgl. Allmendinger et al. 2013) die sie häufig aufgrund der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit mit verschiedenen familiären Rollen, wie der Pflege älterer Angehöriger oder infolge von Mutterschaft, praktizieren.¹ 26% der Frauen, die sich nicht in Ausbildung befinden, aber nur drei % der Männer arbeiten in einer Teilzeittätigkeit (vgl. ebd.). Infolge des demographischen Wandels pflegen immer mehr Frauen ihre älteren Angehörigen, in vielen Fällen die eigenen Eltern. Folgen können psychische Belastungen bis hin zu psychischen Krankheiten, wie Burn-Out oder Depression sein.

Ein aktuelles Thema des Kompetenzzentrums ist die psychosoziale, psychotherapeutische und psychiatrische Versorgungssituation von Frauen mit Zuwanderungsgeschichte. Zum Thema Migration und Gesundheit findet im April 2014 ein Fachgespräch statt, in dem diskutiert wird, wie die Genderperspektive bei der Versorgung von Personen mit Migrationsgeschichte verstärkt Berücksichtigung finden kann.

Intervention bei Häuslicher und sexualisierter Gewalt

Bereits 2003 bezeichnete die WHO Gewalt, insbesondere Häusliche Gewalt, als eines der größten Gesundheitsrisiken für Frauen weltweit. 10 Jahre später benennt die WHO Gewalt gegen Frauen sogar als ein Gesundheitsproblem epidemischen Ausmaßes (WHO 2013). Hellbernd et al. (2003) konnten im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung des SIGNAL Interventionsprojektes feststellen, dass 93% der gewaltbetroffenen Patientinnen

¹ „Das Arbeitsvolumen von Frauen und Männern unterscheidet sich erheblich voneinander. Es entspricht häufig nicht ihren Bedürfnissen. Insbesondere die familiäre Situation spielt hier eine Rolle: Mütter würden gern etwas mehr, Väter etwas weniger lange arbeiten“ (Allmendinger et al. 2013, S. 39).

vom medizinischen Personal einer Notfallambulanz nicht nach einer Gewaltbelastung gefragt wurden.

Gewalt hat viele Gesichter und entsprechend vielfältig sind die Folgen für die Gesundheit der Betroffenen. Neben akuten Verletzungen sind dies vor allem langfristige Erkrankungen und Beschwerden: Die posttraumatische Belastungsstörung, Angststörungen, Depressionen, Schmerzsyndrome, und Suchterkrankungen zählen zu den häufigsten Gesundheitsfolgen, die durch Häusliche Gewalt ausgelöst werden. Zu den langfristigen Folgen, die selten mit einer möglichen Gewaltbelastung in Zusammenhang gebracht werden, gehören neben den genannten somatischen und somatoformen Beschwerdebildern auch psychische Erkrankungen und eine verringerte Resilienz. Darüber hinaus können gesundheitsgefährdende Bewältigungsstrategien, wie Medikamenten- oder Alkoholkonsum, das Ausmaß und die Dauer der gesundheitlichen Beeinträchtigungen (mit)beeinflussen (vgl. Hornberg et al. 2008). Ärztinnen und Ärzte kommen sind für gewaltbetroffene Frauen wichtige Ansprechpartnerinnen. Die Gewaltbelastung so früh wie möglich zu erkennen, ist der Schlüssel für eine bessere Versorgung, für frühzeitige Unterstützung und somit für die Chance, die Gewalt früher als bisher zu beenden.

2003 stellte eine von der Enquêtekommission *Zukunft einer frauengerechten Gesundheit in NRW* in Auftrag gegebene Studie fest: Der Gesundheitsbereich ist bisher in die Anstrengungen um Prävention, Intervention und Heilung bei Gewalt zu wenig einbezogen (Hagemann-White, Böhne 2003). Zehn Jahre später begleitete das Kompetenzzentrum in fünf Regionen (Städte und Kreise) in NRW die Implementierung des Konzeptes zur medizinischen Intervention bei Häuslicher (HG) und sexualisierter Gewalt (SG) – GEWINN GESUNDHEIT®. Es basiert auf der Arbeit des GESINE-Netzwerks (koordiniert vom *Verein Frauen helfen Frauen e.V.* ENI Frauenberatung EN, vgl. Steffens et al. 2012), das von 2008 bis 2010 als Standort innerhalb des Bundesmodellprojektes *MIGG – Medizinische Intervention bei Gewalt gegen Frauen* für niedergelassene Ärzte und Ärztinnen evaluiert wurde (vgl. Graß, Diggins-Rösner 2012, www.gesundheit-und-gewalt.de). Der Vorteil eines regionalisierten Vorgehens liegt vor allem darin, dass die bei GesundheitsanbieterInnen in der Region bereits vorhandenen Ressourcen zielgerecht gebündelt, optimiert und koordiniert werden können, um die gesundheitliche und psychosoziale Versorgung gewaltbetroffener Frauen effektiv zu verbessern (vgl. Steffens 2012, 2013). In fünf Regionen wird das Projekt jeweils von einer örtlichen Frauenberatungsstelle mit Schwerpunkt auf HG/SG koordiniert. Seit 2013 wurden Basisfortbildungen und Fortbildungen zur gerichtsfesten Befunddokumentation durchgeführt. Danach stehen regionale Fachtagungen und ÄrztInnenkonferenzen zur Stärkung der regionalen Vernetzung an. Die Projektevaluation erfolgt durch die Wissenschaftlerinnen der Universität Bielefeld.

Die Arbeit des Kompetenzzentrums im Schwerpunkt Intervention bei Gewalt wird 2014 ausgeweitet durch die Installierung eines NRW-weiten Netzwerks zum Thema für diejenigen, die „an der Basis“ mit gewaltbetroffenen Frauen und deren gesundheitlichen Versorgung arbeiten. Außerdem wird ein Implementierungsworkshop durchgeführt, durch den die maßgeblichen NRW-(Berufs)-Verbände das Thema medizinische Intervention bei Gewalt in ihren Institutionen (verstärkt) verankern und befördern sollen. Weiterhin wird in Kooperation mit den Ärztekammern in NRW im September 2014 eine NRW-Fachtagung zum Thema Intervention bei Häuslicher Gewalt stattfinden.

Literatur

- Allmendinger, J.; Haarbrücker, J.; unter Mitarbeit von Fliegner, F. 2013. Lebensentwürfe heute. Wie junge Frauen und Männer in Deutschland leben wollen. Kommentierte Ergebnisse der Befragung 2012. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB). Internetquelle: <http://bibliothek.wzb.eu/pdf/2013/p13-002.pdf> (letzter Zugriff: 08.04.2014).
- Borutta, M. und C. Giesler. 2006. Karriereverläufe von Frauen und Männern in der Altenpflege. Eine sozialpsychologische und systemtheoretische Analyse. Wiesbaden: GWV Fachverlage GmbH.
- Gün, A. K. 2011. Sprachliche und kulturelle Missverständnisse in der Psychotherapie. In: Borde, T. und M. David (Hg.). Migration und psychische Gesundheit. Belastungen und Potentiale. Frankfurt a. M.: Mabuse. 133-146.
- Graß H. und A. Diggins-Rösner. 2012. Das Modellprojekt „MIGG – Medizinische Intervention gegen Gewalt“. In: Newsletter der Frauenhauskoordinierung e.V. No.1. Berlin. 9-10.
- Hagemann-White C. und S. Böhne. 2003. Versorgungsbedarf und Anforderungen an Professionelle im Gesundheitswesen im Problembereich Gewalt gegen Frauen. Expertise für die Enquetekommission „Zukunft einer frauengerechten Gesundheitsforschung in NRW“. Düsseldorf.
- Hagen, C. und A. Starker. 2011. Epidemiologie – was fällt auf? Unterschiede in der Gesundheit von Frauen und Männern. In: Public Health Forum. 19, 71. 4e1 - 4.e3.
- Hellbernd H.; Brzank P; Wieners K und U. Maschwewsky-Schneider. 2003. Häusliche Gewalt gegen Frauen: Gesundheitliche Versorgung – Das S.I.G.N.A.L.: Interventionsprogramm. Handbuch für die Praxis. Bonn: BZgA.
- Hornberg C.; Schröttle M.; Böhne S.; Khelaifat N. und A. Pauli. 2008. Gesundheitliche Folgen von Gewalt unter besonderer Berücksichtigung von Häuslicher Gewalt gegen Frauen. Gesundheitsberichterstattung des Bundes Heft 42. Berlin.
- Kolip, P.; Nolting, H.-D. und K. Zich. 2012. Faktenscheck Gesundheit. Kaiserschnittgeburten – Entwicklung und regionale Verteilung. Erstellt im Auftrag der Bertelsmann Stiftung, Gütersloh. Internetquelle: https://faktencheck-gesundheit.de/fileadmin/daten_fcg/Downloads/-Pressebereich/FCKS/Report_Faktencheck_Kaiserschnitt_2012.pdf.
- Pauli, A. und C. Hornberg. 2010a. Gesundheit und Krankheit: Ursachen und Erklärungsansätze aus der Gender-Perspektive. In: Becker, R. und B. Kortendiek. (Hg.). Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden: VS. 631-643.
- Pauli, A. und C. Hornberg. 2010b. Umwelt und Gesundheit: Gender-Perspektiven in Forschung und Praxis. In: Becker, R. und B. Kortendiek (Hg.). Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3. erw. und durchgeseh. Aufl. Wiesbaden: VS. 644-653.
- Robert-Koch-Institut (RKI). 2013. GBE Kompakt – Zahlen und Trend aus der Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Diagnose Depression: Unterschiede bei Frauen und Männern. 2/2013; 4. Jg. Internetquelle: http://www.rki.de/DE/Content/Gesundheitsmonitoring/Gesundheitsberichterstattung/GBEDownloadsK/2013_2_depression.pdf?__blob=publicationFile (letzter Zugriff: 03.02.2014).

- Steffens, M.; Stolte, A. und A. Janz. 2012. GESINE-Netzwerk Gesundheit. EN. Chancen gelingender Kooperation mit dem Gesundheitsbereich. In: Newsletter der Frauenhauskoordinierung e.V. No.1./2012. Berlin. 10-12.
- Steffens, M. 2012. Gewinn Gesundheit * – wie ärztliche Versorgung bei Häuslicher Gewalt erleichtert werden kann. In: Westfälisches Ärzteblatt. 11.12. Münster. 42-43.
- Steffens, M. 2013. Arbeitshilfe für die ärztliche Praxis zum Vorgehen bei häuslicher Gewalt. In: Ärztliches Praxishandbuch GEWALT. Hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe und dem Hessischen Sozialministerium. Berlin. 89-114.
- WHO. 2013. Global and regional estimates of violence against women: prevalence and health effects of intimate partner violence and nonpartner sexual violence. Genf. Internetquelle: http://apps.who.int/iris/bitstream/10665/85239/1/9789241564625_eng.pdf.

Kompetenzzentrum Frauen und Gesundheit NRW

Gesundheitscampus – Bochum
info@frauenundgesundheit-nrw.de
www.frauenundgesundheit-nrw.de

Gewalt gegen Jungen. Pilotprojekt der Universität Bielefeld und Bethel.regional

Im Pilotprojekt „Gewalt gegen Jungen“ unter der Leitung der Fakultät für Gesundheitswissenschaften, des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) sowie des Bewegungs- und Sporttherapeutischen Dienstes von Bethel.regional wurden Gewaltpräventionsprogramme bei Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderungen evaluiert. Gewalt gegen Jungen, insbesondere gegen Jungen mit Behinderungen, ist nach wie vor ein tabuisiertes Thema, das selten im Fokus präventiver Interessen steht, wenn es um die Gesundheitsförderung von Jungen bzw. Männern geht. Von besonderer Bedeutung ist dabei die potenzielle Gewaltbelastung von Jungen und Männern mit Behinderungen und Beeinträchtigungen in Deutschland. Hierzu sind kaum Daten verfügbar und entsprechend wenig ist darüber bekannt, wie diese Zielgruppen mit Gewaltbelastungen umgeht.

Ausgehend von der Fachtagung „MännerStärken“, die im Herbst 2010 in Bielefeld stattfand und sich speziell mit dem Thema „Gewalt gegen Jungen und Männer mit einer geistigen Behinderung“ befasste, vernetzten sich vor Ort (neben den o. genannten Leitungen des Projekts) verschiedene Institutionen und Einrichtungen: die Diamantstiftung, die Manfred Kaulen Stiftung, der Deutsche Behindertensportverband, die Mamre-Patmos-Schule (Förderschule der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel), die Freie Turn- und Sportvereinigung Ost Bielefeld e.V. (TuS Ost), die Grundschule Oerlinghausen-Helpup, die offene Ganztagschule Leopoldshöhe sowie die Grundschule Kirchheide (Lemgo). Aus der Vernetzung entstand das Pilotprojekt „Gewalt gegen Jungen“ (Oktober 2012 bis September 2013). Das Bestreben der entstandenen Kooperationsrunde war, im kommunalen Kontext Präventionsmaßnahmen zu konzipieren bzw. wissenschaftliche Grundlagen zum Thema „Gewalt gegen Jungen (mit Behinderungen)“ zu erarbeiten.

Methodik

Im Rahmen der Evaluation wurden – vor, während und nach dem Einsatz von unterschiedlichen Gewaltpräventionsprogrammen – 174 Kinder und Jugendliche im Alter von sieben bis 19 Jahren (67% männliche Teilnehmer; 17% mit Behinderungen), 17 LehrerInnen und GruppenleiterInnen sowie 54 Eltern zum aggressiven Verhalten (bezogen auf die Kinder und Jugendlichen) in acht Gruppen befragt. Diese setzten sich sowohl aus Kindern und Jugendlichen mit geistigen und körperlichen Behinderungen als auch mit psychischen Auffälligkeiten zusammen. Da zum Projektbeginn zum Teil bereits gemischte Gruppen von Mädchen und Jungen in den beteiligten Institutionen bestanden, wurden auch die Mädchen bei der Fragebogenerhebung berücksichtigt. Des Weiteren wurden TeilnehmerInnen mit unterschiedlichen sozialen Profilen in das Forschungsprojekt integriert. Zwei der teilnehmenden Gruppen fungierten als Kontrolle und durchliefen kein Gewaltpräventionsprogramm.

Die Evaluation der Präventionsmaßnahmen basierte auf dem „Fragebogen zum aggressiven Verhalten von Kindern“ in der Selbstbeurteilungsform (FAVK-S; Götz-Dorten & Döpfner 2010). Dabei wurde der Fragebogen nach Diskussionsrunden mit den Kooperationspartnern an die Zielgruppen angepasst. Im Laufe des Projekts und unter besonderer Berücksichtigung der Eindrücke der GruppenleiterInnen bzw. LehrerInnen wurde der Fragebogen zum aggressiven Verhalten von Kindern in leichte Sprache übersetzt.

Ergebnisse

Nach den Interventionen hat sich das aggressive Verhalten in sieben der acht Gruppen um bis zu 43% reduziert (Tabelle 1). Die geringste Veränderung betrug 2%, die drei stärksten Veränderungen lagen bei 43, 42 und 38%.

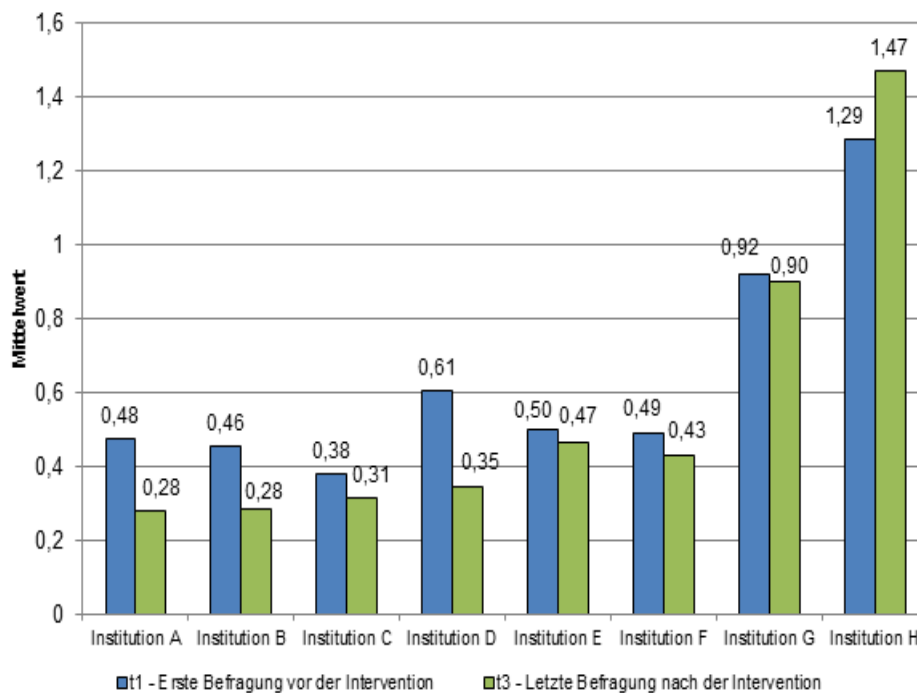


Tabelle 1: Durchschnittswerte des Gesamtscores des aggressiven Verhaltens vom ersten und dritten Messzeitpunkt

Die Ergebnisse zeigten, dass bei TeilnehmerInnen mit Behinderungen zwei bis fünf Mal höhere Aggressionen auftraten. Auch das Geschlecht spielte eine Rolle: Die Aggressionsscores der männlichen Teilnehmer waren zwei bis zweieinhalb mal höher als die der Mädchen. Diese Tendenzen finden sich auch in der Literatur wieder: Bei Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen wird im schulischen Kontext (Förderschule) beispielsweise mehr Gewalt beobachtet als bei Kindern und Jugendlichen an Haupt- und Realschulen sowie Gymnasien (vgl. Schubarth 2010; Fuchs et al. 2009; Schwind et al. 2006; Tillmann et al. 2000). Am Beispiel Schule lassen sich auch Unterschiede in der Intensität und Art der Gewaltausübung aufzeigen. Jungen und Mädchen unterscheiden sich v. a. im Hinblick auf physische Gewalt. Diese üben Jungen zwei- bis dreimal öfter aus als Mädchen (vgl. Schubarth 2010). In Bezug auf verbale Gewalt unterscheiden sich die Geschlechter kaum (vgl. ebd.).

Aufgrund der geringen Stichprobengröße sind nicht alle ermittelten Ergebnisse statistisch signifikant. Daher ist die ebenfalls durchgeführte Analyse der Planungs-, Struktur- und Prozessqualität des Projekts bedeutsam. Sie zeigt u.a., dass das veränderte Verhalten der Kinder und Jugendlichen auch die Eltern und VertreterInnen der Politik für das Thema sensibilisiert und mobilisiert hat. Um nachhaltig das aggressive Verhalten der Kinder und Jugendlichen positiv zu beeinflussen, sind langfristige Konzepte der

Gewaltprävention zu empfehlen. Teilweise konnten (auch aus finanziellen Gründen) die beteiligten Gruppen nur fünf bis zehn Zeitstunden an Präventionsprogrammen teilnehmen. Konzepte sollten – neben einem wirksamen Ansatz – z. B. eine gute Qualität in der Anwendung vorweisen. Dabei kommt es insbesondere auf die Berücksichtigung der Rahmenbedingungen des jeweiligen Settings und weniger auf ein standardisiertes Vorgehen bei der Ausführung der Maßnahmen an (vgl. Schubarth 2010).

Ausblick

Die Erkenntnisse aus dem Pilotprojekt sollen in einem Folgeprojekt aufgegriffen werden, das die Bearbeitung der Fragestellung mit einer größeren Anzahl von Kindern und Jugendlichen verfolgt. Zudem sollen die Konzepte – differenzierter als bisher – unterschiedliche Formen der Behinderung berücksichtigen, die Präventionsangebote geschlechtersensibler aufbereitet und die Eltern stärker miteinbezogen werden.

Literatur

- Fuchs, M.; Lamnek, S.; Luedtke, J. und N. Baur. 2009. Gewalt an Schulen. 1994 - 1999 - 2004. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Görtz-Dorten, A. und M. Döpfner. 2010. Fragebogen zum aggressiven Verhalten von Kindern (FAVK). Manual. Göttingen: Hogrefe.
- Schubarth, W. 2010. Gewalt und Mobbing an Schulen. Möglichkeiten der Prävention und Intervention. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schwind, H.-D.; Roitsch, K. und B. Gielen. 2006. Gewalt in der Schule aus der Perspektive unterschiedlicher Gruppen. In: Holtappels, H. G.; Heitmeyer, W.; Melzer, W. und K.-J. Tillmann (Hg.). Forschung über Gewalt an Schulen. Erscheinungsformen und Ursachen, Konzepte und Prävention. 4. Aufl. Weinheim: Juventa. 81-100.
- Tillmann, K.-J.; Holler-Nowitzki, B.; Holtappels, H. G.; Meier, U. und U. Popp (Hg.). 2000. Schülergewalt als Schulproblem. Verursachende Bedingungen, Erscheinungsformen und pädagogische Handlungsperspektiven. 2. Aufl. Weinheim, München: Juventa.

Helga Nolte

Fakultät für Gesundheitswissenschaften und
Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
helga.nolte@uni-bielefeld.de

Olga Elli

Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
olga.elli@uni-bielefeld.de

Dr. Lutz Worms

Bewegungs- und Sporttherapeutischer Dienst
Bethel.regional

Gerti Puhe

Bewegungs- und Sporttherapeutischer Dienst
Bethel.regional

Prof. Dr. Claudia Hornberg

Fakultät für Gesundheitswissenschaften und
Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF)
Universität Bielefeld
claudia.hornberg@uni-bielefeld.de

Veranstaltungen

Workshop: Geschlecht – Vereinbarkeit

13.01.2014 – Bielefeld

Wie kann man Schulabgänger zu Ausbildungs- und Karrierewegen ermutigen, die ihrer Geschlechtsidentität vermeintlich widersprechen, zum Beispiel junge Frauen zu einem Ingenieurstudium oder junge Männer zu einem Studium der Pflegewissenschaften? Wie gelingt es, engagierte Professorinnen und Professoren mit Kindern zu Vorbildern für junge Mitarbeiterinnen, Mitarbeiter und Studierende aufzubauen? Und wie lassen sich an der Hochschule zeitgemäße Vereinbarkeitsmodelle etablieren und strukturell verankern? Diese und andere Fragen standen im Zentrum des Workshops „Geschlecht - Vereinbarkeit“ am 13. Januar 2014 in Bielefeld. Veranstalter war das Wissenschaftsministerium in Kooperation mit der Universität und der Fachhochschule Bielefeld, die sich beide bereits seit langem mit den Themen Vereinbarkeit und Gleichstellung auseinandersetzen.

Neben aktuellen Forschungsergebnissen spielten im Workshop vor allem die persönlichen Erfahrungen der Teilnehmenden sowie der Referentinnen und Referenten eine wichtige Rolle. Drei parallele Arbeitsgemeinschaften beschäftigten sich am Nachmittag intensiv mit verschiedenen Dimensionen des Themas Geschlechtergerechtigkeit: (1) den Rollenbildern bei der Studien- und Berufswahl; (2) der familiären Verantwortung von Hochschulen; (3) dem Einfluss des Gender-Faktors auf eine wissenschaftliche Karriere. Zuvor hatten die Teilnehmenden interessiert mehreren Podiumsdiskussionen gelauscht. Die Keynote hielt Julia Haarbrücker vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung zum Thema „Lebensentwürfe heute - Wie junge Frauen und Männer in Deutschland leben wollen“.

Weibliche Intellektuelle im 20. und 21. Jahrhundert. Gegenwartsdiagnosen und Eingreifendes Denken

24./ 25.03.2014 – Bielefeld

Das 20. Jahrhundert ist als „Jahrhundert der Intellektuellen“ bezeichnet worden. Zahlreiche Studien haben die Geschichte der Intellektuellen nachgezeichnet. Sie gleichen sich in einem Punkt: der Ausblendung von Frauen. Ziel der Tagung am ZIF war es daher, die Galerie der Männerbilder, die die Intellektuellengeschichte konstruiert hat, um Portraits von Frauen in der Rolle der Intellektuellen zu erweitern und dadurch zurechtzurücken. Gegenwartsdiagnosen und Eingreifendes Denken von Frauen im 20. und 21. Jahrhundert wurden in Fallstudien erschlossen, um anhand der gewonnenen Daten eine Debatte über die Fragen zu eröffnen: (a) ob und inwiefern das politische Engagement von Frauen den vorherrschenden Idealtypen des Intellektuellen subsumiert und/oder (b) ein spezifischer Typus weiblichen Engagements extrapoliert werden kann bzw. (c) der Blick auf Frauen die Typologie als solche ins Wanken bringt?

Weitere Informationen unter: <http://www.uni-bielefeld.de/ZIF/AG/2014/03-24-Gilcher-Holtey.html>

12. Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum

13./ 14.02.2014 – Paderborn

Die letzte Arbeitstagung der „Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG)“ bot erneut die Möglichkeit, inhaltliche und hochschulpolitisch brisante Entwicklungen in den Gender Studies mit Fachkolleg_innen zu erörtern. Anhaltendes Grundanliegen der KEG ist der qualifizierte Erfahrungsaustausch zwischen den institutionalisierten Einrichtungen im deutschsprachigen Raum. Er soll zur diagnostischen Sicht auf Trends und Fallen

der Hochschulentwicklung verhelfen und dazu beitragen, Formen und Strategien der Institutionalisierung zu reflektieren und weiter zu entwickeln. In insgesamt sieben Arbeitsgruppen diskutierten die Teilnehmer_innen zu ausgewählten Themen.

Weitere Informationen unter: <http://www.genderkonferenz.eu/>

Jahrestagung der Fachgesellschaft für Geschlechterstudien/ Gender Studies

14./ 15.02.2014 – Paderborn

Im Anschluss an die KEG lud die Fachgesellschaft Geschlechterstudien/ Gender Studies Association und das Zentrum für Geschlechterstudien der Universität Paderborn zur 4. Jahrestagung der Fachgesellschaft ein. Unter dem Titel „Erkenntnis, Wissen, Interventionen – geschlechterwissenschaftliche Perspektiven“ diskutierten Vertreter_innen der Geschlechterforschung an der Universität Paderborn und rückten die Dynamiken und das Zusammenspiel zwischen Erkenntnis, Wissen und Intervention auf wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Ebene in den Mittelpunkt. Dabei ging es einerseits darum, zu klären, in welchen Hinsichten von Wissen und Erkenntnis als Intervention gesprochen werden kann und wie Erkenntnis und Wissen als Intervention wirksam werden können, andererseits wurde gefragt, welches die Bedingungen der Möglichkeit sind, in Wissen und Erkenntnis zu intervenieren. Angesprochen wurden damit im Wesentlichen drei Themenfelder: (1) Fragen, die den (Arbeits-)Bereich von Erkenntnisgewinnung und Wissensproduktion und die damit verbundenen Erfahrungen mit Geschlechterforschung/ Gender Studies anvisieren. (2) epistemologische Fragen nach den Möglichkeiten von Geschlechterforschung/ Gender Studies, methodisch oder erkenntniskritisch zur Erweiterung und Veränderung der Wissensbestände und ihrer Strukturierung beizutragen. (3) Und drittens die Frage, welche Herausforderung von einzelnen konkreten Forschungsarbeiten aus den Gender Studies für wissenschaftliche und gesellschaftliche Bereiche ausgeht oder ausgehen kann. Neben den sehr interessanten Einzelvorträgen, die die thematische Bandbreite des Feldes widerspiegeln, fand am Freitagabend eine große Podiumsdiskussion zum Thema „Gender Studies in und zwischen Disziplinen“ statt. Hier diskutierten Vertreter_innen disziplinär organisierter Netzwerke und Sektionen über ihr Verhältnis zur FG Gender und die (inter-)disziplinären Verortungen ihrer Arbeit. Am Samstagmorgen fand zudem die Wahl des neuen Vorstands statt.

Weitere Informationen unter: <http://www.fg-gender.de/>

Festtagung Ilse Lenz

22./ 23.02.2014 – Bochum

22 Jahre lang war Prof. Dr. Ilse Lenz Professorin für Soziologie/ Soziale Ungleichheit und Geschlecht an der Fakultät für Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum – nun verabschiedet sie sich. Um ihr Lebenswerk zu ehren, fand am 22. und 23. Februar die Festtagung „Und sie bewegen sich doch! Frauenbewegungen und komplexe (Geschlechter) Verhältnisse in internationaler Perspektive“ an der Ruhr-Universität Bochum statt. Sie gilt als Mitbegründerin internationaler Geschlechterforschung und so kamen die Redner_innen der Tagung aus Frankreich, Japan, Taiwan, den USA und Deutschland. Gemeinsam blickten sie zurück auf die lange Berufszeit einer engagierten Soziologin und beschäftigten sich unter anderem mit Transnationalität in Europa, Frauenbewegungen in Deutschland und Japan und jungen Feministinnen in Mexiko. Ilse Lenz hielt einen Festvortrag mit dem Thema „Genderflexer? Zur Geschlechterordnung im globalisierten flexibilisierten

Kapitalismus“. Das Netzwerk für Frauen- und Geschlechterforschung NRW organisierte die Tagung in Kooperation mit der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und dem Gunda-Werner-Institut der Heinrich-Böll Stiftung.

Gender-Kongress 2014

07.03.2014 – Essen

Die Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW richtete den diesjährigen Gender-Kongresses mit dem Titel „Hochschulentwicklungen, Gleichstellungspraktiken, Wissenschaftskarrieren – Potenziale & Perspektiven“ aus, zu dem das Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes NRW am 07. März 2014 in das SANAA-Gebäude auf der Zeche Zollverein in Essen einluden. Ziel ist es, sich durch Fachvorträge und in inhaltlich variierenden Zukunftsgesprächen über Hochschulentwicklungen, Gleichstellungspraktiken und Wissenschaftskarrieren zu verständigen und Strategien zur Gleichstellung von Frau und Mann sowie Chancengerechtigkeit in allen drei Bereichen zu entwickeln – entsprechend dem im Gender-Report festgestellten Bedarf.

Weitere Informationen unter: <http://www.netzwerk-fgf.nrw.de/koordinations-forschungsstelle/projekte/gender-kongress-2014/>

Wiedereinstieg von Frauen in Wissenschaftskarrieren

27.03.2014 – Dortmund

Das Team des Verbundprojektes WiFraWi lud im März gleich zweimal zum Fachtag „KarriereSorgen – Wissenschaft zwischen Exzellenz und Fürsorge“, am 18.03.2014 an der Universität Leipzig und am 27.03.2014 an der Sozialforschungstelle/ TU Dortmund. Im Fokus stand die Spannung zwischen Wissenschaftskarrieren und fürsorglicher Verantwortung. Diese wird sichtbar in Karriereverläufen und -strategien von Wissenschaftler/innen aber auch in Förderprogrammen zum Wiedereinstieg. Präsentiert und diskutiert wurden die Ergebnisse des BMBF-geförderten Forschungsprojektes „Wiedereinstieg von Frauen in Wissenschaftskarrieren“ (TU Dresden/ IRIS e.V. Dresden). Im Rahmen der Veranstaltungen konnten konkrete Bezüge zur lokalen Gleichstellungspraxis hergestellt werden. Der Fachtag richtete sich an alle wissenschaftlichen und hochschulpolitischen Akteure/innen, welche sich mit den Bereichen Gleichstellung und Chancengerechtigkeit, Organisationsentwicklung und Fächerkulturen, Wissenschaft als Beruf, Wissenschaft als Lebensform, Professionalisierung in den Wissenschaften beschäftigen.

Weitere Informationen unter: <http://wiedereinstieg-wissenschaft.de/?Fachtage>

Neuerscheinungen

Karen Wagels: Dissertation und Promotionspreis für „Geschlecht als Artefakt. KörperPraxen in Arbeit. Regulierungsweisen von Geschlecht in Erwerbsarbeitskontexten“



In ihrer Dissertation stellt Karen Wagels eine ausführliche Diskussion sozialkonstruktivistischer Ansätze voran und fragt nach der Konzeptualisierung des Körpers in den jeweiligen Ansätzen. Vor dem Hintergrund der Debatte einer Reifizierung von Geschlecht kommt die Autor_in zu dem Schluss, dass ein Begriff von Geschlecht, der zwar als sozial konstruiert gilt, der aber Prozesse der Verkörperung nicht – oder ausschließlich in seinen reproduktiven Aspekten – in den Blick nimmt, zu kurz greift. Grundlegende These ist, dass die Bewegungen und Variationen in der Konstituierung von Körpersubjektivitäten in Betracht zu ziehen sind, um das Zweigeschlechtermodell auch im Sinne eines Zweikörpermodells herauszufordern, d.h. ein Feld multipler Körper wahrnehmbar zu machen. Die empirische

Studie umfasst fünf Interviews mit Menschen, die von unterschiedlichen sexuell-geschlechtlichen Selbstpositionierungen aus ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen in Erwerbsarbeitskontexten beschreiben. Karen Wagels adressiert diese als Expert_innen, weil sie aktiv in die Strukturierung eines politischen Feldes involviert sind: Sie haben Stammtische (für Transmänner, Drag Kings oder Femmes) initiiert und koordiniert oder aktives Networking (im bundesweiten Netzwerk lesbischer Führungskräfte und Managerinnen oder in Transgender-Kontexten) betrieben.

Welchen Stellenwert hat Heteronormativität im Feld der Erwerbsarbeit, und wie sind Dynamiken der Ein- und Ausschlüsse jenseits objektivierender Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität in den Blick zu bekommen? Konzepte der Performativität, der Materialisierung und der Affektivität, wie sie Foucault, Butler und Barad, aber auch Deleuze, Gatens und Probyn entwickeln, bieten hier unterschiedliche Ansatzpunkte. Die Herausforderung der Arbeit besteht in dem Zusammenwirken theoretischer und empirischer Einsichten, wie es in der Methodologie der Grounded Theory angelegt ist. Die auf diese Weise theoretisch konzeptualisierten empirischen Erkenntnisse werden von Karen Wagels auf zwei Dimensionen angeordnet, die wiederum auf einer dritten Ebene zusammengeführt werden:

Sichtbarkeit – Zugehörigkeit – Verletzbarkeit

In allen Interviews lässt sich eine Sichtweise rekonstruieren, die das Feld der Erwerbsarbeit durch naturalisierte Vorstellungen von Geschlecht und hegemoniale Sichtbarkeiten strukturiert hervortreten lässt.

Relationalität – Aufwand – Differenz

Es sind Relationen von Ähnlichkeit auf einer affektiven Ebene, die in, mit und gegen die zweigeschlechtliche Ordnung auf einer körperlichen Ebene hergestellt und wahrgenommen werden können.

Arbeit an den Grenzen

Was in den Interviews deutlich wird, sind nicht nur Ein- und Ausschlüsse, sondern ist vielmehr das bewegliche Feld von Passungen und Realisierungen, die in Subjektivierungsprozessen am Werk sind. Verschiebungen gerade auf einer körperlichen Ebene hervorbringen und präsent zu halten, bedeutet eine unentwegte Arbeit an Zuschreibungen und deren Dekonstruktion. In dieser Form der Selbstpraktik geht es nicht

um ein Fortschreiben von Individualisierung oder Privatisierung, sondern im Gegenteil um einen Selbstbezug, der auf Gesellschaft zurückweist – um eine Intensivierung der gesellschaftlichen Beziehungen.

Karen Wagens erhielt 2012 für ihre Dissertation den Promotionspreis des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften und Philosophie der Philipps-Universität Marburg. Mit dem Promotionspreis ehrt der Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Philosophie eine Forscherpersönlichkeit, die aktuellste gesellschaftliche Fragestellungen mit sehr präziser und profunder Empirie im Bereich der Gender-Forschung zu verbinden gewusst hat, so die Begründung der Fachbereichsjury. Der Promotionspreis des Fachbereiches Gesellschaftswissenschaften und Philosophie wird alle drei Jahre für die beste Arbeit verliehen.

Zur Person: Dr. Karen Wagens hat in Bonn, Heidelberg und Frankfurt am Main Psychologie und Internationale Beziehungen studiert. Sie war Stipendiat_in am Marburger Graduiertenkolleg (2004-2007). Nach ihrer Lehrtätigkeit am Marburger Institut für Europäische Ethnologie wechselte Wagens an die Universität Bielefeld (2009-2011), wo sie vor allem im Bereich Gender Studies tätig war. Von dort wechselte sie an die Universität Kassel.

Karen Wagens. 2013. Geschlecht als ArteFakt. Regulierungsweisen von Geschlecht in Erwerbsarbeitskontexten. Bielefeld: transcript.

Levke Harders: „American Studies. Disziplingeschichte und Geschlecht“



Die Institutionalisierung von American Studies als interdisziplinäres Lehr- und Forschungsgebiet war eine Reaktion auf wissenschaftliche und gesellschaftliche Problemlagen in den USA. Dabei verbanden sich mit den disziplinären Wissensformen geschlechterspezifische Differenzierungen: Die Funktion des Faches im Hinblick auf nationalkulturelle Konstruktionen, aber auch der innerdisziplinäre Ausdifferenzierungsprozess führten zu Exklusionsmechanismen, in deren Folge weibliche, nicht-weiße und nicht-akademische Amerikanisten als nicht zum Zentrum des Faches gehörend definiert wurden. Die Autorin zeigt, dass das wissenschaftliche Feld von ungleichen Laufbahnen, unterschiedlichen institutionellen wie materiellen Rahmenbedingungen gekennzeichnet ist und dass Geschlecht auch in den Inhalten und Konzepten der American Studies verankert ist.

Levke Harders verknüpft in dieser ersten Disziplingeschichte des Faches American Studies neuere Ansätze der Wissenschaftsgeschichte mit einer geschlechter- und sozialhistorischen Perspektive, um soziale und politische Faktoren in der Fachentwicklung ebenso wie die (Re-) Produktion struktureller und epistemologischer Ungleichheiten aufzuzeigen.

Zur Person: Levke Harders studierte Neuere deutsche Literatur, Neuere und Neueste Geschichte sowie Gender Studies in Berlin und New York. 2009/ 2010 und seit 2011 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Geschlechtergeschichte an

der Universität Bielefeld und war von 2010 bis 2013 Geschäftsführerin der Bielefeld Graduate School in History and Sociology (BHGS).

Levke Harders. 2013. American Studies. Disziplingeschichte und Geschlecht. Stuttgart: Steiner.

Dominique Grisard, Ulle Jäger & Tomke König: Festschrift für Andrea Maihofer „Verschieden sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz“



Verschiedenheit bestimmt als grundlegendes Motiv die Art und Weise, wie sich die Philosophin Andrea Maihofer seit den 1980ern Themen der Frauen- und Geschlechterforschung zuwendet. Maihofers Forderung nach einer Anerkennung der Differenz regt bis heute zum gemeinsamen Nachdenken über Geschlecht und Differenz aus unterschiedlichen (disziplinären) Perspektiven an. So setzen sich die Beiträge dieses Buches mit der Ermöglichung verschiedener Lebensweisen, Körperpraxen, Begehrensformen und Begehrensrelationen auseinander. Dabei greifen die AutorInnen auf Material aus eigenen oder gemeinsam mit Maihofer durchgeführten Forschungsprojekten zurück oder diskutieren theoretische Aspekte aktueller Geschlechterforschung. Alle drei Herausgeberinnen haben

lange am Zentrum Gender Studies der Universität Basel unter der Leitung von Andrea Maihofer zusammengearbeitet. Tomke König wechselte nach ihrer Tätigkeit in Basel an die Universität Bielefeld und ist hier seit 2013 Professorin für Geschlechtersoziologie.

Die Herausgeberinnen:

Dr. Dominique Grisard ist assoziierte Wissenschaftlerin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel und derzeit Gastwissenschaftlerin an der London School of Economics. Dr. Ulle Jäger war langjährige (Ober)Assistentin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel und ist nun freiberuflich als Supervisorin und Coach für wissenschaftlichen Nachwuchs tätig.

Prof. Dr. Tomke König war ebenfalls lange Zeit am Zentrum Gender Studies der Universität Basel tätig und ist seit 2012 Professorin für Geschlechtersoziologie an der Universität Bielefeld.

Dominique Grisard, Ulle Jäger, Tomke König (Hg.). 2013. Verschieden sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz. Sulzbauch/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.

Ursula Müller, Birgit Riegraf und Sylvia Wilz: Das erste Lehrbuch zum Thema „Geschlecht und Organisation“



Die Debatten über den Zusammenhang von „Organisation und Geschlecht“ erleben seit den 1970er Jahren auch im deutschsprachigen Raum einen bemerkenswerten Aufschwung. So werden immer mehr Organisationstypen, Hochschulen, Sportvereine oder Unternehmen und Organisationseinheiten wie Personalabteilungen, darauf hin analysiert, welche Rolle das Geschlecht der Beschäftigten im Alltag der Organisationen spielt und welche unterschiedlichen Erscheinungsformen die Herstellungsprozesse von Geschlechterdifferenzen haben. Eine zentrale theoretische Frage ist dabei, ob Organisationen grundlegend als geschlechtsneutral zu analysieren sind oder eher als durch Geschlecht strukturierte soziale Gebilde betrachtet werden

müssen. Das vorliegende Buch führt in die Dynamik des Themenkomplexes ein. Die zentralen Theorieangebote werden anhand unterschiedlicher Untersuchungsfelder und -themen nachgezeichnet.

Die Herausgeberinnen:

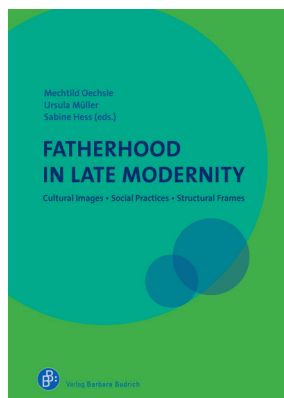
Dr. Ursula Müller war Professorin an der Fakultät für Soziologie und Direktorin des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF) der Universität Bielefeld.

Dr. Birgit Riegraf ist Professorin an der Universität Paderborn.

Dr. Sylvia M. Wilz ist Professorin an der Fernuniversität in Hagen.

Müller, Ursula; Riegraf, Birgit und Sylvia M. Wilz (Hg.). 2013. Geschlecht und Organisation. Reihe: Geschlecht und Gesellschaft, Band 45. Wiesbaden: Springer VS.

Mechtild Oechsle, Ursula Müller und Sabine Hess: „Fatherhood in Late Modernity“



With an interdisciplinary approach this book's contributions investigate the sometimes contradictory relationship between cultural representations and social practices of fatherhood. They contextualise diverse fatherhoods in various social backgrounds, ethnicities, ages and different national contexts. Reflecting methodological challenges is crucial to the volume's approach: Which parameters are used to quantify change? Which links and interactions between cultural, individual, organizational and societal dimensions do exist regarding the development of new social configurations of fatherhood? How can the complex interaction between structural constraints and agency be analysed? Can certain agents of change be identified? How

can social change be conceptualized? This volume links to international comparative

research and shows how fruitful it can be to break disciplinary boundaries.

Die Herausgeberinnen:

Prof. Dr. Mechthild Oechsle ist Professorin an der Fakultät für Soziologie.

Prof. Dr. Ursula Müller war Professorin an der Fakultät für Soziologie und Direktorin des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF).

Dr. Sabine Hess war Mitarbeiterin am Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF). Alle Universität Bielefeld.

Oechsle, Mechthild; Müller, Ursula und Sabine Hess (Hg.). 2012. Fatherhood in Late Modernity. Cultural Images, Social Practices, Structural Frames. Opladen [u.a.]: Verlag Barbara Budrich.

Sebastian Winter: Dissertation „Geschlechter- und Sexualitätsentwürfe in der SS-Zeitung Das schwarze Korps. Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Studie“



In den nationalsozialistischen Entwürfen von Geschlecht und Sexualität wurde die bürgerliche Geschlechter-Komplementarität abgelöst durch eine geschlechterübergreifende „Kameradschaft“, in der Sexualität nicht individueller Lust, sondern dem „Volk“ dienen sollte. Dem gegenüber standen antisemitische Feindbilder von Prüderie, Lüsternheit und Homosexualität. Diese Selbst- und Feindbilder stellten ein Sinnstiftungsangebot und ein „Heils“-Versprechen dar, deren affektive Attraktivität sich aus ihrer Funktionalisierbarkeit zur Verleugnung basaler Konflikte der Geschlechtsidentitätsgenese erklärt - ein Zusammenhang, der in der psychoanalytisch-sozialpsychologischen Antisemitismusforschung oft benannt, aber bislang meist androzentrisch und

sozialcharakterologisch verkürzt interpretiert wurde. Sebastian Winters transdisziplinäre Herangehensweise verschränkt mit einem geschlechtertheoretischen Fokus Diskursanalyse und psychoanalytische Sozialpsychologie und bietet so der Emotionsgeschichte eine neue Perspektive.

Zur Person: Dr. Sebastian Winter, Studium der Sozialpsychologie, Soziologie und Geschichte an der Universität Hannover, Mitglied im Koordinationskreis der AG Politische Psychologie an der Leibniz Universität Hannover (www.agpolpsy.de), derzeit an der Universität Bielefeld im Arbeitsbereich Gender, Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte des Nationalsozialismus, Geschlechtertheoretische Sozialisationsforschung, Psychoanalytische Sozialpsychologie von Gemeinschafts- und Feindbildungsprozessen

Sebastian Winter. 2013. Geschlechter- und Sexualitätsentwürfe in der SS-Zeitung Das schwarze Korps. Eine psychoanalytisch-sozialpsychologische Studie. Gießen: Psychosozial Verlag.

Abschlussbericht zur „Lebenssituation und Belastung von Männern mit Behinderungen und Beeinträchtigungen in Deutschland“



Die vorliegende Studie befragt erstmalig in Deutschland 200 repräsentativ ausgewählte Männer mit Behinderungen und Beeinträchtigungen, die in Haushalten leben, zu Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen und wertet die Ergebnisse im Vergleich zu Männern der Durchschnittsbevölkerung und zu Frauen mit Beeinträchtigungen und Behinderungen aus. Trotz der relativ kleinen Zahl der befragten Männer können damit erstmals vorsichtige Vergleiche zu Gewaltbelastungen gezogen und Risikokonstellationen im Hinblick auf Gewalt, Geschlecht und Behinderungen identifiziert werden. Es zeigt sich, dass Männer mit Behinderungen ein erhöhtes Risiko gegenüber Männern der Durchschnittsbevölkerung

haben als Erwachsene Opfer von körperlicher oder psychischer Gewalt zu werden. Insgesamt erweist sich das Niveau der Gewaltbelastung bei den untersuchten Männern und Frauen mit Behinderungen und Beeinträchtigungen als deutlich erhöht gegenüber Männern und Frauen der Durchschnittsbevölkerung. Anders als in der Frauenbefragung konnten bei Männern mit Behinderungen keine erhöhten Gewaltbelastungen in Bezug auf elterliche psychische und physische Gewalt in Kindheit und Jugend festgestellt werden. Darüber hinaus wurden auch keine erhöhten Belastungen durch sexuelle Gewalt in Kindheit, Jugend und Erwachsenenleben festgestellt.

Abschlussbericht erstellt von: Ludger Jungnitz, Dr. Ralf Puchert, Nora Schrimpf, Dr. Monika Schröttle, Daniel Mecke und Prof. Dr. Claudia Hornberg. Forschungsbericht 435. 2013. Bundesministerium für Arbeit und Soziales. Berlin.

<http://www.bmas.de/DE/Service/Publikationen/Forschungsberichte/Forschungsberichte-Teilhaber/fb435.html>

Verschiedenes

25 Jahre Gleichstellungsbüro – Festschrift zum Jubiläum



Zum 25-jährigen Jubiläum des Gleichstellungsbüros ist jetzt die erweiterte Festschrift „25 Jahre unterwegs. Meilensteine der Gleichstellungspolitik an der Universität Bielefeld von 1988-2013“ erschienen. Das Redaktionsteam nahm das Jubiläum zum Anlass, die Festschrift von 2008 zum 20-jährigen Bestehen zu erweitern und erneut auf Meilensteine und wichtige Aspekte aus der Arbeit des Gleichstellungsbüros der letzten Jahre hinzuweisen. Das Heft bietet in Form einer Zeitleiste einen anschaulichen Überblick über die Erfolge gleichstellungspolitischer Arbeit an der Universität. Obwohl aus gleichstellungspolitischer Perspektive noch viel zu tun ist, konnten in den letzten Jahren viele Erfolge gefeiert werden, wie das Redaktionsteam resümiert: „Deshalb ist die

Wegmarke „25“ ein gutes Etappenziel, erneut die zurückgelegte Gesamtstrecke zu reflektieren und mit Weggefährtinnen und Begleitern zu feiern.“ Die Mitarbeiterinnen des Gleichstellungsbüros präsentieren den erfolgreichen Weg institutioneller Gleichstellungsarbeit der letzten Jahre. Zunächst geben die Autor_innen einen kurzen Einstieg in die Frauenforschungs- und -förderungsaktivitäten seit Gründung der Universität Bielefeld 1969. So steigt die Festschrift ein mit einem Überblick über die Jahre 1969-1988 und widmet im Anschluss daran jedem nachfolgenden Jahr eine eigene Übersicht. Dabei stellt sie wichtige Personen und Wegbegleiterinnen vor, verweist auf gesetzliche Neuerungen und den stetigen Aufbau von Netzwerken. Umfassend werden die Strukturen und ihre Entwicklung beschrieben, die die gleichstellungspolitische Arbeit an der Universität prägt(e) und an Schlüsselthemen und -inhalte sowie Veröffentlichungen erinnert. Erhältlich ist die Broschüre über das Gleichstellungsbüro der Universität Bielefeld und auf der Homepage (<http://www.uni-bielefeld.de/gleichstellungsbeauftragte/>).

Vorlesungsverzeichnis Frauen- und Geschlechterforschung in der Lehre im eKVV

Bis zum Sommersemester 2013 wurde vom IFF das Forum in Papierform veröffentlicht, eine Zusammenstellung aller Lehrveranstaltungen mit Bezug zur Geschlechterforschung der Universität Bielefeld. Seit dem WS 2013/14 sind diese Veranstaltungen online und auf einen Blick einsehbar. Die Zusammenstellung resultiert aus der sorgfältigen Sichtung des eKVV durch das Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung (IFF). Sollte Ihre Lehrveranstaltung hier nicht aufgeführt sein, schicken Sie uns doch bitte eine kurze Email an iff@uni-bielefeld.de. Der direkte link befindet sich auf der Homepage des IFF (<http://www.uni-bielefeld.de/IFF/>).

Gender-Report 2013. Geschlechter(un)gerechtigkeiten an Hochschulen in NRW

Der Gender-Report 2013 des Ministeriums für Innovation, Wissenschaft und Forschung NRW ist erschienen. Er bietet Analysen zu Hochschulentwicklungen, Gleichstellungspraktiken sowie Wissenschaftskarrieren und spricht Empfehlungen aus. Der Schwerpunkt lag diesmal auf geschlechterdifferenten Erfahrungen mit Bewerbungsverfahren.



Gemeinsam haben Beate Kortendiek, Meike Hilgmann, Jennifer Niegel und Ulla Hendrix verschiedene Analysen zu Hochschulentwicklungen, Gleichstellungspraktiken und Wissenschaftskarrieren zusammen zugestellt. So behandelt Teil A des Reports zunächst ausführlich Daten zu Strukturen und Entwicklungen an Hochschulen in NRW im Bundesländervergleich und innerhalb des Bundeslandes. In Teil B geht es dann um gleichstellungspolitische Interventionen und Maßnahmen an nordrhein-westfälischen Hochschulen. Teil C konzentriert sich schließlich auf Hochschullaufbahnen und Karrierewege zur Professur, u.a. mit der Darstellung von Berufungsverfahren. Der Bericht schließt ab mit Erfordernissen und Empfehlungen und so geht der Bericht über die Hochschulen wieder in die Hochschulen zurück. Der Bericht und weitere Informationen sind unter www.genderreport-hochschulen.nrw.de erhältlich.

Shortcuts: Ein Programm zur Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen auf dem Weg zur Promotion

Das Programm Shortcuts, das durch die Bielefeld Graduate School in History and Sociology (BGHS), die Fakultät für Soziologie und die Abteilung Geschichtswissenschaft der Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie an der Universität Bielefeld getragen wird, widmet sich der Unterstützung von Masterabsolventinnen aus der Geschichtswissenschaft und der Soziologie sowie angrenzenden Disziplinen bei der Bewerbung auf Promotionsstellen, -stipendien und -studienplätze. Es bietet Workshops zu grundsätzlichen Fragen zur Promotion und zu wissenschaftlichen Karrieremöglichkeiten sowie zur Erstellung eines Exposés und fördert den regelmäßigen Austausch der Nachwuchswissenschaftlerinnen untereinander. Darüber hinaus stellen die beteiligten Einrichtungen viermonatige Stipendien in Höhe von 1.200 Euro pro Monat bereit, die es den Teilnehmerinnen ermöglichen, konzentriert eine Bewerbung vorzubereiten. Eine Aufstockung durch einen Kinderzuschlag ist möglich.

Das nächste Shortcuts-Programm startet im August 2014. Die Ausschreibung erfolgt im Sommersemester 2014. Bewerben können sich alle interessierten Frauen aus NRW. Mehr Informationen zu dem Programm und zur Bewerbung gibt es unter <http://www.uni-bielefeld.de/bgbs/bewerbung/shortcuts.html>. (Kontakt: Dr. Andrea Adams, bgbs@uni-bielefeld.de.)

Levke Harders, Bettina Brockmeyer & Martina Kessel

Geschlecht, Migration und Arbeit (1800–1945). **Studientag des Arbeitskreises Historische Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 18.10.2013 in Bielefeld.**

Migration, Arbeit und Geschlecht in ihren verflochtenen Zusammenhängen sind heute sowohl politisch als auch gesellschaftlich breit diskutierte Fragen. Die Kategorien Geschlecht und Ethnizität strukturieren diese Themenfelder maßgeblich. Migration war nicht erst im 19. und 20. Jahrhundert Ergebnis, sondern auch Ausgangspunkt gesellschaftlichen Wandels und der Herstellung von Differenzen. In der Forschung geraten erst in den letzten Jahren geschlechterhistorische Fragestellungen vermehrt in den Blick. Diese notwendige Perspektivenerweiterung ist dabei noch kaum mit transnationalen und postkolonialen Ansätzen verbunden worden, obwohl sie ermöglichen, Fragen nach Arbeit und Migration in ihrer Vielschichtigkeit und Komplexität zu untersuchen.

Auf dem Studientag des Arbeitskreises Historische Frauen- und Geschlechterforschung wurden interdisziplinäre, intersektionale und postkoloniale Perspektiven der gegenwärtigen Geschlechtergeschichte auf Migration und Arbeit zwischen 1800 und 1945 anhand von aktuellen Forschungsprojekten diskutiert. Nach der Eröffnung durch Julia Paulus (Westfälisches Institut für Regionalgeschichte, Münster) und Eva Labouvie (Otto-von-Guericke Universität, Magdeburg) sowie einer inhaltlichen Einführung von Bettina Brockmeyer und Levke Harders, stellte Elisabeth Janik (Universität Wien) ihr Dissertationsprojekt „Netzwerke transatlantischer Migration: Galizische Auswanderung nach Südamerika 1860-1914“ vor. Anschließend wurde der Beitrag von Ute Sonnleitner (Karl-Franzens-Universität Graz) über „Künstler_innen in Bewegung“ diskutiert. Nachmittags gab Anne Friedrichs (Leuphana Universität Lüneburg) einen Einblick in ihr Postdocprojekt über „Migration und Vergesellschaftung. Eine Mikrogeschichte der Ruhrpolen, 1870-1950“, bevor Martina Kessel den Workshop abschließend zusammenfasste.

Dr. Bettina Brockmeyer

Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie
Universität Bielefeld
bettina.brockmeyer@uni-bielefeld.de

Dr. Levke Harders

Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie
Universität Bielefeld
levke.harders@uni-bielefeld.de

Prof. Dr. Martina Kessel

Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie
Universität Bielefeld
martina.kessel@uni-bielefeld.de

Aktionstage „Gesellschaft Macht Geschlecht. Für geschlechtliche und sexuelle Selbstbestimmung“

Genau wie andere öffentliche Räume sind Universitäten keine diskriminierungsfreien Orte und so drücken sich auch hier gesellschaftlich konstruierte Macht- und Hierarchieverhältnisse aus, welche von einer gegebenen Ungleichheit und Ungleichwertigkeit von Frauen* und Männern* ausgehen, Heterosexualität zur Norm erheben und alle anderen sexuellen Orientierungen, wie z.B. Homo-, Bi-, Pan-¹ oder Asexualität² negieren oder abwerten und nur schwer anerkennen, dass es mehr als zwei sich dual gegenüberstehende Geschlechter und Geschlechtsselbstverständnisse gibt. Gleichzeitig ist davon auszugehen, dass mindestens 5-10% der Studierenden homo-, bi-, pan- oder asexuell sind und sich auch viele Trans*- und Inter*- Menschen unter der Studierendenschaft befinden.

Dies berücksichtigend wurden 2007 vom fzs, dem bundesweiten „Freien Zusammenschluss der Studierendenschaften“, die „Aktionstage gegen Sexismus und Homophobie“ ins Leben gerufen, eine landesweit stattfindende Aktion, die seit 2008 auch an der Universität Bielefeld von einer Gruppe aus ehrenamtlich tätigen Studierenden organisiert und u.a. vom AStA der Universität und der FH Bielefeld getragen wird. Diese zeichnet sich durch eine Mischung aus Vorträgen, Workshops, Filmvorführungen, Lesungen, Ausstellungen und musikalischen Darbietungen aus, so dass Teilnehmer_innen auf unterschiedlichen Ebenen erreicht werden können.

Im Jahr 2013 wurde der bisherige Name vom fzs in „Aktionstage Gesellschaft Macht Geschlecht“ geändert und auch das lokale Organisationsteam in Bielefeld entschied sich, diese Veränderung mitzutragen. Diese doppelte Bedeutung – der Hinweis auf die Strukturebene und die Blickrichtung auf Konstruktionsprozesse – wurde ergänzt durch den Untertitel „Für geschlechtliche und sexuelle Selbstbestimmung“. Während der Titel des Jahres 2012 „Aktionstage gegen Sexismus und Homophobie. Zweigeschlechtlichkeit war als Kind schon scheiße“ eher ausdrückte, wogegen wir uns wandten, stand nun der aktive Blick nach vorn im Fokus, was sich dann auch stark im Programm widerspiegelte: Zu nennen wäre hier zum Beispiel die Beschäftigung mit der Kampagne „#aufschrei“, welche das Ziel verfolgt(e), Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt öffentlich zu machen, die Initiative „Dritte Option“, die sich dafür einsetzt, dass im deutschen Personenstandsrecht eine dritte frei wählbare Geschlechtskategorie eingeführt werden solle, oder das bewusste Erinnern an Wegbereiterinnen der Schwarzen deutschen Frauenbewegungen u.a. durch einen Vortrag von Peggy Piesche und eine Tanzveranstaltung zum Leben May Ayims.

Von zentraler Wichtigkeit bei der Organisation der Aktionstage war die Auseinandersetzung mit den Fragen: wer spricht, wer wird gehört, wer wird nicht gehört und wer wird durch die Auswahl der Sprache und des intellektuellen Niveaus ausgeschlossen? Durch grundständige Einführungsvorträge, das Angebot von Übersetzungen und die Verlagerung einiger Veranstaltungen aus der Universität heraus in die Innenstadt, sowie, wann immer möglich, das Gestaltung der Veranstaltungen durch diejenigen, um die es in der jeweiligen Veranstaltung ging, wurde der Versuch unternommen, eine möglichst große Bandbreite an Menschen und Positionierungen zu erreichen. Hier wurden erste Schritte in die richtige Richtung unternommen und es bleibt zu hoffen, dass dieser Weg in den nächsten Jahren erfolgreich weiter beschritten werden kann. Ausführlichere Informationen zum Programm sind unter www.kein-sexismus.asta-bielefeld.de zu finden.

1 Pansexualität bezeichnet ein sexuelles Begehren, bei dem keine Vorauswahl nach dem Geschlecht oder der Geschlechtsidentität getroffen wird.

2 Asexualität beschreibt eine fehlende sexuelle Anziehung zu anderen Menschen und kann auch ein geringes Interesse an Sexualität implizieren

Elaine Lauwaert

Ruhr Universität Bochum

elaine.lauwaert@web.de

Levke Harders

Postdoc-Projekt in der Geschichtswissenschaft: Arbeitsmigration in Europa im 19. Jahrhundert

In diesem Forschungsprojekt werden saisonale Nah- und Fernwanderungsbewegungen von Arbeitskräften innerhalb Europas vergleichend analysiert. Im Fokus stehen dabei erstens die unterschiedlichen strukturellen und individuellen Bedingungen und Kontexte von Arbeitsmigration sowie zweitens die sich durch Migration verändernden Diskurse und Praktiken, also Machtverhältnisse und Handlungsspielräume. Die Studie analysiert die sozialen und kulturellen Veränderungen, die Arbeitsmigration in Herkunfts- und Zielregionen sowie während der Wanderung auslösten. Wanderungsbewegungen im 19. Jahrhundert waren Ergebnis, aber auch Ausgangspunkt gesellschaftlicher Modernisierung und der Herstellung von Differenzen. Untersucht werden daher Gründe für Migration und die sozialen wie beruflichen Möglichkeiten von Migrant_innen. Darüber hinaus wird nach den Ex- und Inklusionsprozessen an den Arbeitsorten und in den Herkunftsgemeinschaften gefragt. Arbeitsmigrant_innen überschritten nicht nur Staats-, Sprach- und ‚Kultur‘grenzen, sondern der transitorische Ort der Migration eröffnete den Beteiligten neue Handlungsspielräume. Mit ihrer Mobilität waren Migrant_innen Teil transkultureller Prozesse. Durch Migration, so die Hypothese, veränderten sich Diskurse und Praktiken der Mehrheitsgesellschaft. Gleichzeitig wurden diese Grenzüberschreitungen reguliert, um nationale, ständische und konfessionelle Ordnungen aufrecht zu erhalten. Geplanter Bearbeitungszeitraum: 2013 bis 2017.

Dr. Levke Harders

Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie

Universität Bielefeld

levke.harders@uni-bielefeld.de